

WILS
CLS
PT1337
.B53x
1907
bd.13

■

BIBLIOTHEK
DER
ERHALTUNG
UND DES
WISSENS

■

UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTT GART • BERLIN • LEIPZIG •

Aus der Bibliothek

Two Cities Campus



Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Einzig schön

ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und schöner Teint. Alles dies erzeugt die echte **Steckenpferd-Lilienmilch-Seife** von **Bergmann & Co., Radebeul.** à Stück 50 Pf. Überall zu haben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Drei Geschwister. Roman von **Margarete Gräfin Büntau** (Genrätzte von Meerheimb). Geheftet 3 Mark 50 Pf., gebunden 4 Mark 50 Pf.

Die Romane der Gräfin Büntau erfreuen sich einer steigenden Beliebtheit. Rasch fortschreitende Handlung, scharfe Zeichnung nach dem Leben machen ihre Lektüre anziehend und genutzreich, auch der gemüthvolle Leser findet seine Rechnung.

Opfer. Roman von **Marie Bernhard.** Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Dieser neue Roman der beliebtesten Erzählerin bildet eine vortreffliche Lektüre für alle die, welche zu einem geläuterten und fein empfindenden literarischen Verständnis durchgedrungen sind.

Dietrich Hellwags Sieg. Roman von **Karl Kosner.** Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Ein interessanter Roman eines der Jungen unter unsern modernen Erzählern, reich an dramatischen Wendungen und seelischen Konflikten, in denen Liebe und Edelthun als leuchtende Leitsterne den großen Sieg des Selbstbezwingens erringen lassen.

Hermann und Walther Soltau. Roman von **Hans Olden.** Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Hans Olden weiß anziehend zu erzählen, greifbar und wahr die Gestalten des Romans vor dem Leser erscheinen zu lassen. Das Milieu des vornehmen Berliner Westens ist gut getroffen; schlicht und doch wegen ihrer Natürlichkeit ungemein reizvoll fesseln Dialog und Handlung das Interesse, zum Miterleben und Mitempfinden zwingend.

Entsagung. Erzählungen von **D. Kaba.** In autorisierter deutscher Bearbeitung von **H. P. Eugen Andrae.** Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Mit Herausgabe dieses Novellenbandes erschlossen wir dem deutschen Leserkreise einen Teil der Werke eines italienischen Autors, der in seiner Heimat sich bereits einen bedeutenden Namen erworben hat und dessen Erzählungen es wohl verdienen, ins Deutsche eingeführt zu werden.

◀ Zu haben in allen Buchhandlungen. ▶



„Benefactor“

verfolgt
das
Prinzip

Schultern zurück, Brust heraus!

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion **sofort gerade Haltung** ohne Beschwerden.

erweitert die Brust! Für Herren, Damen, Knaben und Mädchen.

Für Herren u. Knaben
gleichzeitig Ersatz
für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Maassang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter den Armen gemessen. Für Damen ausserdem Taillenweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 72. Man verlange illust. Brosch.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Für Sommersport und Lieblingsbeschäftigungen.

Illustrierte Taschenbücher für die Jugend.

Als für die Sommermonate besonders geeignet empfehlen wir nachstehende Bändchen der Sammlung:

Nr. 2. Aquarium und Terrarium.
Bearbeitet von Hermann Lachmann. Mit 76 Abbildungen.

Nr. 3. Liebhaber-Photographie.
Bearbeitet von Dr. Georg Lehnert. Mit 67 Abbildungen.

Nr. 7. Der Schmetterlingsammler.
Bearbeitet von Alexander Bau. Mit 98 Abbildungen.

Nr. 10. Radfahren.
Bearbeitet von Dr. Georg Lehnert. Mit 69 Abbildungen.

Nr. 12. Der junge Schiffbauer.
Bearbeitet von Schiffbaufonstrukteur Waap.

Nr. 18. Das Mikroskop.
Bearbeitet von E. Schertel. Mit 91 Abbildungen.

Nr. 19. Lawn Tennis und andere Spiele.
Bearbeitet von Ph. Heineken. Mit 83 Abbildungen.

Nr. 22. Der Käfersammler.
Bearbeitet von Alexander Bau. Mit 188 Abbildungen.

Preis pro Bändchen nur 1 Mark.

Unsere Taschenbücher, von welchen bis jetzt sechsundzwanzig Bändchen erschienen, sind bestimmt, über die Praxis jugendlicher Liebhaberereien, wichtiger Lebensfragen, über Sport und Spiel etc. zweckmäßige Auskunft zu geben und dem Laien ohne großen Geldeaufwand die mangelnde Erfahrung zu ersetzen.

— Zu haben in allen Buchhandlungen. —



Deutsches Haus,
ST. PAUL, MINN.



Zu der Novellette „Die Liebesprobe“ von F. Clemens. (S. 77)
Originalzeichnung von Th. Volz.

Bibliothek der ▽ ▽ ▽ **Unterhaltung** und des Wissens.

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten ~ sowie zahl-
~reichen Illustrationen ~

Jahrgang 1907. Dreizehnter Band



~ Stuttgart, Berlin, Leipzig ~
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

858

Druck der
Union Deutsche
Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart

416



Inhalts-Verzeichnis.



	Seite
Frauenliebe. Roman von Horst Bodemer (Fortsetzung und Schluss)	5
Die Liebesprobe. Novelle von F. Ekmens	63
Mit Illustrationen von Ch. Volz.	
Die Eroberung der Luft. Technische Skizze von W. Hel- muth	83
Mit 15 Illustrationen.	
Butterblümchen. Novelle von Alwin Römer	109
Im Erdbeerland. Eine sommerliche Skizze von Ch. Seel- mann	146
Mit 9 Illustrationen.	
Fritz und Lotte. Eine wahre Geschichte aus der Bieder- meierzeit. Von Emerich v. Gatti	162
Die Cambrioleurs. Bilder aus der Pariser Verbrecherwelt. Von R. Hendrichs	187
Mit 8 Illustrationen.	
Moderne Kücheneinrichtung. Ein Kapitel für die Haus- frauen. Von P. Richter	200
Mit 13 Illustrationen.	
Mannigfaltiges:	
Der Goldklumpen	208
Neue Erfindungen:	
I. Rollenhalter „Frauenfreude“	212
Mit Illustration.	
II. Akustikapparat für Schwerhörige	214
Mit 2 Illustrationen.	
Ein Überfall durch Ameisen	216
Der Prinzregent Luitpold	217
Flaschenposten	218

	Seite
Lincolns Versöhnlichkeit	220
Kann der Mensch vom Tier lernen?	220
Die misslungene Probe	223
Vom Simplontunnel	224
Mit 2 Illustrationen.	
Gehobene Schätze	226
Kussgeschichten	228
Bäuerinnen aus dem Drautale in Untersteiermark	230
Mit Illustration.	
„Sie gehören auch in die Hölle!“	231
Der verpfändete Schauspieler	231
Meister Hdebar	233
Grosse und kleine Diebe	235
Die Vampire der Eingeweide	235
Der gewissenhafte Nachtwächter	237
Warum folgt auf ein gutes Obstjahr ein schlechtes?	238
Ehen werden im Himmel geschlossen	239
Die verpfändete Guillotine	239
Soldatentreue	240





Frauenliebe.

Roman von Horst Bodemer.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Dreizehntes Kapitel.

Die große Jagd, die Hans-Wilhelm diesen Winter gab, wird er sein Lebtag nicht vergessen. Eva hatte ihren Vater gebeten, an ihr teilzunehmen, aber er lehnte entschieden ab.

„Ich halte mich dieses Jahr von allen gesellschaftlichen Zerstreungen fern, um nach Möglichkeit zu vermeiden, mit deinem Manne zusammenzutreffen.“

„Das haben bereits alle Leute bemerkt und machen ihre Glossen drüber.“

„Was mir herzlich einerlei ist, mein Kind.“

„Auch wenn ich drunter leide?“

Da hatte er Eva mit einem langen Blicke angesehen.
„Denkst du vielleicht, ich leide nicht auch?“

Hestig hatte sie aufbegehrt, ihre Nerven waren schon arg mitgenommen. „Statt Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, türmst du dir und uns immer neue auf!“

„Es kommt auf den Standpunkt an, mein Kind!“

„Christlich ist der deine sicher nicht!“

Da hatte der Graf Eva mit scharfen Worten in die Schranken zurückgewiesen, die einer Tochter dem Vater gegenüber gezogen sind.

Sie war heftig geworden, ein Wort hatte das andere gegeben. Das Resultat war ein definitiver Bruch.

Seit dieser Zeit war sie nicht wieder in Glosow gewesen.

* * *

Die Jagd war verregnet. Ein Südwind hatte sich aufgemacht, die Schneedecke aufgerollt und Regenschauer auf Regenschauer gebracht. Und als die Herren, vollkommen durchnäßt, mit karger Beute in Moreth eintrafen — die Hasen hatten festgelegt, den Hunden war die Nase voll Regen geschlagen — ereilte sie die Kunde, die junge Frau liege fiebernd im Bett.

Während Hans-Wilhelm sofort zu ihr eilte, unterhielt seine Mutter die Gäste, die sich nach einem kurzen Imbiß, ihr Bedauern ausdrückend, schnell verabschiedeten.

Eva phantasierte, der Arzt war noch nicht da. Immer wieder rief sie nach Hans-Wilhelm und ihrem Vater.

„Ich bin ja bei dir, kannst du mich nicht erkennen?“ beruhigte Hans-Wilhelm.

Sie redete allerlei ungereimtes Zeug zusammen, und zum Schluß rief sie: „Papa, gib Hans-Wilhelm die Hand! Er geht unter — er geht unter!“

Dann kreischte sie laut auf.

Er biß die Zähne aufeinander. Wenn das der Arzt hörte, was sollte der denken? Ob er nach dem Grafen schickte? Fast ging es über seine Kraft, aber da lag sein Weib und wand sich im wildesten Fieber.

Seine Mutter trat ein, draußen fuhr gerade der letzte Wagen fort. Immer wieder kamen dieselben Worte in namenloser Angst von Evas Lippen.

„Ich fahre sofort nach Glosow, Hans-Wilhelm.“

„Muß es sein?“

„Du siehst doch — die arme Eva!“

Und er knirschte mit den Zähnen und schwieg.

Frau v. Moreth verließ das Zimmer, wenige Minuten später sah sie Hans-Wilhelm zum Hofstor hinausfahren. Eva war ruhiger geworden; jetzt tat es ihm wieder leid, daß der Graf geholt wurde. Andern ließ es sich nicht mehr, aber eine stille Wut gegen ihn stieg in ihm auf.

Der Arzt kam und machte ein sehr bedenkliches Gesicht.

„Ein regelrechter Nervenschok. Ruhe, gute Pflege — das ist jetzt alles!“

Hans-Wilhelm fuhr sich mit der Hand über die Stirne; er fühlte sich nicht frei von Fehle, aber den größten Teil der Schuld trug doch sein Schwiegervater. Hätte er ein reines Gewissen gehabt, dann wäre es zwischen den beiden zweifellos zu einem heftigen Zusammenstoß gekommen, aber so mußte er schweigen und seinen Ärger hinunterwürgen. Das fiel ihm unsagbar schwer.

Der Arzt versprach, sofort eine Pflegerin aus der Kreisstadt zu senden, und entfernte sich wieder; gegen Abend wollte er noch einmal kommen.

Der alte Dremel warf sich selbst aufs Pferd, um schleunigst die nötigen Medikamente aus der Stadt zu holen.

Hans-Wilhelm aber saß im durchnächsten Jagdanzug, den Kopf in die Hand gestützt, am Bette seines Weibes, das sich in Fieberschauern wand.

* * *

Graf Melendorff war nicht wenig erstaunt, als sich Frau v. Moreth bei ihm melden ließ. Natürlich war Hans-Wilhelm wieder einmal eine fatale Geschichte zugestoßen. Fast erfüllte es ihn mit Befriedigung.

Er ging ihr entgegen. „Gnädige Frau, seien Sie mir herzlich willkommen!“

Sie überfah seine ausgestreckte Hand. „Kommen Sie, bitte, sofort mit mir. Eva ist schwer krank!“

Seine Faust ballte sich auf seinem Herzen. „Um Gottes willen!“

Stumm nickt Frau v. Moreth, während ihr die Tränen die Wangen herablaufen.

Sie fahren zusammen hinüber.

„Was fehlt ihr denn?“

„Sie ist fertig mit ihren Nerven. Hohes Fieber hat sich eingestellt.“

Der Graf sieht Frau v. Moreth von der Seite an. Hochaufgerichtet sitzt sie im Wagen, die Mundwinkel hängen ihr in verbissenem Schmerze herab, ihr Blick starrt geradeaus.

Kein Wort weiter sprechen sie auf der Fahrt zusammen. —

Frau v. Moreth geht in Evas Zimmer, der Graf muß nebenan warten.

Düster blickt Hans-Wilhelm auf.

„Ihr Vater ist da.“

Ein grimmiges Lachen ist seine Antwort.

„Zieh dich um, Hans-Wilhelm, sonst wirst du auch noch krank.“

„Ich bleibe hier.“

„Es ist besser, du läßt mich mit ihm an Evas Bett allein.“

Schwerfällig erhebt er sich. „Du hast recht, Mama, es ist besser — um meines Weibes willen.“

Schlürfend ist sein Schritt, den Kopf trägt er vornüber geneigt. Durch eine Seitentür verschwindet er.

Eva stöhnt und wälzt sich im Bett. Der Eisbeutel,

der auf ihrer Stirn gelegen, fällt mit dumpfem Aufschlage zu Boden.

Frau v. Moreth hebt ihn auf und setzt sich ans Bett. Sie weiß, Eva hat Nervenfieber. Der Diener hätte es ihr beim Aussteigen aus dem Wagen nicht erst zu sagen brauchen. Die heißen Hände ihrer Schwiegertochter nimmt sie in die ihren. Da wird die Arme ruhiger.

Leise erhebt sich Frau v. Moreth und winkt den Grafen ins Zimmer.

Der nimmt auf dem Stuhle Platz, auf welchem Hans-Wilhelm soeben noch gefessen; er versucht in den Bügen seiner Tochter zu lesen, und in diesem Momente kreischt sie laut auf und will heraus aus dem Bett.

„Papa, schieß nicht! Es ist ja Hans-Wilhelm!“

Einen Stich gibt es dem Grafen ins Herz. Mit Frau v. Moreth drückt er sie sanft in die Kissen.

Aber es kommt noch viel ärger. Auf einmal fängt Eva an höhnisch zu lachen.

„So ist's recht, laß dich nicht unterkriegen, Hans-Wilhelm! Schlag zu, schlag zu, und wenn er zehnmal mein Vater ist!“

Und während der bleich und entsetzt an die Wand taumelt, sagt Frau v. Moreth leise: „Das arme Kind!“

Mit zitternden Knien kommt der Graf an das Bett und beugt sich über die Fiebernde. „Eva, erkennst du mich? Papa ist da, er tut doch Hans-Wilhelm nichts!“

Aber die Kranke wendet nur stöhnend den Kopf zur Seite.

Leise fragt er Frau v. Moreth: „Wo ist Hans-Wilhelm denn?“

„Ich habe ihn hinausgeschickt — es ist besser so,“ entgegnet sie kühl.

„Sobald es irgend geht, muß sie ins Krankenhaus, damit die Ärzte ihr ständig zur Verfügung stehen.“

Da tritt Frau v. Moreth die Galle ins Blut. „Vorläufig ist es unnötig, und dann erlaubt es mein Sohn, der hier Herr ist und Ewas Mann, sicherlich nicht.“

„Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, mein Kind wird eine lange Rekonvaleszenz haben.“

„Gewiß, Graf — falls wir sie überhaupt über den Berg bringen.“

„Gerade dann bedarf es der sorgfältigsten Überwachung.“

Frau v. Moreth sieht mit hochgezogenen Augenbrauen den Grafen an, in ihrem Innern wütet es. „Der beste Arzt werden Sie selbst sein, Graf. Das sollten Sie nachgerade wissen.“

„Ich?“

Frau v. Moreth ist nicht mehr weit entfernt, die Fassung zu verlieren. Stellt sich der Graf nur so oder hat er wirklich kein Verständnis für die Lage? Mit verhaltenem Grimme sagt sie: „Passiert ein Unglück, so trifft nur Sie die Schuld!“

„Mich?“

Nun ist es aus mit ihrer Selbstbeherrschung. „Allerdings! Glauben Sie denn, Eva hätte nicht entsetzlich gelitten durch die Behandlung, die Sie meinem Sohne haben angedeihen lassen? — Sie waren mit einfachem Worte gesagt: brutal!“

Der Graf erkennt Frau v. Moreth gar nicht wieder; aber er ist ein viel zu harter Kopf, um nachzugeben. „Die Tatsachen sind oft brutal und — an wem brutaler gehandelt worden ist, an meiner Tochter oder an mir, ist noch sehr die Frage.“

„Nicht dem Alter, der Jugend gehört die Zukunft.“

Die auf die richtigen Wege zu leiten mit Geduld, Sanftmut und Nachsicht, das ist unsere Pflicht!"

Da krampfen sich Evas Hände in die Bettdecke, durch ihren Körper geht ein Beben; sie schreit: „Hans-Wilhelm, verlaß mich nicht, fahr nicht zur Jagd — bitte, bitte, bitte!“

Den Schluß des Satzes bringt sie nur wimmernd heraus.

„Nun? Sagen Sie noch immer, daß ich die Schuld trage, gnädige Frau?“

„Was hat Evas Schmerz mit Ihrer Schuldlosigkeit zu tun?“

Sie beugt sich über die Fiebernde, die wieder ruhiger wird.

„So scheinen Sie nicht zu wissen, daß Hans-Wilhelm wieder hoch gespielt hat.“

Mit großen Augen sieht sie den Grafen an, dann geht ein Zucken über ihr Gesicht, aber im nächsten Augenblicke hat sie sich wieder vollkommen in der Gewalt.

„Das tut mir unsagbar weh. Hätten Sie die Hände über ihn gehalten, wäre das nicht geschehen.“

Der Graf schweigt und denkt: Sehr bequem, die Schuld auf andere abzuwälzen!

Dreweil kommt in diesem Augenblicke mit den Medikamenten aus der Stadt an.

Frau v. Moreth versorgt Eva, die bald nach einem Tranke in ruhigen Schlaf verfällt. Der Graf sitzt schweigend dabei und starrt zu Boden. Tausend Gedanken durchkreuzen sein Hirn. War er wirklich so schuldig? Er glaubte es nicht, Seine feste Überzeugung war es auch jetzt noch, daß er nicht anders hatte handeln dürfen. Vom Durchschnittsmenschen war er weit entfernt, dies wußte er wohl; er wähnte, er betrachte die Welt von

einem höheren, richtigeren Standpunkte. Wirkliche Freunde besaß er kaum, und doch hatte ihn der Grafenverband Pommerns einstimmig in das Herrenhaus abgeordnet, weil er den Dingen eben objektiv gegenüberzustehen pflegte. In wirtschaftlichen Fragen galt er für eine Autorität, und die standen momentan im Vordergrund. Seiner Scholle hatte er abgerungen, was nur herauszuholen war, nichts blieb bei ihm unbenutzt. Den Freuden des Lebens wurde er früh ein Fremder; er schätzte die Menschen nach ihrem Pflichtbewußtsein ein, und das fehlte nach seiner Ansicht Hans-Wilhelm vollkommen. Wenn der in der ersten Zeit mit starker Hand in Moreth zugriff, nun so war es eben das Neue, das seinen Schwiegersohn fesselte; für den war es auch nur ein Spiel, dem man nachgeht, solange es Spaß macht. Und ihm schien es, dies Vergnügen sei schon zu Ende, denn Hans-Wilhelm bedurfte bereits wieder neuer Aufregungen, um das Leben lebenswert zu finden.

Und die in erster Linie darunter litt, die hieß Eva Melendorff. Grund genug für den Vater, um mit einem solchen Manne nichts zu tun zu haben.

Nun machte ihm auch Frau v. Moreth Vorwürfe! Von keiner anderen hätten sie ihn tiefer berührt, denn er war kühl bis ans Herz hinan und gerade deshalb geeignet, zu den Männern zu gehören, die Geschichte machen. In unseren Tagen wandte man sich ja leider Gottes fast ausnahmslos Hitzköpfen und Klopffechtern zu, die ihr Steckenpferd ritten. Aber eine Stelle in seinem alternden Herzen war empfindlich geblieben; er, der gefezte Mann, hatte immer noch nicht ganz überwunden, daß ihn Agathe v. Moreth einst ausge schlagen hatte. Er mußte zugeben: ein wenig ist ein jeder Egoist, selbst ich, und das hatte er doch immer

nur in sehr beschränktem Maße sein wollen. Denn — man mußte es dem Grafen lassen — unternahm er etwas Neues, so legte er sich stets die Frage vor: ist das auch von Vorteil für die, die mir Gott anvertraut? Nahm es wunder, wenn seine Leute voll Ehrfurcht und Dankbarkeit zu ihm aufblickten? Sie wohnten in gutgebauten Häusern, hatten Feld und Garten, und die höchsten Löhne bezahlte er auch in der ganzen Gegend. Freilich — der Grandseigneur blieb er ihnen gegenüber immer, aber das imponierte und hielt die Leute in Zucht und Ordnung. Er hatte Reider und Feinde — gewiß, aber die langten nicht herauf bis zu seiner stolzen Höhe, die noch einsamer geworden, seit Eva ihn verlassen. Er meinte zu fühlen, nun, wo sein Kind krank lag auf den Tod, würden sie doch hinaufreichen können bis zu ihm mit dem Vorwurfe: er hat Moreths gejagt, bis das Einzige, was ihm Gott gelassen, auf der Strecke liegen geblieben ist. Und diesen Gedanken wurde er nicht wieder los, so sehr er sich dagegen sträubte.

Da machte er zum ersten Male seit vielen Jahren Konzessionen an die Welt. Über sein Fleisch und Blut sollte sie nicht rechten mit ihm, das hätte er nicht ertragen.

„Eva ist ruhiger geworden. Wo ist denn eigentlich Hans-Wilhelm? Ich möchte ihn gern sprechen.“

Und wieder zuckte Frau v. Moreths Mundwinkel. „Auf meinen Wunsch, Graf, verzichtet er darauf, Sie zu sehen, bis Sie ihn in Glossow empfangen.“

Alles andere hätte er erwartet, nur diese Antwort nicht. Einige Augenblicke ist er sprachlos, dann steigen ihm bittere Worte die Kehle herauf. „Also das ist der Dank!“

Ruhig sieht Frau v. Moreth den Grafen an, auf

dessen Gesichtszügen sich deutlich der verhaltene Ingrimme abspiegelt.

„Gewiß — ein Herr v. Moreth war Ihnen zu großem Danke verpflichtet. Das gibt Ihnen aber noch lange nicht das Recht, auf ihm herumzutreten zum Gespött des ganzen Kreises — noch dazu, wenn er Ihr Schwiegersohn ist.“

„Sehr gegen meinen Willen.“

Der Graf erhebt sich, er ist empört.

„Das weiß man weit und breit; aber was geschehen ist, muß man tragen, würdig tragen, Graf!“

Er macht eine stumme Verbeugung, wirft noch einen langen Blick auf sein krankes Kind und entfernt sich.

Frau v. Moreth geht an die Nebentür und winkt Hans-Wilhelm herein.

„Wo ist er?“

„Ich habe ihn nach Hause geschickt. Frag' jetzt nichts weiter!“

Er kennt seine Mutter zu gut. Wenn sie so starr zum Fenster hinausieht, ist nichts mit ihr anzufangen — und dann, seine arme Eva ist ja schwer krank.

Gegen Abend kommt der Arzt noch einmal und bringt die Pflegerin mit.

„Um, es scheint sich besser zu machen, als ich dachte.“

„Wirklich?“

„Nur Ruhe! Die Gefahr ist noch lange nicht vorüber.“

Mit der barmherzigen Schwester wacht Hans-Wilhelm die Nacht durch; die Mutter liegt nebenan auf dem Sofa. Sie kommt aber alle Augenblicke, um nach ihrer Schwiegertochter zu sehen.

Es war eine schwere Nacht. Eva phantasierte stundenlang und mußte oft mit Gewalt im Bett zurückgehalten werden. — —

Auch in Graf Melendorffs Arbeitszimmer erlischt in dieser Nacht das Licht nicht; sein Inneres ist in gewaltigem Aufruhr, die Vaterliebe ringt mit seinen Lebensanschauungen, und die tragen doch schließlich den Sieg davon.

Bei Tagesgrauen schickt er einen Boten hinüber nach Moreth und läßt anfragen, wie die Nacht gewesen.

Die Antwort ist kurz und bündig.

„Schlecht!“

Hans-Wilhelm aber erhält keine Aufforderung, ihm in Glossow selbst Bericht zu erstatten.

ms ~~Was ist das Kapitel.~~ *Kapitel*

Der Graf kommt nicht mehr nach Moreth, und die Nachrichten, die ihm zu teil werden, sind oft wenig befriedigend.

Das reizt seine Nerven auf.

Hätte Frau v. Moreth nur ein wenig Entgegenkommen gezeigt, ihn auch nur mit kurzen Worten aufgefordert: Sprechen Sie einmal selbst bei uns vor! — er wäre sofort dazu bereit gewesen. Aber dieser kalte Ton, den sie anschlug, wo es sich um Leben und Sterben seines einzigen Kindes handelte, ließ es ihm nicht angeraten erscheinen, nach Moreth zu fahren. Gewiß, man würde ihn nicht hindern, Eva zu sehen, falls der Arzt keine Einwände machte, aber die Luft, die drüben wehte, war ihm zu eisig. Er war gewöhnt, mit Respekt aufgenommen zu werden, und diejenigen, die ihm das meiste verdankten, in dessen Händen sich seine Eva befand, blieben steif und kühl! Oft war er entschlossen, den Arzt zu sich zu bitten, aber im letzten Augenblicke verwarf er den Gedanken doch immer wieder. Was er erfahren wollte, wurde ihm gesagt, warum sollte

er sich also eine Blöße vor dem fremden Manne geben? Ob er eine Autorität kommen lassen sollte? Das war ein Ausweg. Professor v. Leyden aus Berlin vielleicht, den er persönlich kannte? Die Türe konnten dem Moreths nicht weisen, und der berühmte Arzt wäre sicher gern bereit gewesen, dem besorgten Vater nach der Untersuchung Rede und Antwort zu stehen. Aber er, der sonst kühl überlegte, Vortheil und Nachtheil genau abwog und dann mit aller Entschlossenheit verfolgte, was er für richtig hielt, wurde schwankend.

Da fühlte Graf Melendorff, daß er sich dem Greisenalter näherte. Er verschob die Absendung des Telegramms von Tag zu Tag — und Gott sei Dank besserte sich Evas Zustand.

Eines Morgens wurde ihm die Nachricht zu teil: „Lebensgefahr ist nicht mehr vorhanden.“

Befreit atmete er auf.

* * *

Auf dem Lande spricht sich alles schnell herum, oft wird dabei aus einer Mücke ein Elefant gemacht. Es kursierten die wahnsinnigsten Gerüchte über den Grafen und Hans-Wilhelm. Und um zu zeigen, wie man an dem geprüften Ehemann und seiner jungen Frau hing, forderte man von allen Seiten täglich Nachrichten ein.

Moreths bekamen viele Briefe, die ihnen wohl taten, und als Eva das erste Mal wieder klar denken konnte, erzählte man es ihr. Man wollte ihre ersten lichten Momente nicht mit schlimmer Kunde vom Vater trüben, womöglich trat sonst ein Rückfall ein.

Aber dies Bemühen war vergeblich. „Ist Papa nicht da?“ unterbrach sie Hans-Wilhelm und die Mutter.

„Jetzt nicht. Aber du wirst ihn bald sehen.“

Prüfend ruhte ihr Gesicht auf ihrem Mann. „Du siehst elend aus.“

„Er ist diese lange Zeit nicht von deinem Bette gewichen,“ sagte Frau v. Moreth.

Da verklärt ein Lächeln ihr blasses Gesicht. „Küsse mich, Hans-Wilhelm! Die Arme kann ich freilich nicht heben, so schwach bin ich.“

Und unter seinem Kusse schlummert sie wieder ein — weiterer Genesung entgegen.

„Jetzt müssen wir ihren Vater bitten, zu uns zu kommen,“ sagt er zu seiner Mutter.

Die hagere Frau v. Moreth ist in dieser Zeit noch schlanker geworden. „Mein lieber Junge — ich rate ab.“

Erstaunt sieht er die Mutter an. „Aber Mama, es könnte Evas Tod sein!“

„Du irrst, du kennst Frauenliebe nicht!“ Ein versonnenes Lächeln liegt um ihren Mund.

„Nimm mir's nicht übel, ich versteh' dich nicht.“

Da faßt sie ihren großen Jungen bei der Hand. „Eva hat bis heute treu an deiner Seite gestanden — auch als du dich wieder verleiten ließest, zu spielen.“

Beschämt senkt er den Blick.

„Ich sage das nicht, um dich an eine schwache Stunde zu erinnern, denn deine Verfehlungen hast du jetzt mit deinem Weibe, nicht mehr mit mir ins reine zu bringen, sondern um dich folgerichtig zu überzeugen, was Frauenliebe vermag. — Denkst du wirklich, Eva würde die Wahrheit nicht ertragen können?“

„Benigstens habe ich Angst, ein Rückfall könnte kommen.“

„Sei unbesorgt, sie hat schon Schweres um deinetwillen auf sich genommen mit ruhigem, festem Willen, sie trägt auch dieses noch.“

„Aber wozu die Aufregungen, Mama?“

„Du bist doch noch recht töricht, lieber Hans-Wilhelm! Entweder sie bringt jetzt eine Ausöhnung zwischen euch zu stande — und das glaube ich — oder sie steht doppelt stark an deiner Seite. — Das Leben bringt uns oft gar harte Kämpfe.“

Er ist nicht überzeugt; mit großen Schritten geht er schweigend im Zimmer auf und ab. Ruhig blickt ihm die Mutter nach, sobald er ihr den Rücken zudreht. Endlich bleibt er vor ihr stehen.

„Das Experiment scheint mir zu gewagt.“

„Du Kleingläubiger!“

„Du hast gut reden!“

Da steht sie auf und ergreift seine beiden Hände. „Hans-Wilhelm, du wirst zugeben müssen, ich bin eine schmergeprüfte Frau!“

Innig schlingt er die Arme um seine Mutter und drückt sie liebevoll an seine breite Brust — so kindlich, so herzlich, wie er es nicht getan seit mehr als zwanzig Jahren.

Da legt sich ein glückliches Lächeln auf Frau v. Moreths verhärmtes Gesicht. „Glaubst du nun an deine Mutter, Hans-Wilhelm?“

„Bei Gott, ich will es dir beweisen! Besprich mit Eva schonend, was geschehen soll, blind will ich eurer Führung folgen!“

„Jetzt gehst auch du dem neuen Leben zu, du wirst genesen, fest weiß ich es jetzt. Durch Frauenliebe wird's geschehen!“

Andächtig küßt der Sohn der Mutter schmale Hände.

* * *

Eva wie ihr Vater hatten Konzessionen machen müssen. Eine Ausöhnung kam zwar zu stande, aber innerlich blieb es beim alten. Der Graf und Hans-

Wilhelm verkehrten miteinander — so wenig wie möglich allerdings; er nannte Melendorff nun „Papa“, nicht mehr „Onkel“, das war aber auch alles.

Sie trugen beide nicht allzu schwer daran. Eva wurde kräftiger, stundenweise durfte sie schon das Bett verlassen. Hans-Wilhelm aber rief die Arbeit, denn die Frühjahrseinstellung stand vor der Tür.

Während der bösen Wochen hatte Dretwel in altbewährter Pflichttreue das Gut verwaltet, die Geräte für die neue Kampagne in stand bringen lassen und hie und da an Haus und Hof gebessert.

Der Graf war viel zu den Sitzungen des Herrenhauses in Berlin, er hatte beim Etat des Ministerpräsidenten eine Rede gehalten, die gewaltiges Aufsehen erregte. Er forderte in scharfen Worten, die Behörden sollten strenger gegen Verletzung der Autorität vorgehen, denn auf ihr beruhe in allererster Linie die Macht des Staates.

Das war ja vielen aus der Seele gesprochen, aber von dem kühlen Melendorff hatte kaum einer einen so energischen Vorstoß erwartet; im Herrenhause pflegt, mit Ausnahme von ganz „großen Tagen“, der Rede-
strom ruhig zu plätschern.

Im Kreise aber, obgleich man auch hier, in dem konservativen Pommern, sich offen zu des Grafen Anschauungen bekannte, verzog sich mancher Mund zu einem spöttischen Lächeln.

„Ob er wohl die Rede dem guten Hans-Wilhelm im Konzept vorgelesen hat?“ meinte Jochen Düsedau.

Und im reservierten Zimmer des Schwarzen Ablers antwortete man dem unverbesserlichen Junggesellen: „Er markiert jetzt den Patriarchen, er will uns allen einen moralischen Rippenstoß versetzen, vor allem seiner Tochter!“

Die lächelte, als sie die Rede las.

„Hans-Wilhelm, schreiben wir es uns hinter die Ohren!“

„Gewiß,“ entgegnete er ruhig, „wir wollen das gerne tun, wenn Vater einen dauerhaften Frieden mit uns macht. Vorläufig ist's doch weiter nichts wie ein Waffenstillstand.“

„Der läuft dem Frieden immer voraus,“ antwortete Eva mit zufriedennem Lächeln.

Frau v. Moreth aber dachte im stillen: „Wenn sich beide Parteien nicht stark genug fühlen, um den Krieg fortzusetzen!“

Sie wenigstens war fest entschlossen, auf ihrer Position auszuhalten, und Evas glaubte sie sicher zu sein. Wenn nur Hans-Wilhelm nicht plötzlich einmal in einer leichtsinnigen Stunde den Pakt brach.

* * *

Graf Melendorff kam sofort nach seiner Rückkehr aus Berlin nach Moreth.

„Ich habe mit Professor v. Bergmann gesprochen, der ja auch im Herrenhause sitzt. Es wird gut sein, du begibst dich auf vier bis sechs Wochen in ein Bad.“

Eva lehnte entschieden ab. „Nirgends kann ich mich besser erholen als hier bei Hans-Wilhelm und Mutter.“

Frau v. Moreth dankte ihr im stillen diese Antwort. Bevor man einer Kranken mit solchen Dingen kam, sprach man doch mit den Angehörigen darüber. Sie fühlte sich tief verletzt durch dies Beiseiteschieben. Auch Hans-Wilhelm konnte sich einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren, um des lieben Friedens willen schwieg er aber.

„Reden Sie ihr, bitte, gut zu, gnädige Frau,“ bat nun der Graf.

Aber sie erwiderte frostig: „Dazu habe ich keine Veranlassung. Evas Gesundheit macht ja erfreuliche Fortschritte.“

Da trumpfte auch Hans-Wilhelm auf. „Das meine ich auch!“

Der Graf empfahl sich schneller, als er ursprünglich gewollt.

Raum hatte sich hinter ihm die Tür geschlossen, so schlang Eva die Arme um ihren Mann. „Nicht wahr, Hans-Wilhelm, du behältst mich gern hier?“

„Aber, mein Herzblatt, wie kannst du nur fragen!“

Frau v. Moreth saß in ihrem bequemen Stuhle und nickte dazu. Sie war sehr befriedigt, weil sie ihre Schwiegertochter richtig eingeschätzt hatte.

Und Eva blühte auf unter der Frühlingssonne. Die Nachbarn kamen und schüttelten die Köpfe.

„Daß Sie sich aber so schnell erholt haben, gnädige Frau!“

Da schwieg sie und sah nur Hans-Wilhelm glücklich an.

Der ging mit aller Pflichttreue seiner Arbeit nach.

* * *

Und als der Hochsommer kam mit seinen heißen Tagen, blickten Frau v. Moreth und Hans-Wilhelm oft besorgt auf Eva. Sie war wieder blasser geworden, die Unruhe trieb sie durchs Haus.

„Was hast du, Eva?“

„Was soll ich haben — nichts!“

„Doch — du siehst nicht mehr gut aus!“

„O, das geht vorüber.“

„Ich habe solche Angst, Liebling!“

Da lachte sie ihm ins Gesicht. —

In der darauffolgenden Nacht wälzte sich Hans-

Wilhelm schlaflos im Bett. Eva wurde es gewahr. Hatte er Sorgen — ihretwegen? Es machte sie glücklich, das zu denken.

Der nächste Tag war ein Sonntag.

Nach dem Essen fragte sie: „Hans-Wilhelm, darfst du ein wenig spazieren fahren — ohne Kutscher?“

„Von Herzen gern, Eva. Ich wollte so wie so hinaus; ein herrlicher Anblick, das wogende Ahrenmeer!“

„Der Preis der Arbeit. Das macht froh, nicht wahr?“

Da herzt und küßt er sein treues Weib.

Und draußen an den einzelnen Schlägen halten sie an. Hans-Wilhelm erzählt, was hier, was dort im vorigen Jahre gestanden, wie viel geerntet worden ist. Eva hört glücklich lächelnd zu.

Nun legt sie ihre Hand in die seine. „Hans-Wilhelm, ich hab' dir auch etwas zu sagen.“

„So schieß los!“

Sie flüstert ihm etwas ins Ohr.

„Eva!“ Er schreit's hinaus vor Glück in den schönen Sommertag.

Mit der einen Hand faßt er die Zügel des unruhig gewordenen Trabers, mit der freien umschlingt er sein Weib.

„Also deshalb die letzten bösen Tage?“

Sie nickt.

Da zieht er den Hut vom Kopfe. „Großer Gott, wir danken dir!“

Seit diesem Tage geht Hans-Wilhelm mit noch festerem Schritte über seiner Väter Land.

* * *

Nun besserte sich auch das Verhältnis mit dem Grafen Melendorff. Hans-Wilhelm in seinem Glücke war bereit, Geschehenes zu vergessen. Er hatte doch

seinem Schwiegervater so viel schwere Stunden bereitet, er war und würde immer in seiner Schuld bleiben, sagte er sich. Also warum den Frieden nicht auch innerlich herstellen?

Eva war's von Herzen froh, aber die alte Frau v. Moreth blieb kühl und zurückhaltend.

„Mama, nun sei doch bloß nicht so!“

„Ich bin immer meinen Weg für mich gegangen; auf meine alten Tage wird es dir nicht gelingen, mich auf einen anderen zu bringen.“

„Unser Glück würde noch größer sein, wenn es zwischen euch beiden würde wie ehemals.“

Da hatte sie ihrem Sohne ruhig erwidert: „Ich wache über euer Glück; kenne ich doch deinen Schwiegervater seit mehr als dreißig Jahren.“

Einen Moment wurde Hans-Wilhelm stutzig, aber sein Optimismus siegte. Die gute Mutter sah sicherlich am hellen Tage Gespenster.

Aber Frau v. Moreth durchschaute den Grafen ganz und gar. Er hatte eingelenkt, um Eva, die eben erst die schwere Krankheit überwunden, nicht Aufregungen auszusetzen, die ihr schädlich sein mußten. Als er die Nachricht erhalten, war er durchaus nicht erfreut gewesen — im Gegenteil. Nun wurde eine Trennung von Hans-Wilhelm sehr erschwert; geschah nicht etwas ganz Unerwartetes, würde sie unmöglich sein. Das Kind würde jeden Riß von neuem zusammenkitten, bis Moreth niedergebrochen war für sein ferneres Leben. Ob er selbst dann, wenn er es erlebte, Eva von ihm freimachen konnte, erschien ihm zweifelhaft. Und an Hans-Wilhelms Besserung auf die Dauer glaubte er nicht. Aus seiner Haut kann nur ein ganz starker Charakter heraus, und der war sein Schwiegersohn nicht, dies mußte jeder zugeben, der ihn einigermaßen kannte.

Jetzt galt es aber, Eva alle unnötigen Erregungen fernzuhalten, deshalb hatte er mit Widerstreben Hans-Wilhelm die Hand zur Versöhnung gereicht.

Ganz richtig hatte ihn Frau v. Moreth beurteilt.

* * *

Die Ernte war schön hereingekommen. Manches ließ zwar zu wünschen übrig, aber das ist bei der Landwirtschaft nicht anders — alles klappt nie. Hans-Wilhelm hatte die berechtigte Hoffnung, ein Plus in seine Bücher eintragen zu können. Der Umschwung war da, das spornte seine Berufsfreudigkeit an.

Und dann kamen die langen Winterabende, an denen er mit Eva Hand in Hand am lodernnden Kamine saß.

„Wie nennen wir den Jungen, kleines Mütterchen?“

Sie lachte. „Wenn es aber ein Mädel wird?“

„Ach was, erst 'nen Jungen! Und der soll wie sein Großvater Hans heißen und Kürassier in unserem glorreichen Regimente werden, wenn ich mir auch den Zuschuß aus den Daumen lutschen müßte!“

Ganz übermütig war er geworden — und häuslich. Die Jagden sagte er ab.

Im November gab Graf Melendorff eine große Jagd; seine Reviere waren lange geschont worden, sie versprach also ein gutes Resultat.

Die Nachbarschaft hatte sich fast vollzählig eingefunden, auch einige Freunde des Grafen aus dem Herrenhause waren erschienen.

An der Seite des Gastgebers machte Hans-Wilhelm v. Moreth als Schwiegersohn die Honneurs.

Düsedau gab ihm bei der ersten besten Gelegenheit einen sanften Rippenstoß. „Na, alter Schwede — holder Friede, süße Eintracht?“

„Wie du siehst.“

„Ja, ja, der Klapperstorch tut Wunder!“

Da ließ Moreth den Spötter stehen.

Die Freunde aus dem Herrenhause sagten zu Melendorff: „Ein famoser Mensch, Ihr Schwiegersohn — wirklich!“

Und der Graf nickte stumm mit dem Kopfe Bejahung.

Wer sollte auch den großen, schöngewachsenen Moreth mit den blühenden blauen Augen, den regelmäßigen, gesunden Gesichtszügen, der wie verklärt durch die Zimmer schritt, an jeden ein freundliches Wort richtend, mit dem tabellosen Benehmen des Weltmannes, nicht auf den ersten Blick gern haben?

Melendorff sah ihm nach und dachte: „Ein schöner Apfel, in dem der Wurm sitzt. Er fällt doch vor der Zeit vom Baume — und Eva ist seine Frau — und wird Mutter!“

Immer wieder gab ihm der letzte Gedanke einen Stich ins Herz. —

Und als das neue Jahr mit Schneegestöber ins Land kam, steckte man die Fahne in Moreth heraus.

Aber eine Enttäuschung war's doch für Hans-Wilhelm, als seine Mutter ihm mitteilte: „Du bist Vater eines Mädchens geworden.“

Erst hatte er die Mutter nach den Aufregungen der letzten Tage mit großen Augen angesehen. „Ein Mädchen?“ fragte er dann.

„Nun, lieber Hans-Wilhelm, ist das ein Unglück?“

„Gott bewahre, aber 'nen Jungen will ich auch noch haben!“

Da hatte die Mutter gelacht.

„Laß mich zu Eva!“

„Warte noch — in einer Stunde! — Reite 'rüber nach Glossow unterdessen!“

Sein Brauner mußte laufen, was die Knochen hergaben.

„Papa, ein Mädchen! Mutter und Kind wohl!“ rief er dem Grafen entgegen.

Kelendorff war bei der frohen Kunde ganz ruhig geblieben; er sagte ernst: „Hans-Wilhelm, ich weiß, du hast einen Jungen erwartet. Alle Wünsche erfüllt Gott keinem. Das Kind bindet euch fester zusammen als je. Sei ihm ein guter Vater, dann werden die letzten Verstimmungen auch zwischen uns schwinden!“

Die beiden Männer drückten sich die Hand; Hans-Wilhelm faßt fest zu, der Graf entzieht ihm schnell die seine.



Fünfzehntes Kapitel.

Die Taufe wurde nur in kleinem Kreise gefeiert; als Paten fungierten Frau Agathe v. Moreth, Graf Kelendorff und Oberst von Seinsheim.

Der war im Frühjahr mit Führung einer Kavalleriebrigade in Posen beauftragt worden und stand nun dicht vor seiner Ernennung zum Generalmajor. Mit Freuden war er herbeigeeilt, um das Fest mitzufeiern. Dann und wann hatte er an Hans-Wilhelm geschrieben, dessen Antworten machten ihn froh; des jungen Moreth Schicksal hatte auf des Messers Schneide gestanden, jetzt schien er eingelaufen zu sein in den Hafen der Zufriedenheit.

Und als nun Frau v. Moreth während der heiligen Handlung zwischen den beiden Männern stand, die vor mehr als dreißig Jahren um die Hand der jungen Witwe geworben, beschlich den Sohn ein sonderbares Gefühl. Allein hatte die Mutter ihren Weg fortgesetzt, keiner von ihnen konnte ihr Ersatz bieten für jenen,

der dort mit siegesfrohem Lächeln in der Blüte der Jahre aus dem Rahmen herauschaute, unter dem der Pfarrer vor dem Taufbeden stand. Selbst die ärgsten Stürme des Lebens hatten sie nie wankend gemacht in ihrer Überzeugung: mein Leben liegt abgeschlossen hinter mir, ich lebe nun der Erinnerung und Hans-Wilhelms Erziehung!

Schlicht und würdig war sie ihre Pfade gewandelt, wie es Frauenliebe gebeut.

Und Eva hatte dieselben Gedanken!

Als die heilige Handlung vorüber war, küßten die Kinder der Mutter Stirn, und die fühlte, in dem stummen Druck der Lippen lag mehr, als tausend Worte zu sagen vermögen.

* * *

Eva blühte auf, Hans-Wilhelm war fast den ganzen Tag draußen auf den Feldern; kam er abgespannt heim, saß er glücklich mit den Seinen zusammen. Er fragte nach der Welt draußen nichts mehr; mußte er in die Kreisstadt, so kehrte er sobald es anging wieder zurück.

Düsedau und der gutmütige Büchfow schüttelten die Köpfe.

„Jochen, der Hans-Wilhelm ist ein rechter Trauerlappen geworden!“

„Bichelfow, ich sage dir, die Raße läßt das Mauseln nicht! Wetten wir — nächsten Winter ist er wieder ganz vernünftig!“

Der setzte bedächtig das Glas auf den Tisch, nachdem er es in einem Zuge leer getrunken. „Nee, an dem ist Hopfen und Malz verloren! — Eigentlich schade: wir beide, der und Köpfe würden wahrhaftig ein niedliches Kleeblatt abgeben. Jetzt ist es hier zum Totmopsen.“

Das fand Jochen Düsedom auch. —

Graf Melendorff kam jetzt häufiger nach Moreth, seine Kinder verstanden sich immer besser mit ihm, wenn er auch gegen Hans-Wilhelm immer eine gewisse Reserve beobachtete. So fragte er nie nach wirtschaftlichen Angelegenheiten, und weil er es nicht tat, holte sich sein Schwiegersohn auch keinen Rat; sie waren sehr liebenswürdig zueinander, schon um die Klüft äußerlich zu überbrücken, die in Wahrheit doch noch in beträchtlicher Tiefe zwischen ihnen gähnte.

Agathe v. Moreth aber blieb vollkommen die alte, unerschütterlich hielt sie aus in ihrer Position, sie blieb kühl bis ans Herz hinan und ließ den Grafen oft schmerzlich fühlen, daß es Tage gegeben, an denen sie sich weit näher gestanden.

* * *

Im Spätsommer, während der Manöver, mußte Hans-Wilhelm bei seinem Regimente acht Wochen üben.

„Es ist ganz schön, wieder mal ein bißchen Soldat spielen; nur schade, Eva, daß ich dich wegen der Kleinen nicht mitnehmen kann!“

„Aber Mann, ich kann doch nicht mit dir von Manöverquartier zu Manöverquartier ziehen!“ hatte sie lachend erwidert.

„Vierzehn Tage sind wir mindestens noch in der Garnison. Auf Beerenburgs freue ich mich ganz mächtig, wir vier würden uns famos zusammen verstehen!“

„Geh nur recht oft zu ihnen,“ sagte die Mutter, „es sind wirklich scharmante Menschen!“

Eva schlingt den Arm um ihren Mann. „Sei mal ganz ehrlich, Hans-Wilhelm! Würdest du nicht gern wieder aktiv?“

„Aee, Schatz! Eine Zeitlang macht so was ja Spaß,

aber wenn man ein Gut hat, von den Vätern ererbt, gehört man auf die Klitsche! — Der alte Drowel ist sicherlich ein Prachtkerl, aber ewig macht der auch nicht mehr mit. Stirbt er, ruht die Last allein auf meinen Schultern. Selbst wenn ich einen sehr guten Oberinspektor wieder finden würde, so schleiften doch einige Zeit die Bügel am Boden, und das darf nicht sein, Moreth verträgt's nicht. Deshalb muß ich mich völlig einarbeiten, und dazu gebraucht man Jahre, denn auch der Boden hat seine Mucken.“

Die Mutter nickt stumm mit dem Kopfe, Eva sieht ihn glücklich lächelnd an.

„Ist dir's immer noch nicht zu einsam an meiner Seite geworden?“

Da küßt er sein Weib und sieht ihr freudestrahlend in die Augen.

* * *

Das gab ein schönes Gallo, als sich Hans-Wilhelm v. Moreth zum ersten Male wieder im Kasino einfand.

„Junge, bist du stark geworden!“

„Hat mich auch ein schönes Stück Geld gekostet. Hab' mich fast vollständig neu equipieren müssen.“

„Pommersche Kartoffeln schlagen an!“

„Gott sei Dank, Herrschaften, und nun seid auf meinen Leibesumfang nicht eifersüchtig!“

Man lachte und trank ihm tüchtig zu.

Beerenburg und seine Schwadronsoffiziere hatten ihn eingeladen, es war eine fidele Aneiperei. Am nächsten Morgen beim Dienst würde der Brummschädel schon rasch vergehen.

Hans-Wilhelm war es, als hätte er nur einen längeren Urlaub hinter sich; er ritt vor seinem Zuge oder stand in der Reitbahn mit demselben Pflichteifer, den er ehemals gehabt.

Der neue Kommandeur galt als scharf; so schlimm war es aber nicht; dem lief oft einmal „eine Laus über die Leber“, war sie 'runter, war die Sache auch erledigt. Für solche Menschen hatte Hans-Wilhelm immer etwas übrig gehabt.

Bei Beerenburgs war er sehr oft, täglich schrieb er an Eva, die Nachrichten, die er erhielt, lauteten fortgesetzt gut.

Eines Tages, gegen Mittag, bummelte er über die Hauptgeschäftsstraße der Garnison, den Breitenweg.

Auf einmal hörte er eine Stimme hinter sich. „Tag auch, Hans-Willem!“

Er traute seinen Ohren nicht. Wahrhaftig — der dicke Notebuchen!

„Menschenkind, 'n Tag auch! Hast du dich wieder mal verirrt in das Nest unserer Jugendstreiche?“

„Wie du siehst, Lancelot.“

So nannte er Hans-Wilhelm, nach dem Buben im französischen Kartenspiel.

„Was machst du denn in deinem lothringischen Nest? Schiebst du fleißig Karren?“

„Hat sich ausgeschoben.“

„Manu?“

„Jawoll, Hans-Willem! Und deshalb bin ich hier. Ich will nämlich rehabilitiert werden.“

„Also den Abschied nehmen und unsere Uniform wieder haben?“

„Sehr richtig! Rittmeister z. D. mit dem Koller sieht doch besser aus als die Fuhrjacke.“

„Wohl scheinst du dich nicht gefühlt zu haben die letzten Jahre.“

„Man muß eben tragen, was man nicht ändern kann. — Übrigens gratuliere ich dir zu deiner Verheiratung und zu dem Möbel.“

„Bißchen spät. Aber ich danke dir.“

„Du weißt, die Schreiberei war nie meine starke Seite.“

Hans-Wilhelm lacht. „Höchstens auf Wechsel!“

„Du — das habe ich schon längst aufgesteckt.“

„Sehr vernünftig. Ich auch. — Aber nun sage bloß, warum willst du denn den Abschied nehmen?“

„Gehen wir da in die alte räucherige Bude frühstücken, wie ehemals! Das Laufen und Herumstehen fällt mir nachgerade schwer.“

„War nie deine Passion — weiß ich.“

„Nee, auf meine alten Tage hat sich diese Abneigung auch nicht geändert.“

Bei einer Flasche Mosel saßen sie bald in ihrer alten Ecke, mit Freuden begrüßt von dem Wirt; er wußte, Herr v. Rotenbuchen und Herr v. Moreth hatten immer eine gute Beche gemacht.

„Hat man mal Pech gehabt, kommt doch der Dufel wieder, wenn man hübsch abwarten kann,“ meinte Rotenbuchen.

„Das freut mich. Hast du dich etwa verlobt?“

„Gott soll mich behüten — nee! Stirbt da vor zwei Monaten urplötzlich 'n Vetter von mir in Ostpreußen, ganz jung noch, dreiundzwanzig Jahre alt, und ich werde über Nacht — Majoratsherr!“

„Sieh mal an!“

„Wert ist die Klitsche ja nicht allzuviel, aber sie wird mich biden Kerl bequem tragen. Natürlich stecke ich schleunigst den königlichen Dienst auf, denn langweiliger kann's in der Billkaller Ecke auch nicht sein als an der französischen Grenze bei den Knoblauchfressern. Die Bande, ich meine die Großgrundbesitzer an der russischen Grenze, ist aber verwünscht hochnäsiger — na, da möchte ich eben bei festlichen Anlässen gerne den Koller tragen. Kannst du mir das verdenken?“

Hans-Wilhelm berührte diese Rederei nicht gerade angenehm, aber er schwieg, weil er den dicken Rotenbuchen kannte; der war in seinen Ausdrücken immer etwas drastisch gewesen. Er lenkte deshalb das Gespräch ab.

„Was macht eigentlich der lange Kleijebach?“

„O je, dem geht's höllisch dreckig! — Denke dir, vor längerer Zeit schrieb er 'nen Brandbrief an mich aus Chicago; dort war er entweder Kellner oder Hausknecht — ganz klug bin ich aus dem Herzenbergusse nicht geworden. Ich hab' ihm zweihundert Mark geschickt, mehr hatte ich beim besten Willen nicht übrig.“

„Der arme Kerl!“

„Ach was, bebauern! Lancelot, 'ne Pflaume, die vom Baume fällt, hängt kein Mensch wieder auf!“

Hans-Wilhelm schwieg und dachte sich seinen Teil. Sie beide wären auch beinahe vom Baume gefallen, nur ein gütiges Geschick hatte sie davor bewahrt. Ob der dicke Rotenbuchen wirklich so oberflächlich und herzlos war?

Der riß ihn aus seinem Brüten auf. „Wo wohnst du denn, Hans-Wilhelm?“

„In der Spiegelstraße — neben Beerenburg. — Und du?“

„Im Prinzen Eugen. — Heute mittag will ich ins Kasino kommen.“

„So sei mein Gast.“

„Allerschönsten Dank, Lancelot.“

Der dicke Rotenbuchen, den die meisten lange nicht mehr gesehen, wurde ordentlich gefeiert. Morgen wollte er dem Kommandeur persönlich seinen Wunsch vortragen; das Offiziercorps mußte natürlich einstimmig einverstanden sein, sonst durfte sein Gesuch, die Uniform der Kürassiere nach der Verabschiedung zu tragen, nicht weitergegeben werden.

„Herrschaften, wie steht's denn jetzt mit der Feuerei hier?“ fragte Notebuchen nach der Tafel.

„Alle geworden,“ wurde ihm zur Antwort.

„Aber 'nen anständigen Stat wird man sich doch leisten können?“

„Daß du auch immer gleich die Karten zur Hand nehmen mußt! Direkt krankhaft ist's von dir,“ meinte Hans-Wilhelm.

Notebuchen schüttelte sich vor Lachen. „Menschenskind, wo hast du denn das Moralpredigen gelernt?“

Solche Neckereien fielen Hans-Wilhelm immer auf die Nerven.

„Na ja, 'nen Stat spiele ich ja mit!“

Natürlich verlor Moreth. Je größer sein Pech wurde, um so mehr trank er, und als der Abend hereinbrach, schlug Notebuchen vor, bei ihm im Hotel ein kleines Feu zu entrieren.

Hans-Wilhelm wollte nicht mithalten, aber ein paar junge Leutnants waren bereit, mit dem Wittmeister „eine Strähne abzuziehen“.

„So komm doch wenigstens mit, Hans-Willem, und sei kein Frosch!“

Und er ging mit, versicherte aber immer wieder, setzen würde er nicht.

Notebuchen sagte: „Na, so läßt du's bleiben! Interessant ist doch 's Zusehen auch, und 'nen Schluß wirst du wohl noch vertragen können!“

Er kannte den alten Freund besser. Hatte er ihn einmal in seiner Bude, dann setzte er schon.

Notebuchen hatte sich nicht verrechnet. Als der Morgen tagte, war Hans-Wilhelm blank, und viertausend Mark in Ehrenscheinen schleppten seine Kameraden mit heim.

Was nützte ihm jetzt sein Born? Im stillen hatte

er sich damals, als Eva krank geworden, Vorwürfe gemacht, daß er die Karten wieder zur Hand genommen, denn er war in erster Linie daran schuld gewesen, daß sie das Nervenfieber bekommen. Und nun hatte er in einer Nacht wieder einmal mehr verspielt, als Moreth in einem ganzen Jahre nach Arbeit vom grauenenden Morgen bis zur sinkenden Nacht einbrachte.

Da verlor er den Halt. Auf keinen Fall durfte sein Weib erfahren, was geschehen. Wie aber sollte er den Schaden heilen? Ein einziger Weg blieb ihm: so lange weiterspielen, bis er seinen Verlust wieder herein hatte. Im Manöver bot sich ja Gelegenheit dazu.

Ein Wucherer, der ihm früher oft geborgt, zeigte sich bereit, achttausend Mark gegen Wechsel, anständige Binsen und Provision, so daß aus den acht- fast neuntausend wurden, zur Verfügung zu stellen.

„Kenn' ich doch den Herrn Baron. Er wird mich nicht im Stich lassen.“

Der Mann hatte keine Angst, denn immer war das Geliehene zurückgezahlt worden, manchmal hatte er allerdings warten müssen, aber jetzt hatte der Herr Baron ja eine schwerreiche Frau. —

Als Hans-Wilhelm heimfuhr nach seiner Übung, befand er sich in einer ähnlichen Stimmung wie damals, als ihn Beerenburg auf die Bahn gesetzt hatte. Die Zeit hatte ein Heidengeld verschlungen, zwanzigtausend Mark waren flöten gegangen. Zwar wollte der Geldmann die Wechsel prolongieren, aber nur auf ein Vierteljahr, länger auf keinen Fall.

Im Januar mußte er also das Geld zusammen haben. Wie das geschehen sollte, war ihm vorläufig noch schleierhaft. Keine Freude verspürte er, Weib und Kind wiederzusehen, sondern ein heimliches Bangen. Er fluchte vor sich hin, dachte nach und kam doch zu

keinem Entschluß. Er, der vor dem Bilde seines Vaters gelobt, endlich ein Mann zu werden, war ein Jammerlappen geblieben, so stark und groß und alt er war.

Da haberte er wieder einmal mit Gott und der Welt.

* * *

Eva, die ungeduldig ihres Mannes Briefe erwartete, merkte sehr bald, daß ihn irgend etwas bedrückte. Der herzliche Ton gelang ihm nicht mehr so gut, der Stil hatte oft etwas Gequältes. Und als das Manöver begann, kamen aus den verschiedenen Quartieren meist nur kurze Postkarten.

Seine Mutter schüttelte den Kopf. „Er könnte mehr schreiben. Freilich verwöhnt hat er mich in dieser Beziehung auch nie.“

Eva versuchte ihren Mann herauszureden.

„Nun, Mama, er erlebt doch nichts, was mich interessiert, und die Übungen sind anstrengend; er wird oft todmüde sein.“

Die alte Frau sah dann stumm vor sich hin und dachte sich ihr Teil. Ihren starken Jungen strengte der Dienst gewiß nicht übermäßig an.

Und Eva wurde es gewahr; ihre Sorge um Hans-Wilhelm nahm zu von Tag zu Tag. —

Auf dem Bahnhofe erwartete sie ihn und wußte sofort alles. Sein Blick war scheu, in nervöser Hast erkundigte er sich nach seiner Mutter und dem Kinde. Ruhig gab ihm Eva Bescheid; er sollte erst wieder zu seinem Weibe Vertrauen fassen, das weitere würde sich dann schon finden.

Der prüfende Blick seiner Mutter tat ihm weh. Er ließ Drewel kommen, um mit ihm zu arbeiten.

Raum hatte sich die Tür hinter ihm geschlossen,

sagte die Mutter: „Er hat wieder gespielt und verloren, Eva.“

„Aber Mama!“

„Ja, ja, ich kenne doch meinen Jungen!“

Eva tat gleichgültig. „Nun, so wird es eben bezahlt.“

„Diesmal ist's viel!“

„Du siehst zu schwarz. Kann er nicht auch anderen Ärger gehabt haben?“

„Nein! — Aber ich möchte dich bitten, Eva, quäl ihn nicht zu einem Geständnis; er ist dann gleich so heftig!“

So schwer es ihr fiel, Eva lachte. „Die Mutter ist besorgter um ihren Sohn wie ich um meinen Mann!“

Ruhig entgegnete Frau v. Moreth: „Gebe Gott, mein Kind, du lernst diese Angst der Mutter nie kennen!“

Da stand Eva auf und ging hinaus. Die Mutter sollte nicht sehen, wie ihr die Tränen hochstiegen. —

Hans-Wilhelm rechnete in seinem Arbeitszimmer mit Dremel, aber es kam nichts Gescheites dabei heraus; er war zerstreut und sagte nur immer, wenn ihn der alte Mann etwas fragte: „Ja doch — ja!“

Eine Zeitlang sah das der Oberinspektor ruhig mit an, dann rieb er seinem Herrn ohne Umstände die Wahrheit unter die Nase.

„Herr Oberleutnant, die Übung scheint Geld gekostet zu haben. Rechnen wir lieber ein anderes Mal, heute klappt's doch nicht!“

Hans-Wilhelm wollte ihm erst grob kommen, aber er unterließ es doch lieber; der alte Dremel hatte ja schon mit Eva unter einer Decke gesteckt, wie er noch nicht einmal verlobt war. Er tat gleichgültig. „Willig war das Vergnügen nicht — Sie können's sich wohl denken!“

Ruhig sah der alte, treue Mann seinen Herrn an. „Es fragt sich bloß, was Herr Oberleutnant ‚nicht billig‘ nennen!“

Da sprang Hans-Wilhelm auf. „Machen wir einen Gang durch die Ställe, Drowel!“

Schweigend nahm der Gut und Bücher.

* * *

Hans-Wilhelm konnte sich nicht entschließen, den Schwiegervater zu begrüßen.

Eva, die fürchtete, ihr Vater könnte Verdacht schöpfen, sagte eines Tages nach Tisch: „Wie wäre es, wenn wir heute nachmittag zu Papa führen?“

Ihm war das unangenehm, und er suchte nach einer Ausrede. „Er hätte selbst mal ‚rüberkommen‘ können; er weiß doch, daß ich durch meine lange Abwesenheit hier jetzt alle Hände voll zu tun habe!“

„Papa war während deiner Abwesenheit oft hier.“

„Das kann ich mir denken,“ erwiderte Hans-Wilhelm bitter.

Aus der Fahrt wurde nichts.

„Ein anderes Mal, liebe Eva.“

Da wußte sie, daß sie Hans-Wilhelm überschätzt hatte.



Sechzehntes Kapitel.

Hans-Wilhelm sprach sich nicht mit seinem Weibe aus. Er war nervös geworden und brauste oft heftig auf. Mit Drowel geriet er so hart zusammen, daß der kündigen wollte. Es bedurfte der ganzen Überredungskunst der beiden Frauen, um ihn zum Bleiben zu bewegen.

„Lange sehe ich mir aber die Wirtschaft nicht mehr mit an,“ hatte er zum Schluß brummend erwidert.

Eva war es unmöglich, ihren Mann bei der Heimkehr von der Arbeit mit der alten Herzlichkeit zu empfangen; sie wurde stiller und stiller. Und Hans-Wilhelm fühlte sich bedrückt. Das war ja nicht zum Aushalten — Abend für Abend wie ein Olgöke bei seiner Frau zu sitzen und kaum ein gutes Wort zu hören! Immer noch suchte er die Fehler bei anderen und nicht bei sich. Wäre er offen und ehrlich gewesen, diese Verstimmung würde bald gewichen sein.

Seine Mutter ging ihm aus dem Wege, so weit sie konnte, und das Kind schrie fortgesetzt, denn es bekam Zähne. Zum Verrücktwerden war es!

Graf Melendorff hatte ihn, als er endlich den Weg nach Glossow gefunden, sehr von oben herab behandelt.

„Du hättest auch schon früher zu mir kommen können!“ empfing er ihn.

„Ich hatte viel zu tun.“

„Nicht so viel, daß du deinem Schwiegervater nicht hättest guten Tag sagen können — dein Fernbleiben wird eben andere Gründe gehabt haben!“

Unwillig zuckte Hans-Wilhelm die Schultern und empfahl sich so bald als möglich wieder. Ja, wußte denn der Graf etwas von seinen Verlusten? Hatte er spionieren lassen? Einen Moment dachte er an Beerensburg, aber dem war das meiste doch gar nicht bekannt. Der wurde immer als Adjutant mit dem Obersten zusammen einquartiert, und wo der Kommandeur lag, mied man das Spiel. Beerensburg schrieb ihm auch öfters, und nie erwähnte er mit einer Silbe das Spiel.

Aber die Zeit verstrich. Noch ein reichlicher Monat, dann mußte er dem Bucherer einige zwanzigtausend Mark schicken, und vorläufig hatte er von der Summe noch keinen Dreier in der Tasche.

Die Jagden begannen, in der Kreisstadt die Märkte;

es war höchste Zeit, an die Arbeit zu gehen, denn lieber hätte er sich aufgehängt, als Eva gebeichtet. Der Frieden war längst weg, jeder lebte für sich; saßen sie zusammen, so redeten sie nur wenige Worte miteinander, einige Wirtschaftsfragen wurden aufs Tapet gebracht und erledigt, oder man beschäftigte sich mit dem Kinde, das prächtig gedieh.

Eva hoffte immer, die kleine Edith würde den Frieden vermitteln; aber die war sehr unruhig und schrie viel, das machte Hans-Wilhelm nur noch nervöser.

„Herrgott, was brüllt das Wurm nur immer?“

„Du weißt doch, es bekommt Zähne.“

„Na ja, aber zum Aushalten ist das nicht; gib sie dem Kindermädchen!“

Dann verließ Eva immer sofort das Zimmer und blieb bei dem Kinde; Hans-Wilhelm war es das liebste, da konnte er ungestört seinen Gedanken nachhängen. Und je mehr er es tat, um so unruhiger wurde er.

Seine Mutter sah er fast nur bei den Mahlzeiten; sie blieb gleichmäßig freundlich zu ihm, mied aber auch jetzt noch ängstlich, außer der Zeit mit ihm zusammenzutreffen. Was sie einst Eva gesagt: „Ich bin jetzt auf das Altenteil gesetzt und habe kein Recht mehr, über meinen Jungen zu wachen; jetzt mußt du zusehen, wie du mit ihm fertig wirst,“ hielt sie getreulich. Sie tat dies wahrlich nicht aus Ruhebedürfnis, sondern weil sie der Ansicht war, daß viele Köche den Brei verderben müssen. Mit großem Bangen sah sie in die Zukunft. Vielleicht kam noch die Stunde, wo sie ihre Autorität in die Waagschale werfen mußte, vorläufig jedenfalls lag keine Veranlassung vor, einzugreifen.

Und noch ein Grund ließ sie eine abwartende Haltung einnehmen. Graf Melendorff lag auf der Lauer! Er kam jetzt öfter als früher, meistens zu einer Zeit,

in der er annehmen mußte, Hans-Wilhelm nicht zu treffen. Ohne Worte und doch allzu deutlich rang er von neuem um den Sieg. Eva sollte Vertrauen zu ihm fassen, sollte erkennen lernen, daß es niemand auf der Welt so gut mit ihr meinte wie ihr Vater. Kam dann der Zusammenbruch, nun so würde er mit fester Hand eingreifen und das Band zerschneiden zwischen Moreth und Glossow.

Die lebenserfahrene Agathe v. Moreth sah diesem stillen Ringen zu — und schwieg. Der Tag aber, der die Entscheidung brachte, sollte sie auf dem Posten finden.

* * *

Da Hans-Wilhelm sich nicht wohl zu Hause fühlte, benutzte er jede Gelegenheit, die sich ihm bot, um in die Kreisstadt zu fahren. Keine Jagdeinladung lehnte er ab.

Düsedau triumphierte. „Was hab' ich dir gesagt, Bickelkow, er wird vernünftig!“

„Ja, der Mensch kann sich irren. Gott sei Dank kann er es, lieber Jochen!“

„Du, ich werde nächste Woche eine kleine Jagd geben, nur lustige Sumpfhühner. Da wollen wir Hans-Wilhelm die letzten Marotten aus dem Kopfe treiben!“

„Schön und gut, aber bring ihm vorher bei, daß er Geld in seinen Beutel tut!“

Da lachte Jochen Düsedau. „Du denkst, was man hat, das hat man!“

„Natürlich!“

Da tranken sie ein paar Flaschen Burgunder mit Sekt — Hans-Wilhelm würde die Beche schon bezahlen.

* * *

Und der sagte zu.

Köpfe beugte gleich bei seiner Ehehälfte vor. „Du, es wird wohl höllisch spät werden, bis ich zurückkomme.“

Sie sah ihren Herrn und Gebieter nicht gerade freundlich an. „Ihr wollt doch nicht wieder hoch spielen?“

„Bei Dusebau wird's wohl nicht anders sein.“

„Wenn du 'reinfällst, von mir kriegst du keinen Pfennig!“

Frau Köpfe hatte nämlich einen tüchtigen Wagen in die Ehe mitgebracht.

„Hab' keine Angst, Moreth kommt und der ist bar Geld!“

Das war allerdings weit und breit bekannt.

Aber das letzte Wort mußte sie doch haben. „Was ich gesagt, habe ich gesagt. Von mir kriegst du nichts!“

Im Grunde genommen sah sie den Verkehr ihres Mannes mit so „feinen Herren“ sehr gern, da konnte sie bei den Kaffees in der Kreisstadt gehörig auftrumpfen, und man beneidete sie um ihre Beziehungen. —

Hans-Wilhelm taute in dem fröhlichen Kreise ordentlich auf. Diese Stille in Moreth war zum Verrücktwerden! Die kräftigen Worte, die hinüber- und herüberflogen, dünkten ihm Zeichen von Lebenslust zu sein. Man nahm sich kein Blatt vor den Mund, er selbst kam schnell in diesen burschikosen Ton hinein. Am meisten zog man über den kleinen dicken Köpfe her; der wehrte sich aber ganz wacker seiner Haut und dachte im stillen: „Morgen früh habt ihr mir eure Hänseleien zurückgezahlt — in Doppelkronen und Scheinen. Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

Und wie er es gewollt hatte, so kam es. Nach dem Essen setzte man sich hin und spielte „hoch, bar und hitzig“.

Hans-Wilhelm war die Einladung wie gerufen gekommen. In zwanzig Tagen mußte er den Wechsel bezahlen, heute hatte er Gelegenheit, den Schaden zu reparieren. Wenn ihm das Glück hold war! Sein ganzer Leichtsinn war erwacht, kurzer Hand hatte er die ganze Wirtschaftskasse, neuntausend Mark fast — Dremel hatte wenige Tage vorher den Roggen verkauft — zu sich gesteckt. Das Glück wollte er zwingen, im rechten Augenblicke feste „pflastern“, und wenn er zweiundzwanzigtausend Mark etwa gewonnen hatte, kurzer Hand aufstehen und sagen: „Adieu, meine Herren! Ich bin so oft bei Ihnen 'reingefallen, jetzt habe ich meine Revanche!“

Er trank sehr wenig — trotz wiederholter Aufforderung.

„Nee, ich danke,“ erwiderte er. „Nachher wollt ihr doch wieder mal ordentlich jenen, und dazu brauche ich einen klaren Kopf.“

Düsedau warf seinem Freunde Picheltow einen triumphierenden Blick zu; er hatte doch recht behalten, Hans-Wilhelm war „vernünftig“ geworden.

„Köpfe muß die Bank übernehmen; er hat uns zu oft ausgeplündert,“ hieß es.

„Herrschaften, ich hab' nur einen Tausender mit.“

„Das langt für den Anfang,“ rief Hans-Wilhelm.

„Na denn meinertwegen drei Tailen durch.“

Man war einverstanden.

Der Amtsgerichtsrat gewann.

Als sich die dritte Taille dem Ende näherte, fragte Hans-Wilhelm: „Wieviel steht in der Bank?“

„Zweieinhalbtausend.“

„Banko!“

Wie ein Blitz schlug das ein; Moreth legte zweitausendfünfhundert Mark auf den Tisch.

Dem guten Köpfe stand der Schweiß auf der Stirne; annehmen mußte er, auf einen Schlag konnte sein ganzer Gewinn flöten gehen, und der mitgebrachte Taufender dazu.

Düsedau und Büchtow rissen schlechte Wiße.

„Jochen, ich wette um hundert Taler, der dicke Köpfe in seinem Dufel gewinnt. Hältst du dagegen?“

„Nee, mein Lieber, das glaube ich selbst.“

Gespannt blickte alles auf die beiden.

Köpfe sah sich seine beiden Karten an. „Ich gebe!“

Hans-Wilhelm drehte die ersten beiden um; er bekam, weil er „Banko“ gerufen, zwei Paar.

Rasch warf er sie auf den Tisch. „Nicht, kleiner Schlag!“ Dann nahm er das zweite Paar auf, keinen ließ er die Karten sehen. „Ich bitte!“

Köpfe drehte die oberste Karte der zusammengeschrumpften Taille um; es war Karo neun. Hatte Moreth kein Bählaug im zweiten Paare, und das ist eine große Seltenheit, so war die Neun das Beste, was er kaufen konnte; anzunehmen war aber, seine Karte hat sich verschlechtert.

Ruhig sagte Köpfe: „Ich kaufe nicht; ich bleibe auf sieben, Coeur zwei, Treff fünf!“

Ruhig legte Hans-Wilhelm zu der Karo neun seinen Pique König und die Treff Dame.

„Das macht nichts und nichts und neun macht neun!“

Köpfe schob ihm das ganze Geld zu.

„Ich bin pleite, meine Herren; ein anderer muß die Bank übernehmen!“

Man bestürmte Hans-Wilhelm; er mußte es tun, hatte er doch gewonnen.

„Gern, meine Herren. Genau wie unser braver Köpfe — drei Tailen durch! — In der Bank stehen tausend Mark!“

„Aber Hans-Wilhelm,“ rief Düsedau, „du wirst doch den Gewinn nicht senken?“

„Wenn den Herren meine Bank zu gering ist, ich gebe sie gern wieder ab.“

Das wollte man auf keinen Fall. Nach manchen Hin- und Herreden gab man sich zufrieden.

Und als Hans-Wilhelm die drei Taillen durchgespielt hatte, saß er bedeutend im Gewinn.

„Wer hält die Bank nun?“ fragte er und schob die Karten von sich.

„Na, höre mal,“ sagte Büchlow, „das geht doch nicht, du hast uns doch gehörig ausgeräubert!“

„Ich setze lieber und biete dann und wann Banko; heute will ich mal jeuen, daß die Schwarte knackt!“

Köpfe hatte in seiner Brieftasche noch ein paar Hunderter entdeckt; mit denen war er so geschickt umgegangen, daß er, trotzdem Moreth im Glück saß, so gut wie nichts verloren hatte. Er wollte sich sein Geld schon wieder holen, jetzt war's noch zu früh. Hans-Wilhelm sollte sich erst noch ein bißchen „festbeißen“, deshalb redete er dem Gastgeber gut zu. „Herr v. Düsedau, übernehmen Sie doch die Bank!“

„Ich hab' 'nen ganzen Hut voll verloren.“

„Aber so können Sie den Verlust doch am besten wieder reinbringen. Sollte ich mich nur etwas erholen, übernehme ich die Bank sofort wieder.“

Die anderen bestürmten Jochen auch, da ließ er sich breitschlagen. Aber seine zweite Taille war noch nicht zu Ende, da hatten ihn Köpfe und Hans-Wilhelm „ausgemistet“.

Büchlow meinte, nun sei seine Stunde gekommen; bis jetzt war er stark im Verlust.

„Herrschaften, wird gepumpt auf dreimal vierundzwanzig Stunden?“

„Natürlich!“

„Schön — ich übernehme die Bank mit fünftausend Mark!“

„Das war endlich mal ein Manneswort!“ meinte Herr Köpfe sehr befriedigt.

Und als es früh fünf Uhr war, ging die Bank vollends flöten.

Der Amtsgerichtsrat hatte annähernd zweitausend Mark vor sich liegen in Geld und Scheinen.

„Aufbrechen is nich,“ sagte er, „ich übernehme die Bank wieder!“

Er gewann, die Karten schienen verhext zu sein; bald lagen fünftausend Mark vor ihm. Immer hitziger wurde das Spiel, der Bleistift flog und malte immer höhere Zahlen. Hans-Wilhelm setzte die Ehrenscheine, die er von den anderen erhalten hatte; bei ihm und Köpfe saß das ganze Bargeld, das im Umlauf war.

Da rief er plötzlich dem Amtsgerichtsrat zu: „Banko!“ und zählte fünftausend Mark auf den Tisch.

Alles sprang auf.

Köpfe drehte seine Karten um. „Großer Schlag!“

Hastig schob ihm Hans-Wilhelm das Geld hin und rief wieder: „Banko!“

Man bestürmte ihn, nicht so leichtsinnig zu sein, der Dicker säße ja unheimlich im Dufel. Aber ruhig kramte Moreth zehntausend Mark bar auf den Tisch aus. Das war ja unheimlich, so toll war noch nie gespielt worden.

Hans-Wilhelm sah auch dieses Geld zu Köpfe wandern.

Die Besinnung verließ ihn nun vollends. Unter tausend Taler setzte er überhaupt nicht mehr, zuletzt artete das ganze Spiel in ein Duell zwischen ihm und Köpfe aus. Ehrenscheine, Papiergeld, Gold wechselten hinüber und

herüber, aber nach und nach wurde der Berg vor dem Amtsgerichtsrat größer und größer.

Düsedau und Büchlow legten sich ins Mittel. „Junge, hör auf, wir haben ja unser Lebtag keine ruhige Stunde mehr, wenn die Leute hören, wie hier getempelt worden ist!“

Aber sie predigten tauben Ohren. Gerade mußte Köpfe fünftausend Mark auszahlen.

„Na, seht ihr,“ meinte Moreth mit rotem Kopfe, „nur hübsch friedlich, zehne ist es noch lange nicht!“

Aber noch nicht acht Uhr hatte es geschlagen, da war Hans-Wilhelm seinen ganzen Gewinn samt dem mitgebrachten Gelde los. Er wollte anfangen, unbar zu spielen, aber das verhinderte der Gastgeber.

„Für heute ist Schluß. So 'ne Feuerei kann auf die Dauer kein Pferd mit ansehen.“

Köpfe war's zufrieden; er packte in aller Gemütsruhe das viele Geld und die Ehrenscheine ein.

„Natürlich gebe ich Ihnen jederzeit Revanche, Herr v. Moreth,“ sagte er.

Die Reaktion trat ein, Hans-Wilhelms Nerven klappten zusammen, sein Gesicht wurde bleich wie eine Kalkwand. Seine Spielleidenschaft war wieder einmal toll mit ihm durchgegangen. Mühsam ordnete er seine Gedanken. Eva wartete auf ihn, die Gutskasse war leer, ob Köpfe auch noch einige Ehrenscheine von ihm hatte, wußte er überhaupt nicht, jedenfalls hatte er einen Verlust erlitten ohnegleichen. Er, der starke, große, breitschultrige Moreth, wurde nicht einmal mit zwei Spielen Whistkarten fertig!

Da stieg ihm wieder der Ekel vor sich selbst hoch.

Wenn er den nur bekommen hätte, ehe er die verfluchten Karten angerührt! Aber vor diesen glatten Rechtecken kapitulierte er wie ein Feigling, der eine

feindliche Muskete auf sich gerichtet sieht. Mit seiner großen Hand fuhr er sich über die Stirn, auf der kalter Schweiß stand. Jetzt, nach dem Spiele, waren ihm dieser Büchlow, dieser Düsedau und der dicke Köpfe widerlich, vor zwölf Stunden war er allerdings anderer Ansicht gewesen. Nur weg von hier, erst wieder einmal frische Luft atmen, die brachte einem wenigstens den Verstand zurück!

„Herrschaften, wir haben Sturm,“ rief Düsedau, „und noch dazu von Norden!“

Alle sprangen auf und traten an das Fenster. In der Aufregung des Spieles hatten sie auf das tobende Geheul gar nicht geachtet.

„O weh,“ jammerte der dicke Köpfe, „um elf hab' ich Sitzung! Bei diesem Hundewetter komm' ich nicht nach Hause!“

Büchlow machte einen Wiß. „Vor Ihrer Korpulenz und dem vielen Gelde wird der Sturm schon Respekt haben und Sie nicht aus dem Wagen wedeln!“

Hans-Wilhelm atmete erleichtert auf. Vorläufig hatte er wenigstens eine Ausrede, auch Eva würde nicht um ihn bangen, sondern sich denken, daß er bei dem Unwetter die Heimfahrt verschoben habe. Aber sein schlechtes Gewissen ließ ihm keine Ruhe. Zu Hause saß seine alte Mutter, sein treues Weib, sein Kind, und der Sturm würde Löcher in seine schadhafte Dächer gerissen haben — und er sah und hörte nichts und verspielte in einer Nacht den ganzen Inhalt der Kutschkassette!

Da schämte er sich wie noch nie in seinem Leben. Jeder Herzschlag schien ihm zuzurufen: Du Lump — du Lump — du Lump! Er biß vor Wut die Zähne aufeinander und ballte die Fäuste in den Hosentaschen;

am liebsten hätte er seine Kumpane hergenommen und mit den Schädeln aneinandergestoßen. Aber er war ja nicht besser als sie, im Gegenteil — zehntausendmal schlimmer!

Da trat der Diener hastig ein. „Drüben im Fischerdorfe ist neben der schwarzen Sturmflagge das Notsignal aufgezo-gen.“

„Anspannen!“ schrie ihm Hans-Wilhelm zu. „Schleunigst — ich fahr' hin!“

„Menschenkind, was willst du dort?“

„Helfen, Düsedau!“

„In deinem Zustand?“

Da stürzte Hans-Wilhelm zum Zimmer hinaus in den Hof, um beim Anspannen selbst mit zu helfen.

Die drei Herren sahen sich an.

Unruhig trat der dicke Köpfe auf seinen kurzen Beinen hin und her. „Schwerebrett, der Moreth sperrt 's Maul auf und ersauft!“

Büchlow zuckt die Achseln. „Wir können ihn doch nicht festhalten. Sie als Jurist wissen doch, das wäre Freiheitsberaubung.“

„Wär' ihm nicht eingefallen, jetzt Rahn fahren zu wollen, wenn er nicht so viel verloren hätte.“

Düsedau entgegnet ernst: „Ihr kennt den guten Hans-Willem nicht. Ich fahr' den höchsten Gletscher auf dem Hosenboden 'runter, wenn der gute Junge dabei ist, weil ich weiß, im Nu fährt er hinter mir her und wenn er mich haßte wie Pech, Schwefel und Trinkwasser. Der denkt nicht einen Augenblick an den Verlust, und wenn Sie ihm 'nen Hunderttausender abgenommen hätten, wenn irgend einer irgendwo um Hilfe schreit!“

Der dicke Köpfe seufzt, ihm ist doch unheimlich zu Mute. Am liebsten steckte er Moreth das ganze ge-

wonnene Geld heimlich wieder zu, wenn er nur hübsch hier bleiben würde.

Und während Hans-Wilhelm, der die Zügel selbst ergriffen hat, vom Hofe fährt, wird der ganze Gutsbezirk zur Hilfe alarmiert.



Siebzehntes Kapitel.

In seinen nervigen Fäusten hält Hans-Wilhelm die Zügel, der eifige Nordsturm peitscht sein Gesicht, die Pferde rasen in wildem Laufe dahin. Die Mütze reißt ihm ein Windstoß vom Kopfe, die Füchse dampfen, sie wollen kurz auf der Hinterhand kehrt machen, aber seine Kraft hindert das.

„Schlag' zu, Karl!“ ruft er.

Klatschend fährt die Peitsche über die Kruppen, hoch bäumen sich die Pferde auf, beinahe wäre die Deichsel gebrochen, dann stürmten sie weiter in toller Fahrt. Und je mehr die Elemente toben, desto ruhiger wird es in Moreths Brust.

Auf der Düne standen Greise, Weiber und Kinder, fest aneinandergedrückt, damit sie der Sturm nicht über den Haufen blies.

Hans-Wilhelm warf dem Kutscher die Zügel zu. „Fahr' Schritt!“ befahl er.

Mit wenigen Sähen war er oben auf der Düne. Der Atem versagte ihm einen Augenblick, seine Faust ballt sich auf seinem Herzen, dann schreit er einen alten Mann an. Der versteht ihn nicht, sondern zeigt nur hinaus in die See. Lange muß Hans-Wilhelm durch die Wasserberge forschend blicken, bis er zwei Rähne gewahr wird, die hilflos auf den Wogen treiben. Da faßt er kurz entschlossen ein junges Weib am Rock und

zieht es die Düne halb hinunter, landwärts, denn da oben kann man sich nicht verständigen.

„Alles draußen?“ fragt er die Bitternde.

„Jawoll, Herr v. Moreth. Gestern nachmittag wurden Seehunde gemeldet, und der Wind war auch nicht arg, da sind sie mit Gewehren hinausgefahren.“

Da ertönt von der Düne ein wilder Schrei. Er springt hinauf. Ein Kahn mit sechs Männern wird ans Land geschleudert. Er liegt Kieloben, zwei sind unter ihm begraben. Während Hans-Wilhelm hinunterstürmt, erheben sich drei Fischer in Teerjaken, den Korkgürtel um den Leib; einer bleibt betäubt liegen.

Im Nu sind die drei bei dem umgestürzten Kahne, einige alte Männer bringen den Bewußtlosen in Sicherheit. Moreth hebt mit anderen das Fahrzeug hoch. Da schlägt eine neue Welle ans Land und wirft sie samt dem Kahn die halbe Düne hinauf; die beiden Männer, die unter ihm gelegen, nimmt die gierige Flut mit zurück und bereitet ihnen ein Seemannsgrab.

Immer noch treibt der eine Kutter draußen hilflos auf den Wellen, und weit und breit ist keine Rettungsstation, denn dieser Teil der Küste gilt als ungefährlich.

„Ein neues Fahrzeug her und einen Korkgürtel!“ ruft Hans-Wilhelm.

Die drei Geretteten sehen sich an, einer nickt dem anderen zu, sie verstehen sich.

Nach einer Pause, während die Männer ein Boot den Strand hinabschieben, das oben trocken lag, sagt der Älteste, Klaus Harmsen, bedächtig: „Wir kommen da nich 'ran, Herr v. Moreth.“

„Sollen denn die Leute draußen zu Grunde gehen?“

„Wir versupen mit,“ meint Harmsen achselzuckend.

Da bindet sich Hans-Wilhelm schweigend einen Kork-

gürtel um. Er kennt seine Leute. Hier an der pommer-
schen Küste herrscht noch Autorität und Mut. Wenn
er in den Rutter springt, klettern die anderen nach.

Und richtig! Die Fischer blicken auf die heulenden
Frauen und Kinder und auf den steinalten Thebche
Olessom, der sich auch einen Korfgürtel geben läßt. Da
sind sie schnell mit drin und noch ein paar andere,
beherzte Männer schieben das Fahrzeug in den brodeln-
den Gischt. Acht tapfere Herzen wollen retten oder
den ehrlichen Seemannstod sterben.

Hans-Wilhelm hat ein Paar Ruder ergriffen; kräftige
Arme treiben den Rutter vorwärts, einer sitzt am Steuer,
die anderen schaufeln das Wasser ohne Unterlaß aus
dem Fahrzeug. Sie spüren die kalten Wassermassen
nicht, die immer wieder über sie hinwegschlagen, in
Strömen rinnt ihnen der Schweiß vom Leibe. Ein
Ruder zerbricht, schnell wird ein anderes gereicht. Vor-
wärts geht es, langsam, aber sie kommen doch hinaus.
Der Steuermann blickt von Zeit zu Zeit nach der Düne,
ein Fegen Tuch an einer langen Stange deutet die
Richtung an, in der sich die nach Rettung Ausschauen-
den befinden. Er nickt mit dem Kopfe, sie treiben vor
der Sandbank im Kreise herum, wären sie über die
hinweg, würden sie gar bald an Land geworfen werden.
Bei jedem Ruderschlag entringt sich ein Achzen den
arbeitenden Brüsten. Ganz vorn sitzt Hans-Wilhelm —
er späht durch die Wassermassen. Immer näher kommen
sie der Sandbank, die bei ruhiger See in zwanzig
Meter Breite frei liegt, nach der er als Junge immer
so gern geschwommen ist. Jetzt kann sie sein Tod
sein — aber draußen kämpfen Männer, Familienväter,
um ihr Leben! Da denkt er an Eva, die Mutter und
sein Kind. Kein Bangen kommt über ihn, ein zu-
friedenes Lächeln legt sich einen Augenblick um seinen

Mund. Hier stand er einmal auf dem richtigen Platze. Aber schnell preßten sich seine Lippen wieder zusammen, eine eifige Welle prasselte auf sie nieder und füllte das Fahrzeug bis zur Hälfte. —

Der Strand bevölkerte sich immer mehr. Düsedom und Büchlow kommen angefahren, Köpfe hatte sich beeilt, zu seiner Sitzung in der Stadt zu sein. Man redete hin und her, blickte auf die beiden kleinen Fahrzeuge und kam zu der Überzeugung: es ist vergebens! Nur acht Menschenleben mehr sind noch in Gefahr!

Da preschte ein Viererzug heran.

„Du, Büchlow, der Glossower kommt.“

Immer die Ruhe und Würde selbst, stieg Graf Melendorff langsam die Düne hinauf. Die Männer zogen die Mützen, Weiber und Kinder sahen ihn scheu an. Merkwürdig, welche Eiseskälte dieser Mann um sich verbreiten konnte! Dabei drängte sich alles zu ihm nach Arbeit, weil er für seine Leute am besten sorgte. Er war das verkörperte Autoritätsprinzip.

Die beiden Junker begrüßten ihn.

„Moreth ist mit draußen,“ sagte Düsedom.

Gleichgültig nickte der Graf mit dem Kopfe zum Zeichen, daß er Düsedom verstanden; dann stellte er sich auf die Düne, in seinen kostbaren Biberpelz gehüllt, und sah mit verschränkten Armen hinaus auf das tobende Meer. Wie aus Stein gemeißelt stand er da, kein Muskel seines Gesichtes zuckte, nur der weiße Bart wehte im Winde.

Büchlow dachte: „Immer in Pose — der gute Graf!“ —

Hans-Wilhelms Fahrzeug kam trotz aller Anstrengungen nicht über die Sandbank. Ja, wenn sie einen Raketenapparat zur Stelle gehabt hätten!

Fast versagten die Kräfte.

Einer klopfte Moreth auf die Schulter. Als der sich umdrehte, zeigte der Mann nach dem Lande. Der Junker verstand ihn, aber energisch schüttelte er den Kopf. War man bis hierher gekommen, mußte man auch zum Ziele gelangen.

Noch einmal legten sich die Leute in die Riemen, hoch hob ein Wellenberg das kleine Fahrzeug, ein verzweifelter Ruderschlag, man schoß ins Tal hinab, unter dem Kiel knirschte der Sand. Die Bank war erreicht, das spornte die Kräfte von neuem an. Fünf Minuten später sichtete man den Rutter. Vorn im Boot kniete ein Mann, eine Peine in der Hand. Er warf sie aus — nach zehn Minuten hatte man das Lauende in Hans-Wilhelms Boot.

Jetzt begann aber erst die Gefahr. Man mußte über die Sandbank zurück und sich das andere Fahrzeug vom Leibe halten.

Erfolg spornt an. Vorsichtig wendete man, ein gefährliches Manöver — es gelang! Nun die schwerste Arbeit, durch donnernde Brandung hindurch ein anderes Boot im Schlepptau! Aber auch das glückte, denn neue Spannkraft hatte die Verzweifelten beseelt. Nun trugen die Wogen mit rasender Geschwindigkeit die Fahrzeuge dem Lande zu. Kein Halten gab es mehr, sie wurden an die Düne geschleudert.

Alle lebten, einige waren betäubt und zerschunden. Hans-Wilhelm aber lag mit gebrochenen Weinen, ohnmächtig, zehn Schritte vor seinem Schwiegervater.

Schnell wurde er in ein Haus gebracht, entkleidet und zu Bett gelegt. Graf Melendorff stand neben seinem Schwiegersohn. Diese Tat löschte manche Schuld aus. Aber schnell kamen dem Grafen wieder Zweifel. War Hans-Wilhelm vielleicht doch nur hinausgefahren, weil er ohne Aufregung nicht leben konnte? Ein rich-

tiger Spieler liebt Einsätze, vor denen vernünftige Menschen zurückschrecken. Er hatte doch Weib und Kind! Oder war's ehrliche Begeisterung, die ihn hieß, freudig sein Leben einzusetzen für seine bedrängten Brüder? Das wollte er ergründen.

War Hans-Wilhelms besseres Ich zum Durchbruch gekommen, dann wollte er ihm gerne seine Arme öffnen — vom heutigen Tage an!

In Betten gepackt brachte er ihn nach Moreth. Die Damen wußten noch nichts von seinem Wagnis.

„Wo war denn Hans-Wilhelm diese Nacht?“ fragte der Graf, der vorausgegangen war.

„Bei Düsedau zur Jagd. Das Unwetter wird ihn an der Rückkehr gehindert haben.“

Der Graf blickte zum Fenster hinaus und sagte gleichgültig: „Vielleicht, Eva. — Doch ich will euch nicht länger stören. Der Arzt ist schon bestellt. Moreth liegt unten im Wagen.“

Mit großen Augen sah ihn sein einziges Kind an; aber er nickte nur wie geistesabwesend mit dem Kopfe und ging.

Seinem Kutscher aber sagte er leise beim Einsteigen: „Zu Herrn v. Düsedau!“ —

Eva hatte genug mit der Pflege ihres Mannes zu tun, sie vergaß schnell das sonderbare Benehmen ihres Vaters.

Drewel suchte die alte Frau v. Moreth auf, als sie einen Augenblick nach der Küche ging.

„Gnädige Frau, das Morethsche Blut hat sich da wieder bewährt!“

„Gebe Gott, lieber Drewel, mein Sohn wird wieder ganz gesund; aber stolz kann ich nun endlich auf ihn sein!“

„Jawoll, gnädige Frau, das können Sie, weiß Gott — jawoll!“

Ganz froh wurde die alte biedere Seele, daß er dies sagen konnte.

„Sie müssen nun wieder die Leitung des Gutes selbständig übernehmen; ich werde Ihnen die Schlüssel meines Sohnes aushändigen, kommen Sie mit!“

Vor der Thür des Krankenzimmers nimmt sie Drowel in Empfang. Sofort begibt er sich in das Arbeitszimmer seines Herrn, denn als gewissenhafter Sachwalter will er den Bestand gleich feststellen. Er schließt den Geldschrank auf und zieht den breiten Kasten heraus, der die Gutskasse birgt. Da muß er sich festhalten. Etwas Kupfer und ein paar Nickel, sind alles, was er vorfindet. Er reißt sämtliche Fächer auf — nichts zu entdecken, den Schreibtisch wühlt er durcheinander — keine Gutskasse ist zu finden. Nun weiß er alles. Sein Herr hatte wieder gespielt — und unglücklich. Aber freilich, wenn man zu Herrn v. Düsedau — zur Jagd fährt!

Da setzt sich der brave Mann in den Sessel am Schreibtisch und stützt seinen alten Kopf in seine harten Hände. Daher also die Tollkühnheit — daher!

Endlich springt er auf und ruft nach dem Reitpferde.

* * *

Düsedau wollte sich gerade zu Bett legen, als ihm der Diener den Grafen Melendorff meldete.

„Schockschwerenot, soll man denn heute gar nicht zur Ruhe kommen!“ Auf einmal piff er leise durch die Zähne. „Führen Sie den Herrn Grafen in mein Arbeitszimmer.“

„Es ist noch nicht aufgeräumt.“

„Einerlei — los — schnell!“

Jochen Düsedau geriet in Kampfesstimmung. Sonst hatte es der Graf wahrlich nicht eilig, zu ihm zu kom-

men. Aushorchen wollte er ihn — na, er sollte eine gepfefferte Antwort erhalten!

„Verzeihung, Herr Graf; es sieht noch lieberlich bei mir aus. Ich hatte Besuch, und dann kam der Sturm.“

„O bitte, das tut nichts.“ Sehr frostig sagte es Melendorff. „Ich möchte mir nur erlauben, eine Frage an Sie zu richten, Herr v. Düsedau.“

„Bitte!“

„Wieviel hat mein Schwiegersohn diese Nacht bei Ihnen verloren?“

„An mich nichts. Im übrigen bin ich keine Klatschbabe, Herr Graf!“ erwiderte Jochen Düsedau grob.

Fest sah ihn der Graf an. „Ich hatte von dem Edelmann, an den sich der Schwiegervater Ihres Freundes Moreth wendet, eine andere Antwort erwartet.“

„Na, dann irren Sie sich eben gründlich.“

„Das tut mir sehr leid. Bei ruhiger Überlegung hätte ich mir allerdings denken können, daß Sie mir auf diese Ihnen peinliche Frage keine Antwort geben würden.“

„Ob mir die Frage peinlich ist, überlassen Sie gefälligst mir zu beurteilen. Vorschriften und Vorwürfe lasse ich mir jedenfalls in meinem Hause nicht machen.“

„Ich hatte Sie nur gebeten, Herr v. Düsedau.“

„Und ich wiederhole Ihnen, Herr Graf, ich lehne die Beantwortung Ihrer Bitte ab, weil ich keine Klatschbabe bin.“

Der Diener tritt ein.

„Der Inspektor Drowel von Moreth bittet empfangen zu werden.“

„Ist ein Unglück geschehen?“ fragt Düsedau schnell.

„Ich weiß es nicht. Sein Reitpferd hat jedenfalls kein trockenes Haar mehr am Leibe.“

„Dann herein mit ihm!“

Der Graf greift nach seinem Hut, um sich zu verabschieden; Jochen Düsedau aber fordert ihn auf, so lange zu bleiben, bis der Inspektor gesagt, was eigentlich passiert sei. In solchen Stunden reite man doch nicht zum Vergnügen übers Land.

Bleich wie eine Kalkwand tritt Drowel ein, er ist noch völlig außer Atem.

„Herr v. Düsedau — ich bitte um Entschuldigung, aber mein Herr war doch diese Nacht hier. Ich muß Klarheit haben, ob er bei der Rettung der Leute das viele Geld verloren hat, oder hier im Spiel. Wenn's nicht hier geblieben ist, muß ich gleich weiter ins Fischerdorf. Galunken gibt's überall — und neuntausend Mark sind kein Pappenstiel!“

Da sagt Graf Kelendorff höhnisch: „Den Ritt nach dem Fischerdorf können Sie sich schenken, Drowel! — Adieu, Herr v. Düsedau, ich habe die Antwort auf meine Frage nun bekommen!“

Als sich die Tür hinter dem Grafen geschlossen hat, reibt sich Düsedau die Stirn. „Mein lieber Drowel, das war für uns beide ein fastiger Reinsfall!“

Dem alten Mann fangen die Kniee an zu zittern. „Darf ich mich setzen, ich kann nicht mehr!“

Schnell gibt ihm Düsedau einen Rognak. „Na, na, Sie brave Seele, auch dieser Sturm hört mal auf!“

Der alte Drowel schüttelt sich auf seinem Stuhle. „Nein, Herr v. Düsedau, das ist zu viel, das kann ich alter Schimmel nicht mehr schleppen! Hat man sein Lebtag die Hände über den vaterlosen Junker gehalten, und nun, nach allem Leichtsinne, spielt er auch noch Theater!“

„Aber um Gottes willen, was denn für Theater?“
Verzweifelt schüttelt der alte Drowel den Kopf.

„Sieben wadere Männer sollten mit ihm in den Tod, bloß weil er sich nicht getraute, den beiden braven Frauen in Moreth die Wahrheit zu sagen!“

Da geht Düsedau das Verständnis auf; er tritt an den alten Inspektor heran und legt ihm die Hand auf die Schulter. „Drewel, sehen Sie mich an! — So—o! Was ich jetzt sage, ist die pure Wahrheit! — Allerdings hat Moreth das Geld bis auf den letzten Pfennig verloren, als aber mein Diener meldete, daß im Fischerdorfe das Notsignal aufgezogen sei, ist Ihr Herr 'rausgestürzt, hat selbst mit angespannt, ist losgefahren wie der leibhaftige Teufel und hat genau so gut seine Pflicht und Schuldigkeit getan wie einst sein Vater bei Bionville. Er hat auch nicht einen Augenblick an seinen Verlust gedacht — Menschenleben waren in Gefahr, die Not rief, da war er zur Stelle!“

„Herr v. Düsedau, wenn ich das glauben könnte!“

„Gehen Sie und fragen Sie meinen Diener und Ihren Kutscher!“

Da faßt der alte Mann mit beiden Händen an seinen Kopf. „Na, so kann ja auch bei uns noch alles gut werden!“

* * *

Der Arzt hat die Beine geschient und in Gipsverband gelegt. Aber eine schwere Lungenentzündung tritt hinzu; Hans-Wilhelms Leben steht auf des Messers Schneide.

Von Mutter und Gattin treu gepflegt, geht er nach wochenlangem Krankenlager endlich der Genesung entgegen. In seinen wilden Fieberphantasien hat er seinen Verlust ausgeplaudert, Drewel muß die Tatsache bestätigen, aber er richtet die verzweifelnden Frauen auf. Er sagt ihnen, nach all diesen schweren Prüfungen

werde Hans-Wilhelm wohl ein vernünftiger Mann geworden sein.

Da nimmt Eva Klein-Edith auf den Arm und fährt hinüber zu ihrem Vater nach Glossow.

„Kommst du nun zu mir zurück für immer, mein Kind?“ fragt der.

„Nein, Papa. Nur bitten wollen wir beide dich, daß du jetzt deine starken Hände über Hans-Wilhelm hältst!“

„Ja, Eva, bist du denn blind? — Wie der niederträchtigste Lump hat er sich benommen!“

Da hat Eva v. Moreth ihrem Vater stumm den Rücken gekehrt und ist gegangen. Den ganzen Nachmittag hat sie denn mit Drewel Briefe geschrieben.

* * *

Der Frühling war längst ins Land gekommen, bevor der Arzt zu den Morethschen Damen sagen konnte: „So, jetzt haben wir den Kranken völlig über'n Berg!“

Eva wagte kaum mehr das Schlafzimmer ihres Gatten zu betreten; sie merkte es, wie er sich schämte, sich mit Selbstvorwürfen peinigete.

Eines Tages schickten die Damen den alten Drewel zu ihm.

„Na, Herr Oberleutnant, die letzte Dummheit haben Sie ja quitt gemacht!“

Da zuckte es in Hans-Wilhelms Gesicht. „Drewel, was für ein Lump bin ich — was für ein leichtsinniger Lump!“

„Hübsch langsam, sonst kommt wieder das Fieber!“

„Die Wirtschaft ist natürlich in Grund und Boden?“

„Gott bewahre, sie steht in Glanz und Würden.“

„Lügen Sie mir nichts vor, Alter — verrückt bin ich nicht mehr!“

Da nimmt Drowel einen Stuhl und setzt sich an das Bett seines Herrn. „Es hat einen tüchtigen Krach mit dem Herrn Grafen gegeben.“

„Das kann ich mir denken.“

„Die gnädige Frau ist aber die Antwort nicht schuldig geblieben.“

„Wieso?“

„Ja, Herr Oberleutnant,“ Drowel stand auf, „sie hat die zweite Hypothek, die uns so drückte, gekündigt, Haus und Ställe werden jetzt ausgebaut, neues Vieh haben wir auch in den Ställen — eine ganze Menge!“

Da fährt sich Hans-Wilhelm mit zitternder Hand über die Stirn. „Rufen Sie mein Weib, Drowel, und lassen Sie uns allein!“

Eva tritt ein, das Kind auf dem Arme. „Nun, Hans-Wilhelm, fühlst du dich kräftiger?“

„Setz dich auf das Bett, Eva, und gib mir mein Kind.“

Sie tut's. Er sieht seinem Weibe in die Augen. „Dein Erbteil hast du dir auszahlen lassen und bis auf den letzten Pfennig in das Gut gesteckt?“

„Ja, Hans-Wilhelm, bis auf den letzten Pfennig.“

„Eva!“

Es würgt ihm in der Kehle. Sein Weib sieht ihn fest an.

„Wenn du jetzt nicht Herr deiner Leidenschaft wirst, sind wir und das Kind heimatlos. Papa hat mich wissen lassen, daß er uns nur noch ein einziges Mal hilft — mit jenen zwanzigtausend Mark, die du ihm einst zurückgegeben hast, und die erhalten wir erst auf dem Schiffe ausgezahlt, wenn wir uns verpflichten, auszuwandern!“

Ganz ruhig hat es Eva v. Moreth gesagt.

* * *

Ein stiller Mann, dessen Haar an den Schläfen bereits ergraut ist, geht seiner Arbeit nach. Er kennt nur die Pflicht. Von den Märkten hält er sich möglichst fern, diese Geschäfte besorgt der alte Dremel, der leider schon recht klapprig geworden ist. Hans-Wilhelm hat kein Geld übrig, einen neuen Oberinspektor kann er sich nicht leisten, er schafft fast alles selbst. Auch den Abschied hat er genommen, das Üben ist zu kostspielig, und seine Gesundheit hat einen Knacks bekommen.

Von Zeit zu Zeit besuchen Seinsheim, der soeben eine Division in Stettin bekommen hat, und der Rittmeister Graf Beerenburg Moreths.

Hans-Wilhelms Mutter sitzt noch häufiger über der Bibel und über ihres Mannes Briefen. Auch Eva kränkelt öfters. Die Aufregungen waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Dem Ehemann schnitt ihr Leiden ins Herz — er trug die Schuld. Aber Schuld wäscht man ab durch Arbeit und Gottvertrauen.

So lebten Moreths still ihre Tage dahin.

Einmal hatte Eva versucht, den Frieden mit dem Vater herzustellen, aber selbst das „Bitte, bitte!“ des Kindes vermochte nicht sein Herz zu erweichen. Schroff lehnte er jede Versöhnung ab.

„Solange du das Weib des Lumpen Moreth bleibst, bist du meine Tochter nicht!“

Da war sie mit Tränen in den Augen gegangen. —

Der Graf aber hoffte von Tag zu Tag auf ihre Rückkehr.

Als die Jahre kamen und gingen, war er ein gebrechlicher Greis geworden. Er hörte nur Gutes über Hans-Wilhelm. Da tauchten in ihm doch Zweifel auf, ob er seinen Schwiegersohn am Tage des Sturmes richtig eingeschätzt hatte. Wenn er doch besser war? Seinem Vater ähnlicher?

Er sehnte sich nach Frieden. Wenn Eva von neuem gekommen wäre, er hätte sie mit offenen Armen aufgenommen.

Aber sie verließ seit Jahren Moreth nicht mehr. —

An einem schönen Frühlingstag rollte Hans-Wilhelms Wagen vor dem Glossower Schloßportale vor. Die kleine Edith entstieg ihm.

„Ich will zu Großpapa!“ rief sie dem Diener zu.

Der Graf ging seinem Enkelkind entgegen, so schnell ihn seine alten Beine trugen.

„Edith, was willst du?“

„Großpapa, komm schnell! Ich habe ein Brüderchen bekommen.“

Nach sechs langen Jahren schien drüben wieder die Sonne des Glückes. Da fuhr der Graf mit seinem Enkelkind hinüber nach Moreth.

Hans-Wilhelms Augen glänzen. „Daß ich hier stehe, festen Fußes auf meiner Väter Land — das verdanke ich der Frauenliebe!“

Agathe v. Moreth nimmt den Kopf ihres großen Jungen in ihre schmalen Hände. „Frauenliebe hat dich gerettet, ihr verdankst du, daß ein Hans v. Moreth wieder mit blauen Augen in die Welt blickt! Wacht über ihn, wie ich einst über dich gewacht!“

Hans-Wilhelm steht am Bette seines Weibes; sie streckt dem Vater die Hände entgegen.

„Ja, Kinder, nun sei Frieden zwischen uns!“

Da hat Frauenliebe vollends gesiegt.

E n d e.





Die Liebesprobe.

Novellette von F. Clemens.

Mit Illustrationen
von Th. Volz.



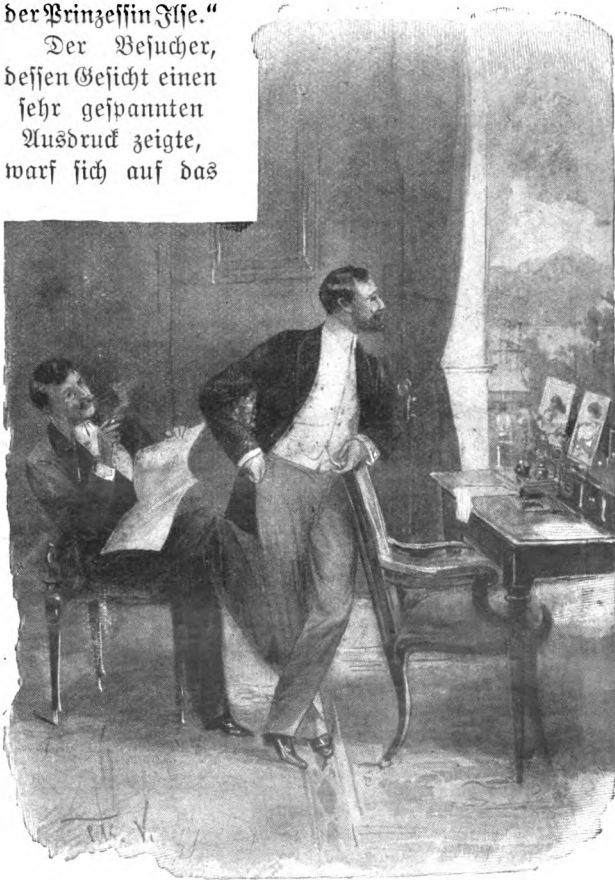
(Nachdruck verboten.)

1.

Also es gefällt dir in Ilfenburg, Erich?“
„Ob es mir gefällt, Bodo? Ich sage dir, es ist herrlich, wunderbar, einzig!“
„Freut mich, freut mich sehr! — Und erholt hast du dich auch? Na, man braucht dich ja nur anzusehen. Und wie gemütlich du hier wohnst! Prächtige Aussicht — schöner Garten — reizender Balkon! Schade, daß ich mich nur zwei Tage aufhalten kann!“
Baron Bodo v. Straußburg hielt mit zufriedenen Lächeln im Zimmer Umschau. Plötzlich blieb er vor einem Bilde stehen, das auf dem Schreibtisch stand.
„Alle Wetter — wer ist denn das, Erich? Eine Badebekanntschafft?“
„So etwas ähnliches. Es ist Prinzessin Ilse!“
„Richtig — so sieht sie auch aus. Ein reines Feenantlitz — diese herrlichen Formen, diese Märchenaugen, diese üppige Haarflut! Du hast wohl Feuer gefangen, mein Junge?“
„Sehr stark sogar. Ich bin auf dem Wege, mich zu verloben.“
„Mit dieser Waldfee? Wie bist du denn mit ihr bekannt geworden?“

„Du sollst es hören, Bodo. Setz dich, nimm eine Zigarre und lausche dem Märchen von dem glücklichen Erich Langen und der Prinzessin Ilse.“

Der Besucher, dessen Gesicht einen sehr gespannten Ausdruck zeigte, warf sich auf das



Sofa, Erich setzte sich neben ihn, und während beide behaglich qualmten, erzählte Erich mit glücklichem Lächeln.

„Vor einer Woche gegen Abend kam ich hier an. Es war noch ziemlich früh, nicht einmal dämmerig, ich verschob daher meine häusliche Einrichtung auf den anderen Tag, um unverzüglich meine Schritte ins Ifsetal zu lenken. O, dieses Ifsetal, Bodo! Vom ersten Moment an hielt es mich gefangen, so daß ich Heines Schwärmerei wohl begreifen kann. Man wird selber zum Schwärmer, wenn man das liebliche Flüschen entlang aufwärts steigt, von seinem murmelnden Geplätscher umkost, mit den gigantischen Bergen auf allen Seiten. Es war wie ein Märchenraum! Links von mir reckte der Ifenstein sich obeliskentartig empor, die schäumenden Wellen stäubten Brillanten im Mondenlicht, die alten Tannen rauschten im Abendwind. Und plötzlich — ich glaubte wirklich im ersten Augenblick eine Erscheinung aus der Märchenwelt zu sehen — erblickte ich vor mir eine zauberische Gestalt. Wie aus den Wellen der Ifse tauchte sie auf — eine wahrhafte Elfe im weißen Kleide, mit goldblondem Haar. So stand sie am Fuße eines fast im Wasserbett aufragenden Baumes, und an mein Ohr klang ihr melodischer leiser Gesang:

Ich bin die Prinzessin Ifse
 Und wohne im Ifenstein,
 Komm mit nach meinem Schlosse,
 Wir wollen selig sein!
 Dein Haupt will ich benehen
 Aus meiner klaren Well';
 Du sollst deine Schmerzen vergessen,
 Du sorgentranter Gesell!

Ich war entzückt, berauscht, wie in eine andere Welt versetzt. Leise schlich ich näher, und als sie geendet, rief ich begeistert: „O schöne Prinzessin Ifse, ich wünschte, ich könnte dein Kaiser Heinrich sein!“ Da wandte sie

sich erschrocken um, aber rasch faßte sie sich, ein helles Lachen kam zwischen den Elfenzähnen hervor.

„Die Gegend verführt unwillkürlich zur Schwärzerei,“ entschuldigte sie sich. „Ich glaubte allein zu sein.“

Sie gab sich nicht im geringsten affektiert, sondern ganz natürlich, fast naiv. Sie hatte sich verspätet und fürchtete die Vorwürfe ihrer Mutter. Ich stellte mich vor, und wir gingen dann zusammen nach Hause. Sie hatte im ersten Ansturm mein Herz gewonnen, ich träumte die ganze Nacht von ihr, und da sie mir gesagt, wo sie mit ihrer Mutter speise, begab ich mich Mittags in dasselbe Hotel. Sie erkannte mich sofort wieder. Doch wozu soll ich dir eine lange und im Grunde alltägliche Geschichte erzählen? Wir wurden schnell näher bekannt, wie dies die Freiheit des Bade- und Sommerfrischenlebens mit sich bringt. Die Mutter ist ebenfalls eine sehr intelligente und einnehmende Dame, die Tochter — sie heißt Gerda — ein Muster von Anmut, Lieblichkeit, Innigkeit und Geist. Mein ganzes Streben ging also dahin, diese Göttin zu erringen. Es war nicht leicht, denn sie war sehr stolz, sehr zurückhaltend, so liebenswürdig und innig auch ihr Gemüt ist. Endlich brach jedoch das Eis, und gegenwärtig bin ich so weit, daß ich mich in den nächsten Tagen erklären werde, denn ich und Gerda sind so gut wie einig, und die Mutter ist einverstanden.“

„Das nennt man allerdings Glück, lieber Erich. Allein gestatte, daß ich noch eine Frage tue, bevor ich dir zu der Wahl gratuliere. Du nanntest deine Zukünftige Gerda?“

„Jawohl.“

„Doch nicht etwa Gerda Silvan?“

„Gewiß, Gerda Silvan,“ versetzte Erich Langen erstaunt. „Kennst du sie?“

„Nur oberflächlich. Ihr Bild dort erinnerte mich an sie, wenn ich sie auch nur flüchtig gesehen habe. Ihre Mutter ist Alice Silvan, die ehemalige Geigenkünstlerin?“

„Ja, ja, stimmt alles. Aber woher —“

„Einen Augenblick. Vor allen Dingen will ich bemerken, armer Junge, daß aus deiner Verlobung nun und nimmer etwas werden kann.“

Betroffen fuhr der junge Mann auf. „Du — du liebst sie wohl selber?“

„Gott bewahre mich davor,“ entgegnete der Baron ernst. „Und ich hoffe um deiner selbst willen, daß ich noch nicht zu spät komme, daß du noch Kraft genug besitzest, dich aus den Netzen dieser Person wieder herauszuwinden.“

„Bodo!“ rief Langen entrüstet.

„Ich nehme das Wort nicht zurück, Erich. Du würdest unendlich unglücklich werden an der Seite dieser Heuchlerin. Sie war in Wiesbaden, als ich voriges Jahr meinen Vetter dort besuchte, und erregte ungeheures Aufsehen durch ihre Schönheit und Anmut. Bald aber erfuhr man Näheres über sie, und mit dem Enthusiasmus war es vorbei. Merke wohl: alles bei ihr ist Schein und Schauspielerei! Die liebreizende Schöne sieht wie ein Engel aus, aber sie besitzt nicht eine Spur von Gemüt, ist eine herzlose Kokette, und die Mutter ist eine schlaue Intrigantin. Das ganze Trachten sowohl der Mutter als Tochter ist auf Luxus, Puß, Genuß und Außerlichkeiten gerichtet. Wehe dem Manne, der in ihre Hände fällt! Sie würde einen Millionär zu Grunde richten, und die Mutter würde ihr getreulich dabei helfen. Sie ist verschuldet bis über die Ohren, die Tochter stellt das Los dar, das sie in der Lebenslotterie spielt — ihre einzige Hoffnung ist,

daß es gewinnen, das heißt, daß Gerda eine reiche Partie machen möge. Glaube mir, ich kenne dich und deine ideale Gesinnung, deine Neigung für häusliches Leben. Nun, diese Gerda würde eine schlechte Haushälterin und noch schlechtere Mutter abgeben, wie ihr überhaupt das Bild einer stillen Häuslichkeit ein Greuel ist.“

„Und woher weißt du das alles?“

„Ich sage dir ja, von meinem Vetter Hugo, der beinahe selbst in ihre Netze gefallen wäre. Wenn sie dich erst fest hat, wird sie die Maske anmutiger Schwärmerei und Naivität bald fallen lassen, und von Tag zu Tag werden mehr Ansprüche zum Vorschein kommen. Sie ist schon einigemal verlobt gewesen und wird nur von ihrer Mutter in die Bäder geführt, um an den Mann gebracht zu werden. Mit den größeren Bädern sind sie alle durch, nun kommen die kleinen und die Sommerfrischen an die Reihe.“

Erich war aufgestanden und schritt mit allen Zeichen höchster Erregung im Zimmer auf und ab.

„Unmöglich, Vobo, undenkbar! Ihr Gesicht kann nicht lügen! Das Auge ist immer der Spiegel der Seele, und ihr Auge ist wie der Himmel selber. Du täuschest dich doch wohl in der Person. Es gibt vielleicht noch eine zweite Gerda Silvan.“

„Dummes Zeug, Erich! Na ja, ich kann ja deine Aufregung verstehen, aber es ist besser, das schmerzvollste Heilmittel zu erdulden, als an einer Wunde zu verbluten.“

„Und wenn du dich trotz alledem täuschest?“

„Hast du dich bereits näher nach ihr erkundigt?“

„Nein,“ gestand Erich etwas zögernd.

„Ich sollte mich sehr wundern, wenn sie hier in Ilseburg nicht wenigstens einigen Leuten bekannt

wäre. In der Regel verbirgt man ja das demjenigen, den es am meisten angeht, am sorgfältigsten. Zur Warnung öffnet niemand den Mund, hinterher aber reden alle und sprechen ihre Verwunderung aus, wie man so habe hineinfallen können. Ich kenne das. Ist deine Wirtin eine stadtkundige Person?"

„Und ob.“

„So will ich sie ausforschen. Jedenfalls möchte ich alles tun, dich vor namenlosem Unheil zu behüten. — Klinge doch einmal.“

Sofort erschien die Vermieterin, eine anständig aussehende ältere Frau, mit der sich Bodo, nachdem Erich aus dem Zimmer gegangen, längere Zeit sehr eifrig unterhielt.

Er konnte als Ergebnis dem Freunde melden, daß man sich in Isenburg mit Fräulein Silvan in der Tat bereits mehr beschäftige, als dem Rufe der jungen Dame ersprießlich schien.

„Ich bekam aus ihr heraus, daß man sich über deine Gutgläubigkeit wundert. In der Rolle der ‚Prinzessin Ilse‘ hat sie sich bereits mehrfach versucht. Sie ging zu diesem Zwecke schon öfters ins Isetal spazieren. Kam nun ein einzelner junger Mann, bei dem sich’s der Mühe zu verlohnen schien, so führte sie die betörende Märchenkommödie auf. Auch dich hatte sie gewiß vorher längst schon wahrgenommen.“

„Ich kann, ich mag nicht daran glauben, eine so entsetzliche Differenz zwischen Form und Inhalt ist unmöglich!“

„Wenn du so denkst, bist du verloren.“

„Aber wenn sie mich wirklich liebt? Die Liebe bringt oft unglaubliche Wandlungen im Charakter hervor. Sie ist vielleicht nur von der Mutter irregeleitet.“

„Sie wird wohl überhaupt niemand lieben als sich

selbst. Sie weiß, daß du eine anständige Versorgung darstellst, daß du, wenn auch kein großes Vermögen, doch als Versicherungsdirektor ein schönes Einkommen hast. Ich bin aber überzeugt, kommt einer, der ihr mehr bieten kann als du, so gibt sie dir kaltblütig den Abschied.“

„Wenn ich das gewiß wüßte, so wäre es freilich auf der Stelle aus.“

„Wollen wir die Probe machen?“

„Wie denn?“

„Ich bin von Adel, ich bin vermögend. Stelle mich ihr heute mittag vor, übertreibe meine Verhältnisse noch, erzähle, daß ich bereits ihr Bild bewundert habe und sie über alle Begriffe schön und lieblich finde, und laß mich ihr ein wenig den Hof machen. Wenn sie einer solchen Versuchung widersteht, so magst du es mit ihr versuchen. Wenn nicht, so —“

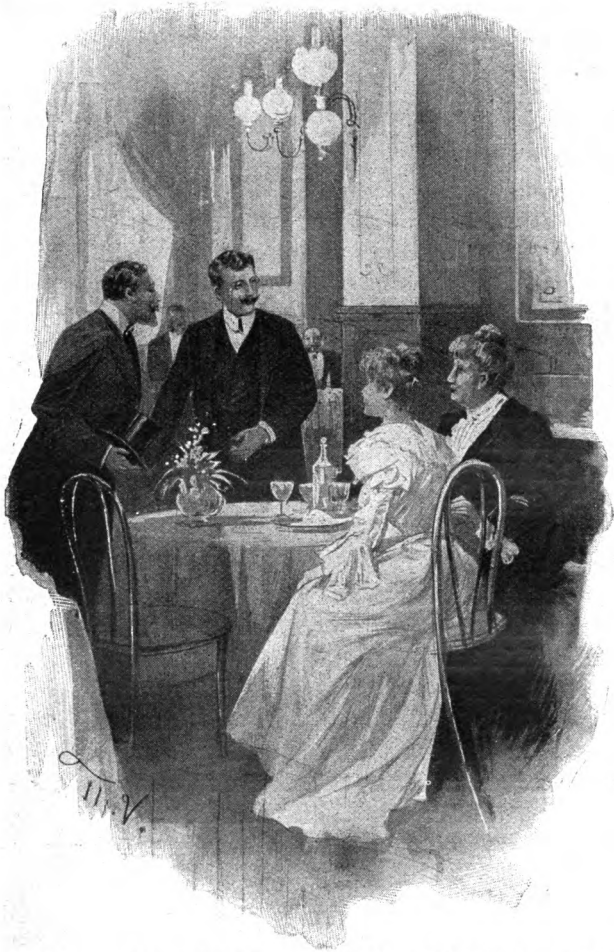
„So ist das Spiel aus!“ rief Erich tief atmend. „Es sei. Du hast mein ganzes Innere aufgerüttelt. Eine Unwürdige will ich nicht besitzen, ich bin nicht törricht genug, mit sehenden Augen ins Unglück zu rennen. Ich hoffe jedoch bestimmt, sie wird dich Lügen strafen.“

Bodo lächelte nur.

2.

Frau Silvan und ihre Tochter hatten bereits ihre Plätze an einem günstig gelegenen Einzeltischchen im Speisesaal eingenommen, als Erich und sein Freund erschienen. Der junge Mann mochte bereits ungeduldig erwartet worden sein, denn das Gesicht Gerdas zeigte einen Zug leichter Gereiztheit, der sich indes sofort verlor, als sie den Begleiter ihres Anbeters bemerkte. Auch die Mutter sah aufmerksam nach ihm hin.

„Mein Freund, Baron v. Straußburg, der heute



morgen unerwartet eintraf," stellte Erich vor. „Das ist auch der Grund meiner Verspätung, gnädige Frau. Ich bitte, mir nicht deshalb zu zürnen.“

„O, bitte sehr,“ erwiderte die Dame mit höflichem Lächeln; „wir haben Ihnen doch keine Vorschriften zu machen.“

Die Herren ließen sich nieder, Erich auf dem Stuhl neben Gerda, der er jetzt mit herzlicher Miene die Hand entgegenstreckte. Bei ihrem Anblick vergaß er alle seine Zweifel, und in der That bot Gerda Silvan ein Bild verkörperter Anmut und Grazie.

Gerda nahm die Hand des jungen Mannes. Doch schien der Druck ihrer Rechten ihm weniger zärtlich als gewöhnlich.

„Sie sind mir böse, Fräulein Gerda, weil ich nicht pünktlich gewesen bin?“

„O bitte,“ antwortete das junge Mädchen leichtthin, „ich habe es gar nicht bemerkt.“

Erich biß sich auf die Lippen. Weder Gerda noch Frau Silvan zeigten sich unfreundlich, und doch lag etwas wie Reserve in Ton und Haltung; es war nichts Faßbares, aber das empfindsame Herz eines Liebenden gleicht einer beim leisesten Lufthauch erzitternden Aolsharfe und verspürt die geringsten Schwankungen der Seelenskala der Geliebten.

Sollte der Beweggrund dieses Verhaltens wirklich in dem Miterstehen seines Freundes bestehen? Das war aber doch den Damen gänzlich überraschend gekommen. Nun, Bodo v. Straußburg war adelig, ein schöner, stattlicher junger Mann, ein eleganter Cavalier. Wollte man sich von vornherein keine Chance entgehen lassen?

„Wir werden es bald heraus haben,“ dachte Erich, der still geworden war, während sein Freund mit den Damen bereits in voller Unterhaltung begriffen war, ohne daß sie auch nur wahrzunehmen schienen, daß ihr eigentlicher Ritter sich gar nicht beteiligte.

„Sie haben durch Ihre Ankunft Ihrem Freund gewiß eine recht frohe Überraschung bereitet, Herr Baron,“ begann Frau Silvan.

„Ich hoffe es,“ antwortete Bodo verbindlich.

„Und Sie selber werden dabei nicht zu kurz kommen. Ilfenburg ist wunderschön. Sie kennen es noch nicht?“

„Nein, gnädige Frau.“

„O, so müssen Sie es recht genießen. Haben Sie einen langen Aufenthalt vorgeesehen?“

Bodo hielt es nicht für nötig, die volle Wahrheit zu sagen. Er entgegnete nur, die Dauer seines Aufenthalts hänge von den Umständen ab.

„So werden wir hoffentlich näher bekannt werden. Sie haben Ihre Familie nicht mitgebracht?“

Der Besucher verstand sehr wohl, daß man ihn auszuhorchen beabsichtigte. Lächelnd erwiderte er: „Ich habe noch keine, gnädige Frau.“

„O, Sie werden doch Eltern, Schwestern, Brüder haben?“ warf hier Gerda schnell ein, indem sie ihre bestreidenden Märchenaugen auf ihn richtete.

„Das gewiß, gnädiges Fräulein — das heißt, nicht in so großem Umfange, wie Sie anzunehmen scheinen. Ich habe nur noch meine Mutter, einen Bruder und eine Schwester.“

Bodo fing den Blick auf, den die junge Dame über seine Hände gleiten ließ.

„Ach, Sie meinen, weil ich einen Ring an dem bewußten Finger trage? Das geschieht lediglich, weil er an keinen anderen paßt, gnädiges Fräulein. Ich befinde mich gegenwärtig noch im Stadium der Umschau unter den Töchtern des Landes.“

Die Damen quittierten über den Scherz mit harmlosem Lachen.

„Daraus schließe ich wenigstens, daß Sie kein direkter Ehefeind sind,“ sagte die Mutter.

„Ich? Im Gegenteil —“

Jetzt unterbrach Erich seinen Freund, indem er bemerkte: „Sein erster Blick heute morgen fiel auf die mir von Fräulein Gerda gütigst gewidmete Photographie. Sie können sich gar nicht vorstellen, Fräulein Gerda, wie er Sie bewundert hat. Vom ersten Augenblick an war er förmlich hingerissen.“

In Gerdas Augen erschien ein flüchtiges Funkeln.

„Du mußt nicht so aus der Schule schwagen, Erich,“ wehrte der Baron halb verlegen ab.

„Ja, das ist nicht recht von Ihnen, Herr Direktor,“ schalt die Frau Mama, ihm lächelnd mit dem Finger drohend. „Sie machen mir das Kind eitel und setzen Ihren Freund in Verlegenheit.“

„O, wir sind so alte Freunde, daß er mir das nicht übelnimmt.“

„Wohl von Kindheit auf?“ fragte Gerda.

„Wir haben zusammen die Schulbank gedrückt, dann auf derselben Universität studiert.“

„Sind Sie auch in der Versicherungsbranche?“ forschte Frau Silvan.

„Ich? Nein — ich bin Landwirt.“

„Sie bewirtschaften ein Gut?“

„Ja.“

„Aber es ist das feinige,“ fügte Erich bei.

„Das Ihrige?“ Wieder ein seltsames Funkeln in den blauen Sternen des schönen Mädchens. „Dann sind Sie freilich gut daran.“

„Geld allein macht nicht glücklich,“ erwiderte Bodo mit einem bewundernden Blick auf die junge Dame, der von einem leichten Seufzer gefolgt war.

„Du bist zu bescheiden, Bodo, und auch undankbar.“

„Da sehen Sie. Ihr Freund hat recht — ein halber Millionär und nicht einmal zufrieden.“

„Sagen Sie höchstens ein Viertelmillionär, gnädige Frau, dann möchten Sie der Wahrheit näher kommen.“

Die beiden Damen stießen sich unter dem Tische mit dem Fuße an.

„Wie glücklich Sie doch sind!“ rief Gerda mit Begeisterung und legte in ihren Blick den ganzen bezaubernden Schmelz ihrer Märchenaugen.

„Weil ich reich bin?“

„Nein, weil Sie Landwirt sind. Ich habe für die Landwirtschaft immer geschwärmt. Ach, wie köstlich muß es sein, seine Tage in der freien Gottesnatur zuzubringen, in friedlicher Beschäftigung, heiteren Gemüts, über sich den schönen blauen Himmel, vor sich die reisenden Getreidfelder, den duftenden Alee! — Es gibt doch keinen idealeren Beruf als den des Landwirts!“

„Vielleicht sieht er sich aus der Vogelschau besser an, als er in Wirklichkeit ist,“ versetzte lachend der junge Gutsbesitzer. „Im Grunde besteht er in nichts als harter Arbeit vom frühen Morgen bis zur späten Nacht, in so harter Arbeit, daß Körper und Geist sich erschöpfen, und oft jedes höhere Interesse zurückgedrängt wird.“

„Aber Sie selbst arbeiten doch nicht so hart?“

„Ich greife überall mit Sense und Hacke zu, wenn es sein muß.“

Während dieses Gesprächs war das Mahl zu Ende. Erich stand auf, um einige Worte mit einem Bekannten zu wechseln, den er zufällig an einem der anderen Tische erblickte.

„Wie glücklich doch mein Freund Erich ist!“ bemerkte Bodo, ihm nachschauend.

„Weshalb?“ fragte Gerda.

„Weil er Ihnen nahe steht.“

„Wie meinen Sie das?“ Die Frage klang scharf.

„Wie ich das meine? Ich — ich glaubte, man könnte ihm zu Ihrer — Ihrer Freundschaft gratulieren.“

„Zu meiner Freundschaft? Nun — vielleicht,“ lächelte sie. „In der Sommerfrische finden sich verwandte Charaktere schnell, man erspart sich alles lästige Zeremoniell, und die Schranken des Verkehrs sind nicht so steil und hoch wie in der Gesellschaft.“

„Wir haben sehr schöne Tage zusammen verlebt,“ ergänzte Frau Silvan ebenfalls ziemlich kühl. „Herr Langen ist ein höchst angenehmer junger Mann, ich kann es nicht anders sagen, aufmerksam, galant, man kann ihm nur alles Gute wünschen.“

„Armer Erich!“ dachte Bodo bei sich.

Da kehrte Langen zurück und schlug für den nächsten Tag einen längeren gemeinsamen Ausflug vor, der auch sofort beschlossen wurde.

„Du gibst mir doch absolute Vollmacht?“ flüsterte der Baron dem Freunde zu, als beide den vorausgegangenen Damen nachfolgten.

Erich bejahte hastig. „Ich fange an zu begreifen, was für eine Rolle ich gespielt,“ entgegnete er niedergeschlagen. „Und doch kann ich noch nicht alle Hoffnung aufgeben. Ich mag nicht an ein solches Maß von Unaufrichtigkeit glauben. Doch führen wir unsere Prüfung zu Ende!“

„Daß sie aber bei dem Glauben, daß ich länger bleiben will,“ mahnte der Baron noch den Freund, dann schlossen sie sich den Damen wieder an.

3.

Man verwandte den ganzen nächsten Tag zu einer Partie auf den Brocken. Bodo verfehlte nicht, seine

Bewunderung für Gerda bei jeder Gelegenheit rückhaltlos an den Tag zu legen, er spielte ganz und gar ihren Cavalier und zeigte sich so zuvorkommend und galant als möglich. Ein paarmal begegneten seine Augen den ihren, die sie sofort errötend niederschlug.

Als er beim Abstieg mit ihr den übrigen eine lange Strecke voraus war — Frau Silvan hatte absichtlich die Unterstützung Langens in Anspruch genommen und sich sehr ermüdet gestellt, um dem Baron und ihrer Tochter einen Vorsprung zu gewähren — unterbrach Bodo plötzlich das gerade in Gang befindliche Gespräch und ergriff Gerdas Hand.*)

„Ich glaube, ich könnte Sie recht lieb gewinnen, gnädiges Fräulein.“

Sie entzog ihm sanft ihre Hand und erklärte schelmisch, sie könne überhaupt kein Mensch lieb haben.

„O doch — ich — ich ganz bestimmt. Wenn ich es wagen dürfte —“

„Und wer verbietet es Ihnen?“

„Sie selbst. Ihr Herz ist bereits versagt und —“

„Mein Herz ist versagt?“

„Nun ja, mein Freund Langen —“

„Hat er Ihnen so etwas gesagt? Dann hat er die Unwahrheit gesprochen.“

„Nicht direkt, gnädiges Fräulein. Aber er hat mir kein Hehl aus seiner Bewunderung für Sie gemacht.“

„Mich zu bewundern und Hoffnungen an unsere Bekanntschaft zu knüpfen, kann ich ihn nicht hindern,“ äußerte sie mit eisiger Kälte. „Ich habe ihm aber jedenfalls keinerlei Anlaß geboten, solche zu nähren.“

„Sie hegen wirklich keine tieferen Gefühle für ihn?“

Sie stampfte zornig mit dem kleinen Füßchen auf

*) Siehe das Titelbild.

den Boden. „Darf ein junges Mädchen denn nicht mehr freundlich mit einem Herrn verkehren? Er tut mir leid, denn vielleicht war ich manchmal aus Mitleid freundlicher, als ich gesollt hätte.“

„So schade ich meinem Freunde also nicht, wenn ich Ihnen aus meiner Ergebenheit kein Geheimnis mache?“

„Nein.“

„Und Sie gestatten es mir?“

Sie lachte schalkhaft. „Bin ich Ihre Herrin, daß ich Ihnen etwas verbieten kann?“

„Wie fange ich es aber an, Ihnen Neigung abzurufen?“

„Bin ich ein Komplimentierbuch oder ein Ratgeber für den guten Ton?“ versetzte sie scherzend.

„Sie necken mich.“

„Und Sie mich wohl nicht?“

„Ich rede im Ernst.“

Sie blickte unruhig hinter sich. „Wir wollen auf Mama warten,“ flüsterte sie.

„Ganz wie Sie wollen. — Habe ich Sie gekränkt?“

Ein leises „Nein“ kam von ihren Lippen. Zugleich aber traf ihn ein so seelenvoller, inniger, vielsagender Blick, daß er nochmals ihre Hand nahm, die sie ihm diesmal willig überließ, und sie zärtlich an seine Lippen führte.

Erst als die Mutter am Arme Langens in Sicht kam, riß sie das weiche Händchen heftig zurück und fuhr mit erstaunlicher Selbstbeherrschung in einem harmlosen Gespräche fort, an das vorher keines von beiden gedacht.

Eine Weile wanderten alle vier nebeneinander hin, erst kurz vor dem erreichten Ziel fand Erich Gelegenheit, kurze Zeit an der Seite der bisher so leidenschaft-

lich Angebeteten zu verweilen. Mehrere Male schon hatte er den Versuch gemacht, doch suchte Gerda immer sogleich einen Vorwand, um stehen zu bleiben und auf Bodo zu warten. Auch jetzt würde sie wohl zu derselben List ihre Zuflucht genommen haben, denn sie schien entschlossen, einer definitiven Erklärung auszuweichen, wenn nicht Langan in dringendem Tone den Wunsch ausgesprochen hätte, einige Worte insgeheim mit ihr zu wechseln.

„Bitte sehr,“ antwortete sie mit vollkommener Gleichgültigkeit in der sonst so bezaubernden Stimme. „Was wünschen Sie?“

„Sie sind seit gestern recht kühl gegen mich, Fräulein Gerda.“

„Ich wüßte doch nicht —“

„O doch. Und ich hoffte schon —“

„Was?“

„Daß ich Ihnen nicht ganz gleichgültig sei.“

„Ich habe Ihnen nicht die geringste Veranlassung gegeben, so zu denken.“

„Gerda —“

„Mein Herr, diese Vertraulichkeit —“

„Erzürnt Sie?“

„Nein, denn von einem Freunde ist sie nicht böse gemeint. Aber ich darf sie nicht dulden in Gegenwart anderer, damit man mich nicht falsch beurteilt.“

„So betrachten Sie mich nur als Freund? Ich darf Ihnen nie etwas anderes sein?“

„Lassen Sie mich!“ wehrte sie sich verlezt stellend ab. „Der Tag war so schön, wir wollen ihn nicht mit einem Mißton beschließen.“

Damit wandte sie sich dem sie eben einholenden Baron zu.

Erich kehrte sich finster zur Seite. Er wußte genug.

Für den nächsten Vormittag hatte man mit Rücksicht auf die heutige anstrengende Tour nichts verabredet. Frau Silvan und Gerda schliefen lange, erst Mittag gedachte man sich im Hotel zu treffen.

Ungeduldig harrten die Damen der Ankunft der Freunde oder vielmehr des Barons, aber nur Langen erschien und wurde von der Mutter mit der verwunderten Frage empfangen: „Nun, wo haben Sie Ihren Freund?“

„Baron v. Straußburg läßt sich den Damen empfehlen,“ entgegnete Erich kühl. „Er ist heute morgen abgereist.“

Gerda erbleichte. Frau Silvans bewegliche Züge nahmen einen Ausdruck von Starrheit an.

„So schnell?“

„Er erhielt ein Telegramm, das ihn schleunigst abrief. Er bedauert, Ihnen nicht nochmals seine Aufmerksamkeit machen zu können.“

„Und kehrt er nicht wieder zurück?“

„Nein, er sagte, er würde viel Arbeit zu Hause vorfinden. Ubrigens läßt er Ihnen danken für die angenehmen Tage, die ihm immer eine freundliche Erinnerung bleiben würden.“

Gerda preßte die Lippen fest zusammen.

Die Mutter fuhr noch fort: „Er ist ein prächtiger Mensch, Ihr Freund.“

„O gewiß,“ antwortete Langen leichtthin, „ein angenehmer Schwerenöter.“

„Meinen Sie?“

„Und er hat viel Glück bei den Damen, obwohl er nirgends Ernst macht.“

Frau Silvan zwang sich zu einem Lächeln. „Immerhin brachte er eine hübsche Abwechslung in die Eintönigkeit des Badelebens,“ sagte sie nach einer Pause

mit ihrer gewöhnlichen heiteren Ruhe. „Und weiter verlangt man ja nichts. Daß er eine etwas leichtlebige



Natur ist, erkannt ich sofort. Sie sind jedenfalls ein viel tiefer angelegter Charakter, Herr Langan.“

Erich lächelte eigentümlich. „Finden Sie?“

„Gewiß,“ rief Gerda und sah ihn plötzlich mit dem alten liebevollen Ausdruck an. „In dieser Hinsicht sind

Sie ihm ganz unähnlich. Ich bin eigentlich froh, daß er fort ist, denn er brachte eine gewisse Störung in unseren reizvollen Verkehr.“

Erich erwiderte nichts.

„Wir haben so schöne Stunden miteinander verlebt,“ beteuerte die Mutter mit liebenswürdiger Miene. „Gerda war ganz verstimmt über die Unterbrechung. Sie erklärte mir gestern abend, wenn auch Baron Straußburg ein noch so großes Vermögen besitze, so reiche das lange nicht hin, ihn bis zur Höhe Ihres inneren Werts zu erheben.“

„Aber Mama —“

„Ja, Gerda, es muß einmal gesagt werden.“

„Wo gehen wir heute nachmittag hin, Herr Langen?“ erkundigte sich das junge Mädchen mit sanftem Blicke. „Ich freue mich so auf die Fortsetzung unserer Unterhaltungen, unseres harmonischen Geplauders, unserer —“

„Bedauere, den Damen nicht Gesellschaft leisten zu können,“ unterbrach sie Erich höflich. „Ich bin nur noch gekommen, um mich Ihnen ebenfalls zu empfehlen. Ich reise heute nachmittag ab.“

Damit stand er auf, verbeugte sich höflich gegen Mutter und Tochter und verließ das Gastzimmer.

Noch an demselben Nachmittag trug ihn das Dampfroß der Heimat zu.

Frau Alice Silvan aber und ihre Tochter fuhren am nächsten Tage nach Borkum. Ein liebenswürdiges Lächeln sah man während dieser Fahrt nicht auf ihren Gesichtern.





Die Eroberung der Luft.

Technische Skizze von W. Helmuth.

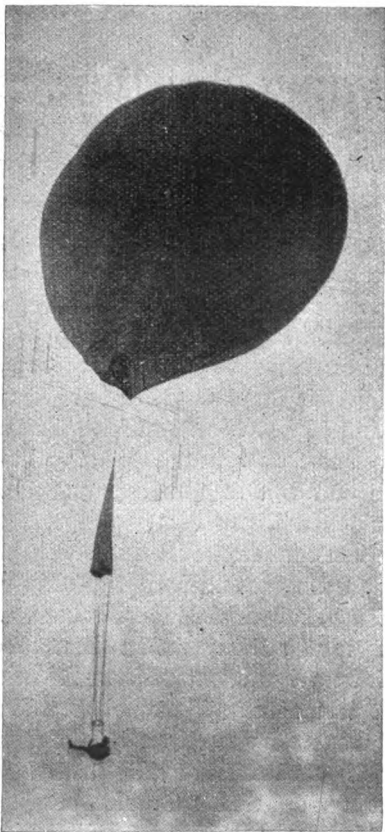
Mit 15 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Es ist behauptet worden, daß in einem künftigen Weltkriege, dessen drohendes Gespenst alle beruhigenden Versicherungen leitender Staatsmänner, alle Friedenskongresse und alle ernsthaft diskutierte Abrüstungs-ideen nicht zu bannen vermögen, jener Macht der Sieg zufallen müsse, die ihren Gegnern durch den Besitz des lenkbaren Luftschiffes überlegen sei. Selbst wenn die ausschlaggebende Bedeutung dieser allerneuesten Kriegswaffe mit solcher Prophezeiung ein wenig überschätzt sein sollte, liegen doch die Vorteile, die die mannigfachen Verwendungsmöglichkeiten eines wirklich und zuverlässig lenkbaren Luftschiffes gewähren müßten, so offen zu Tage, daß die lebhafteste Teilnahme, mit der die Regierungen aller Kulturstaaten die neuerlich so schnelle Entwicklung, der aeronautischen Technik verfolgen, und die ausgiebige Unterstützung, die sie allen Erfolg verheißenden neuen Versuchen zu teil werden lassen, ebenso begreiflich als berechtigt erscheinen.

Vor zwanzig Jahren noch galt der Grübler, der sich mit der Erfindung des lenkbaren Luftschiffes beschäftigte und ihr seine Schaffenskraft oder sein Vermögen opferte, für nicht viel Besseres als einen Narren, und man konnte selbst aus dem Munde anerkannter wissenschaftlicher Autoritäten hören, daß es den unzulänglichen

menschlichen Hilfsmitteln ebensowenig jemals gelingen könne, einen Gasballon nach Belieben in den Lüften



Fallschirmabstieg von einem mit erwärmter Luft gefüllten Ballon.

zu dirigieren, als sie in irgend einer Zukunft die Hindernisse überwin-

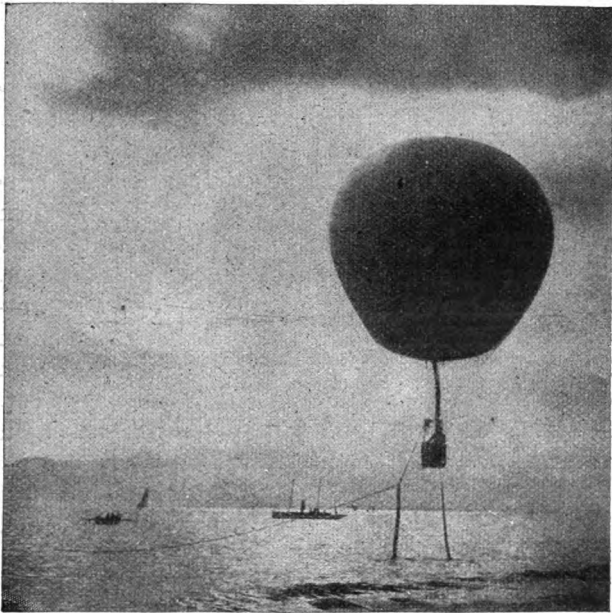
den würden, welche unverrückbare Naturgesetze der Konstruktion einer durch Menschen- oder Maschinenkraftbewegten Flugmaschine entgegenstellten.

Aber diese klugen Weissagungen sind nicht weniger kläglich zu Schanden geworden als die Zweifel an der Möglichkeit, die Elektrizität als Triebkraft für die Bewegung von Fahrzeugen oder Maschinen zu verwenden.

Wenn das Problem des zuverlässig lenkbaren Luftschiffes nicht tät-

sächlich bereits gelöst ist, so wird uns doch sicherlich schon eine nahe Zukunft diese Lösung bringen müssen,

da es sich nicht mehr um die Notwendigkeit neuer, grundlegender Erfindungen, sondern nur noch um das Ausfindigmachen von Verbesserungen und Vervollkommnungen handelt, an deren Gelingen bei dem



Auf das Meer hinaustreibend.

regen Wettkampf scharfsinniger Geister nicht im mindesten zu zweifeln ist.

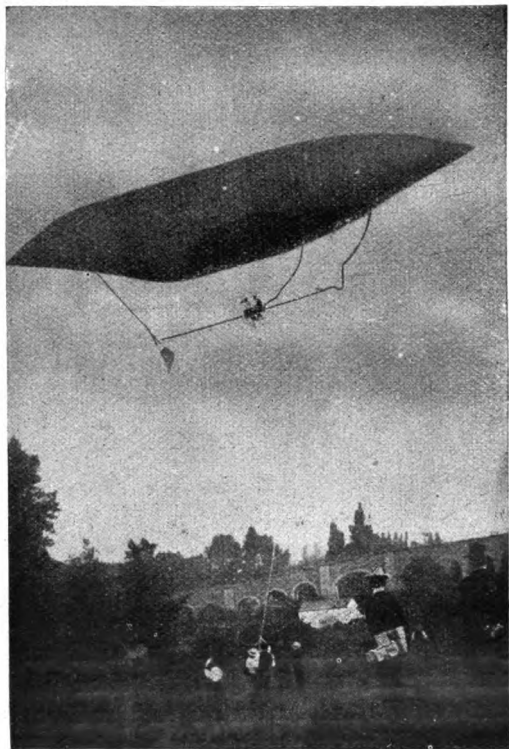
Vielleicht werden es gerade die Fortschritte und Errungenschaften auf diesem Gebiete, wird es gerade die „Eroberung der Luft“ sein, die dem zwanzigsten Jahrhundert sein besonderes Gepräge aufdrücken, wie die praktische Nutzbarmachung der Elektrizität das Charakteristikum des neunzehnten genannt werden kann.

Sind doch in dem kurzen Zeitraum der letzten zehn Jahre in raschster Folge Resultate erzielt worden, deren jedes einen gewaltigen weiteren Schritt zur Erreichung des lockenden Zieles bedeutete, Resultate, die Jahrtausende hindurch von Denkern und Technikern für unmöglich gehalten worden waren.

Die menschliche Sehnsucht nach einer Beherrschung des Luftmeeres ist vermutlich ebenso alt wie die Menschheit selbst. Sie spiegelt sich in den ältesten Sagen und Mythen der uns bekannt gewordenen Völker, und sie mußte naturnotwendig immer aufs neue geweckt werden durch den Anblick der gefiederten und beschwingten Geschöpfe, denen es augenscheinlich so leicht fiel, jenes Gesetz der Schwere zu überwinden, das den Menschen, den „Herrn der Schöpfung“, so unerbittlich an der Erdoberfläche festhielt. Alle bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts unternommenen Versuche stellen sich denn auch als mehr oder weniger naive Bemühungen dar, den Flug des Vogels mit Hilfe künstlicher Schwingen nachzuahmen, und ihr klägliches Mißlingen, das im Lauf der Jahrhunderte mehr als einem tollkühnen Wagehals das Leben gekostet hat, mußte den Gelehrten wohl als eine Bestätigung dafür erscheinen, daß dem menschlichen Vermögen hier durch das Naturgesetz eine unübersteigliche Schranke gesetzt worden sei.

Da kam in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts die Erfindung des Luftballons in Gestalt der nach ihren Urhebern, den Brüdern Montgolfier, benannten „Montgolfière“. Das Mittel, das hier den Aufstieg bewirkte, war erwärmte und dadurch spezifisch leichter gewordene atmosphärische Luft, und die Tragkraft eines solchen Ballons war, dem geringen Gewichtsunterschiede entsprechend, naturgemäß eine sehr geringe. Auch mußte, um eine zu schnelle Abkühlung

der von der Ballonhülle umschlossenen Luft zu verhindern, unterhalb seiner Bodenöffnung ein Heizapparat angebracht werden, der eine ständige und sehr

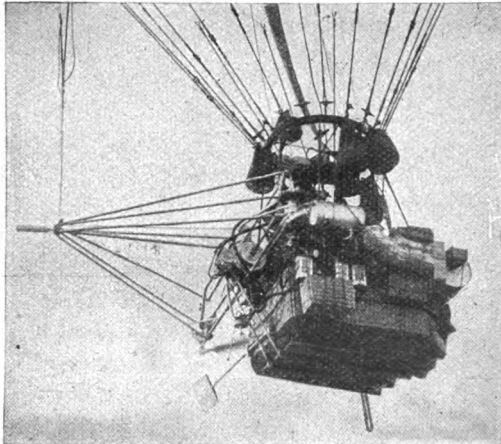


Spindelförmiger Gasballon mit vereinfachter Gondelkonstruktion.

erhebliche Feuergefähr für das leicht entzündliche Luftschiff bedeutete.

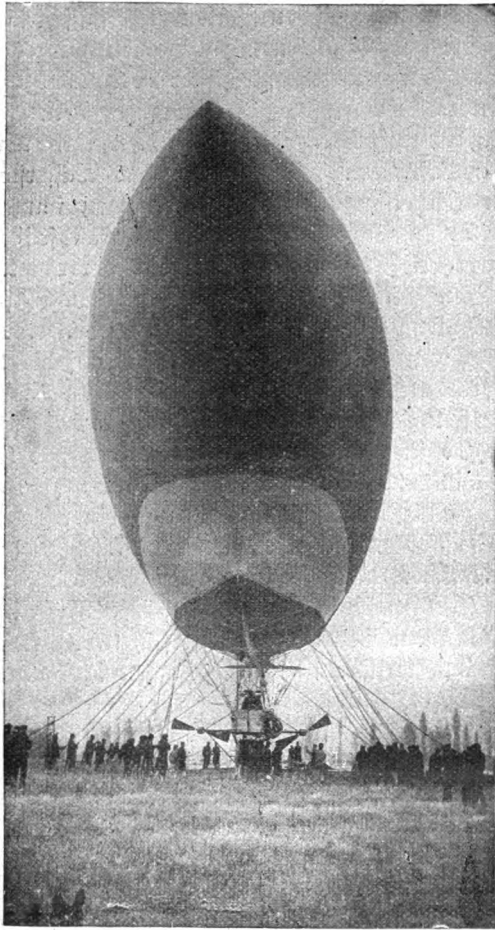
So behielten die ersten Aerostraten den Charakter eines interessanten Spielzeugs bis zu dem Augenblick,

wo man die erhitzte Luft durch eine andere Materie, nämlich durch Wasserstoffgas, ersetzen lernte, das keiner Erwärmung mehr bedurfte, und wo man zugleich statt der Papierhülle der Montgolfière eine ungleich widerstandsfähigere aus undurchlässigem Seidenstoff in Anwendung brachte. Der Heißluftballon war damit für



Gondel und Steuervorrichtung an einem älteren Ballon Santos Dumonts.

die Zwecke der eigentlichen, wissenschaftlichen Luftschiffahrt abgetan, und heutzutage bedient sich seiner höchstens noch hie und da ein waghalsiger Schausteller, um dem Publikum das Experiment eines Abstiegs mittels des Fallschirmes vorzuführen, denn bei derartigen, übrigens höchst unsinnigen und immer äußerst gefährlichen Versuchen, deren einen wir unseren Lesern nach einer photographischen Aufnahme vorführen, handelt es sich ja ebensowenig um die Erreichung einer beträchtlichen Höhe, als darum, den



Die „Patrie“ der Gebrüder Lebaudy (von vorn gesehen).

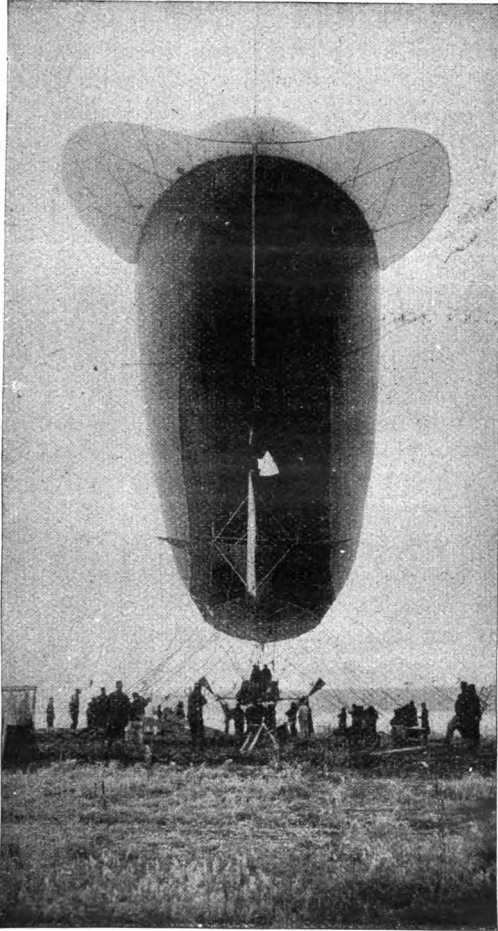
Ballon lange in der Luft zu erhalten. Er muß vielmehr, nachdem der Absteigende oder — wie es in den meisten Fällen richtiger heißen müßte — „Abstürzende“

die Verbindung zwischen Ballon und Fallschirm gelöst hat, seinem Schicksal überlassen werden, und es ist begreiflich, daß derartige „Künstler“ deshalb der wohlfeilsten Art der Füllung den Vorzug geben.

Um der größeren Wohlfeilheit willen wurde übrigens bald auch für ernsthafte Versuche das Wasserstoffgas, dessen Herstellung in größeren Mengen immer mit vielen Umständlichkeiten und Kosten verknüpft ist, durch das überall leicht erhältliche Leuchtgas verdrängt. Mit derartigen Ballons sind schon in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kühnen Aeronauten wiederholt Fahrten gelungen, die in Bezug auf die Länge des zurückgelegten Weges bis zum heutigen Tage nicht übertroffen, ja zum Teil nicht einmal erreicht worden sind. So stieg an einem Novembertage des Jahres 1836 William Holland im Baughallgarten zu London auf, um achtzehn Stunden später nach einer Fahrt von beiläufig 500 englischen Meilen bei Nassau zu landen. Im nämlichen Jahre erreichte Leslie Budnall, der seine Luftreise ebenfalls in London begonnen hatte, in sechs-zehn Stunden Bevey am Genfersee, wo er freiwillig niederging, weil ihm ein Überfliegen der Alpenkette unmöglich erschien.

Die bedeutendsten Erfolge in Bezug auf lange Luftfahrten sind seitdem von dem Grafen de la Vaulx und dem Amerikaner Wise erzielt worden. Der Erstgenannte legte eine Strecke von nicht weniger als 1193 englischen Meilen — von Paris bis in das Innere Rußlands — zurück, während Wise, der im Jahre 1859 zu Saint Louis aufstieg, nur um die kleine Differenz von 43 Meilen hinter diesem glänzenden Resultat zurückblieb.

Alle diese „Segler der Lüfte“, die erfolgreichen sowohl wie die vom Glücke minder begünstigten, waren in Bezug auf die Richtung und die Dauer ihrer Fahrt



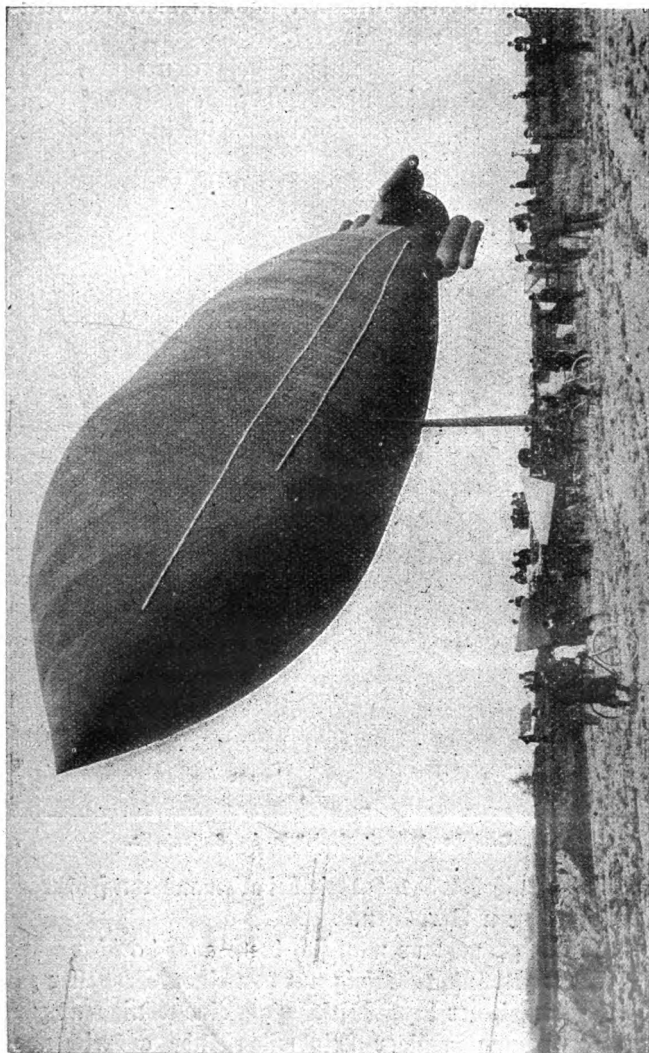
Die „Patrie“ der Gebrüder Lebaudy (von hinten gesehen).

durchaus von den Windströmungen und den Wetterverhältnissen abhängig gewesen, denen sie sich willenlos überlassen mußten. Sie alle hatten außer mit mannig-

fachen anderen Gefahren auch mit der Möglichkeit rechnen müssen, von feindseligen Winden auf das Meer oder auf eine große Seefläche hinausgetrieben zu werden, wie es dem Luftschiffer auf unserem zweiten Bilde geschieht, den allerdings der rechtzeitig ausgeworfene Anker und die Nähe hilfreicher Schiffer noch glücklich vor einer Katastrophe bewahrten.

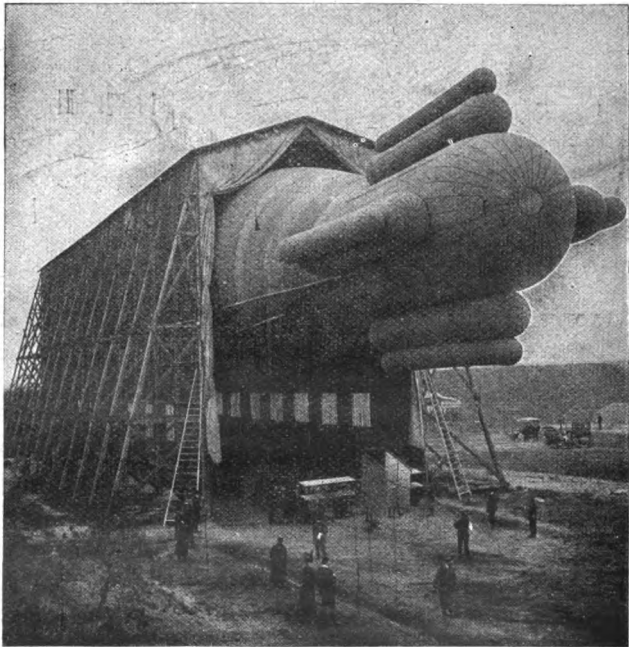
Das heißerstrebtste Ziel aller, die sich mit der Technik der Luftschifffahrt befaßten, war darum begreiflicherweise die Erköpfung jener Unabhängigkeit von Wind und Wetter, über die innerhalb gewisser Grenzen mit so beneidenswerter Sicherheit auch der kleinste Vogel verfügt. Man erschöpfte sich in den geistreichsten wie in den abenteuerlichsten Versuchen, dem Gasballon, den man Jahrzehnte hindurch für das einzig mögliche Beförderungsmittel im Luftmeere ansah, eine Lenkbarkeit zu verleihen, die ihn dem Willen des Aeronauten untertan machen sollte, wie das Segelboot dem Willen des Schiffers untertan ist. In der Hauptsache liefen alle diese Experimente darauf hinaus, den Ballon mit einer Steuervorrichtung auszurüsten, deren wirksames Prinzip das der entsprechend modifizierten Schiffschraube war, vielfach in Verbindung mit einer Nachahmung der Vogelschwinge, auf die man bei dem Suchen nach einer Lösung des schwierigen Problems sehr begreiflicherweise immer wieder zurückkam.

Auch durch ein mehr oder weniger sinnreich erdachtes System von segelartigen Vorrichtungen hoffte man hier und da zum Ziele zu gelangen, etwa in der Hoffnung, damit gegen einen ungünstigen Wind „kreuzen“ zu können, wie es der Segler auf dem Wasser tut. Auch der Ballon, in welchem der unglückliche André den Nordpol zu überfliegen gedachte, war mit einem solchen Apparat von Segeln ausgestattet, und wenn man auch



Aufstieg von Zeutlachs „Ville de Paris“.

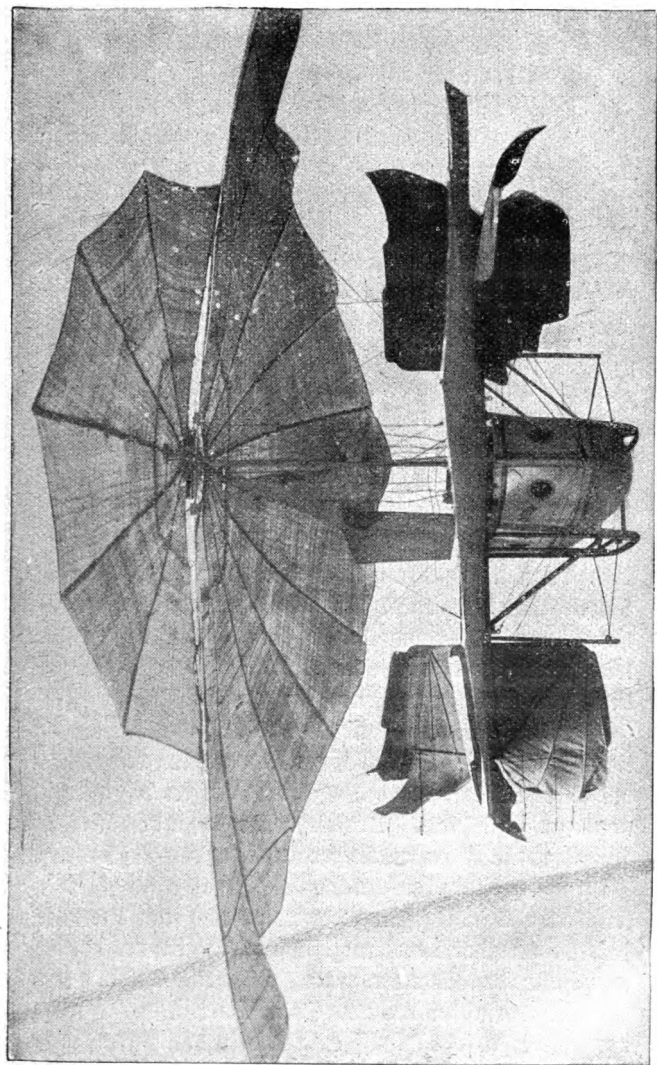
aller menschlichen Voraussicht nach niemals erfahren wird, von welcher Art die Katastrophe gewesen ist, der André und seine todesmutigen Gefährten zum Opfer fielen, so ist doch jedenfalls sicher, daß die auf dem Segelprinzip aufgebaute Vorrichtung sich in diesem Fall



Deutsches „Ville de Paris“ in der Ballonhalle.

ebensowenig bewährt hat wie bei allen anderen früheren und späteren Versuchen.

Bald genug war man sich denn auch darüber klar, daß der gewünschte Erfolg nur von einem Propeller zu erhoffen sei, der dem Luftfahrzeug eine wenigstens zur Überwindung mäßiger Windwiderstände ausreichende



Ein Aeroplan älterer Konstruktion.

Geschwindigkeit zu geben vermöge. Daß Menschenkraft für den Antrieb eines solchen Propellers nimmermehr ausreichen konnte, lag auf der Hand, und es lag nahe, an die Dampfmaschine als Kraftquelle zu denken. Die Möglichkeit der Kraftentwicklung war da ja an sich nahezu unbegrenzt; das Schlimme an der Sache war nur, daß mit der Zahl der Pferdekkräfte auch Umfang und Gewicht der krafterzeugenden Maschine und dementsprechend auch der Kubikinhalte des tragenden Gasballons gesteigert werden mußten, dessen Manövrierfähigkeit wiederum in demselben Maße abnahm, wie seine Größe wuchs.

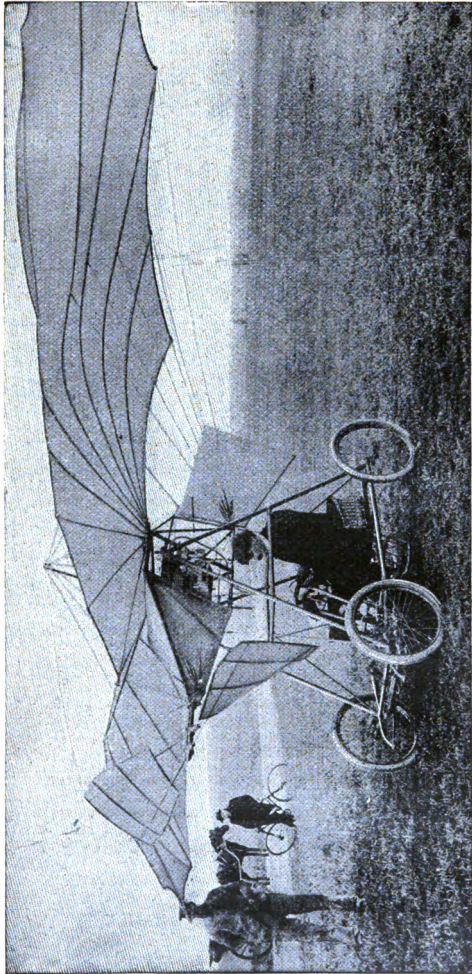
Man bewegte sich da also in einem verhängnisvollen Zirkel, aus dem es kein Entrinnen zu geben schien, und unter den mannigfachen großen Verdiensten, die sich der kühne Brasilianer Santos Dumont um die Entwicklung der modernen Aeronautik erworben hat, ist es sicherlich nicht das geringste, daß er als einer der ersten den Benzinmotor für die Erzeugung der zum Antrieb des Propellers erforderlichen Kraft verwendet hat. Denn damit war endlich eine Maschine gefunden, leicht genug, um von einem Ballon getragen zu werden, und stark genug, um ihn zu treiben.

Der erste Motor, den Santos Dumont für ein von ihm konstruiertes Luftschiff in Verwendung nahm, hatte bei einer Leistung von $3\frac{1}{2}$ Pferdekkräften ein Gewicht von nur 65 Pfund. Um die von ihm zu bewältigende Arbeit tunlichst zu verringern, hatte der Erfinder zur Füllung des Ballons nicht Leuchtgas, sondern das leichtere Wasserstoffgas verwendet, das eine Reduktion des Balloninhalts auf ungefähr die Hälfte ermöglichte, und hatte den Steuerapparat aus dem denkbar leichtesten Material konstruiert. Seine Berechnungen waren ohne Zweifel sehr scharfsinnig und in der Theorie ganz

unanfechtbar; aber die rauhe Wirklichkeit machte sie nichtsdestoweniger anfangs auf eine vielfach recht klägliche Weise zu Schanden. Die meisten Aufstiegsversuche endeten mit höchst bedenklichen Anrennungen von Fabrikshornsteinen und anderen hochragenden Hindernissen, und wenn nicht eine

außergewöhnliche Energie und ein unerschütterliches Vertrauen in die Richtigkeit seiner leitenden Grund-

1907. XIII.

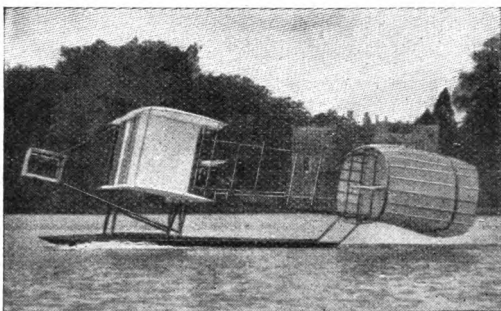


Vujak „fliegender Motor“.

ideen eine vorzeitige Entmutigung des jungen Erfinders verhindert hätten, würde auch er lediglich die große Zahl von Vorgängern vermehrt haben, die mit dem niederdrückenden Bewußtsein vom Schauplatz abgetreten waren, ihre Kraft an Unerreichbares verschwendet zu haben.

Der große Erfolg, der seiner Ausdauer beschieden war, ist aus den Berichten der Zeitungen wohl noch jedem unserer Leser in der Erinnerung. Damit, daß er, von der Rennbahn zu Longchamps bei Paris aufsteigend, innerhalb der gegebenen Zeit von einer halben Stunde den Eiffelturm in weitem Bogen umkreiste und in gerader Linie zu dem Aufstiegsunkt zurückkehrte, gewann er den vom französischen Automobilklub ausgeschriebenen, von Deutsch gespendeten Preis von hunderttausend Mark, eine Summe, die übrigens nur einen kleinen Teil des Kapitals darstellte, das er selbst der Verwirklichung seiner Ideen bereits geopfert hatte. Denn der Ballon, mit welchem er die gestellte Aufgabe löste, war bereits der sechste, den er sich in dem unermüdlischen Bestreben nach Beseitigung der zu Tage getretenen Mängel gebaut hatte. Die größten Schwierigkeiten hatte ihm dabei der Umstand bereitet, daß der Aérostat bei dem Bemühen, ihn gegen den Wind vorwärts zu bringen, infolge der starken Kompressionsfähigkeit des zur Füllung verwendeten Gases sehr rasch seine Gestalt veränderte und an der Windseite auf eine für die Fortbewegung äußerst hinderliche Weise eingedrückt wurde. Aber er war diesem Uebelstande in erfolgreicher Weise dadurch begegnet, daß in den eigentlichen Ballon ein zweiter, kleinerer, eingebaut und hinlänglich mit Luft vollgepumpt wurde, um das Wasserstoffgas so fest gegen die äußere Ballonhülle zu pressen, daß ein Einbeulen dieser Hülle durch den Winddruck nicht mehr möglich war.

Den gleichen Effekt erreichte ein anderer vielgenannter Pionier der Luftschiffahrt, der ehemalige württembergische General Graf Zeppelin, durch eine von allen bisherigen Geflogenheiten abweichende Konstruktion seines Aeroſtaten. Das Zeppelinsche Luftschiff ist bei weitem das größte, das jemals gebaut wurde. Es hat ungefähr die Gestalt einer Zigarre und faßt bei einer Länge von 170 Meter nicht weniger als 11,000 Kubikmeter Gas. Die äußere Hülle ist durch



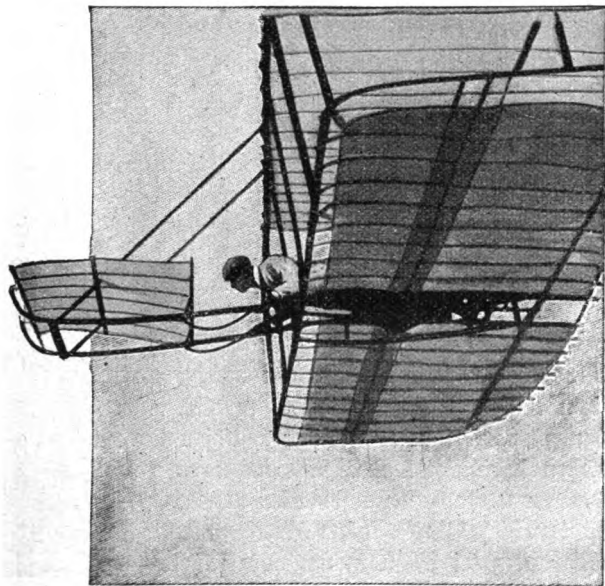
Blinds Hydroplan.

ein Geflecht von Aluminium- und Stahldraht stabil gemacht, und das in acht Abteilungen geschiedene Innere enthält eine Anzahl kleinerer Ballons, deren Umhüllung damit den schädigenden Einflüssen der Atmosphäre entzogen ist. Unter dem Gesamtballon läuft eine starke Metallstange dahin, die an beiden Enden eine Art Gondel trägt. In jeder derselben befindet sich — bei dem neuesten Modell — ein Benzinmotor von 35 Pferdekraften, der je zwei Propeller in Bewegung zu setzen hat. Es ist bekannt, daß sich Graf Zeppelin die weite Wasserfläche des Bodensees als das geeignetste Terrain für seine von der ganzen Welt mit größtem Interesse

verfolgten Versuche außersehen hat, und man weiß auch, daß die ersten dieser Versuche nicht mit dem gewünschten Erfolge gekrönt waren. Erst nach Vornahme verschiedener durchgreifender Verbesserungen in der Konstruktion und Einfügung der oben erwähnten starken Motoren an Stelle der anfangs gewählten von nur 15 Pferdekraften wurden Ergebnisse erzielt, die als recht befriedigende bezeichnet werden dürfen. Bei einem der jüngsten Versuche erhob sich der Ballon bis zu einer Höhe von 300 Meter und hielt sich ungefähr zwei Stunden lang in dieser Höhe. Eine Anzahl gelungener Manöver, die während dieser Zeit ausgeführt wurden, lieferte den Beweis, daß die angestrebte Lenkbarkeit innerhalb gewisser Grenzen in der Tat erreicht worden war. Bei der Beharrlichkeit des geistreichen Erfinders und bei der wirksamen Unterstützung, die ihm sowohl von seiten der deutschen Regierung wie des Publikums zu teil wird, steht zu hoffen, daß weitere Verbesserungen in naher Zukunft zu noch günstigeren Ergebnissen führen werden.

Glänzender und überraschender freilich war der Triumph, den die Gebrüder Lebaudy in Frankreich mit ihrem lenkbaren Riesenballon „La Patrie“ davontrugen, denn hier erschien das Problem der Lenkbarkeit in der Tat nahezu vollständig gelöst. Ihr von uns in zwei photographischen Aufnahmen wiedergegebenes Luftschiff gleicht in seiner äußeren Gestalt einem ungeheuren Fisch mit schnabelartig zugespitztem Vorder- und abgerundetem Hinterteil. An das letztere sind im rechten Winkel die gewaltigen „Schwanzflossen“ angefügt, die bestimmt sind, den Koloss in seiner horizontalen Lage und im Gleichgewicht zu erhalten. Der Ballon ist 196 Fuß lang bei einem Durchmesser von $33\frac{3}{4}$ Fuß und faßt eine Gasmenge von 111,195 Kubikfuß. Zwei

durch einen siebzigpferdigen Benzinmotor in Bewegung gesetzte Propeller liefern die treibende Kraft, deren Effekt so gut berechnet ist, daß das Luftfahrzeug bei allen bisherigen Versuchen den an seine Manövrier-



Der geheimnisvolle Aeroplan der Gebrüder Wright.
(Nach einer Zeichnung.)

fähigkeit gestellten Anforderungen auf das vollkommenste entsprach.

In einer Höhe von 300 Fuß über dem Erdboden erreichte es in völliger Unabhängigkeit von der Windstärke Geschwindigkeiten von 20 bis 30 englischen Meilen in der Stunde. Bei dem unter strengster Kontrolle von Sachverständigen und staatlichen Autoritäten unternommenen sechsten Aufstieg blieb es zwei Stunden in

der Luft und legte während dieser Zeit einen Gesamtweg von $57\frac{3}{4}$ englischen Meilen zurück. Dabei war ihm die Aufgabe gestellt worden, von einem weit außerhalb der Stadt gelegenen Punkte aus Nachrichten in das, als von einer feindlichen Armee eingeschlossen gedacht: Paris zu bringen und dann in kürzester Zeit an seinen Ausgangspunkt zurückzukehren. Die Lösung dieser schwierigen Aufgabe erfolgte mit solcher Sicherheit, daß sich die französische Regierung veranlaßt sah, die „Patrie“ unmittelbar nach beendigtem Versuch für militärische Zwecke käuflich zu erwerben, und daß sie sich beeilte, einige weitere nach demselben Typus gebaute Luftschiffe in Auftrag zu geben, so daß Frankreich vielleicht in Wahrheit der erste Staat ist, dem für den Kriegsfall ein praktisch brauchbares lenkbares Luftfahrzeug zu Gebote steht.

Wir würden den verfügbaren Raum weit überschreiten müssen, wenn wir auch nur in aller Kürze der bemerkenswertesten unter den zahllosen von anderen Erfindern in jüngster Zeit unternommenen Versuche mit lenkbaren Gasballons gedenken wollten. Von den Aerostraten dieses Typs möge darum nur noch die — ebenfalls in zwei Abbildungen vorgeführte — „Ville de Paris“ des Herrn Deutsch (desselben, der sich durch die Stiftung des von Santos Dumont gewonnenen Preises einen rühmlichen Namen gemacht hat) erwähnt sein. In seinem Außern dem Ballon der Gebrüder Lebaudy nicht unähnlich, ersetzt dieses Luftschiff die bei jenem zur Erhaltung der Gleichgewichtslage bestimmte „Schwanzflosse“ durch acht kleine zylindrische Ballons am unteren Ende des Aerostraten. Zuverlässige Berichte über die Leistungen des Deutschen Modells liegen indessen bis zu der Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht vor.

Eine sehr bedeutsame Neuerung in der Konstruktion von Luftfahrzeugen stellte die Kombination des Gasballons mit dem Flugdrachen dar, wie sie zuerst von Doktor Barton versucht worden ist. Andere Techniker aber, die sich die Eroberung der Luft zum Ziele gesetzt hatten, gingen noch um einen Schritt weiter, indem sie auf den Ballon ganz verzichteten und Flugapparate konstruierten, mit denen sie in die Luft emporzusteigen und sich in ihr nach Belieben zu bewegen hofften, wie ja auch der seit undenklichen Zeiten als Kinderspielzeug so beliebte Papierdrache in die Luft emporsteigt, ob-



Blériot und Voisins Luftschiff.

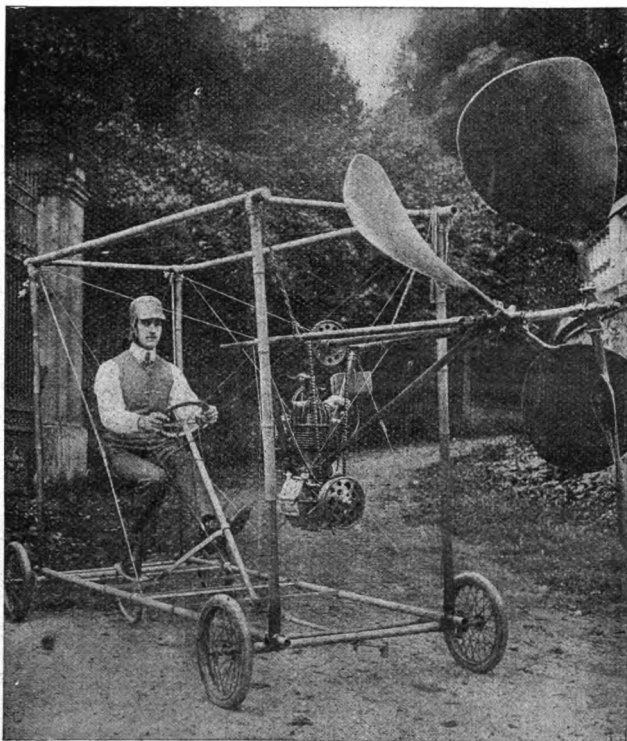
wohl er nicht gleich dem Gasballon leichter, sondern schwerer ist als sie. Zwei prinzipiell verschiedene Systeme waren es, von denen die einen oder die anderen den angestrebten Erfolg erwarteten. Während manche Experimentatoren sich die Beobachtung des Vogelfluges zu nütze zu machen suchten, glaubten andere mit einer Vervollkommnung des altbekannten Flugdrachen auszukommen. In der ersterwähnten Richtung bewegten sich namentlich die von Lilienthal und von Pilcher angestellten Versuche. Doch konnte bei den von diesen Erfindern erfundenen Konstruktionen von eigentlichen Flugapparaten insofern nicht wohl die Rede sein, als es ihnen nur darauf ankam, den Absturz von einer größeren Erhebung in ein über eine möglichst weite Strecke ausgedehntes allmähliches Nieder-

gleiten zu verwandeln. Das Ziel war also, wie man sieht, nicht allzu hoch gesteckt. Trotzdem mußten die beiden tapferen und beharrlichen Männer, deren Experimenten mancherlei wichtige Aufschlüsse über das Wesen der Flugtechnik zu danken sind, ihre mutige Ausdauer mit dem Leben bezahlen. Beide verunglückten bei plötzlichem und fast unerklärlichem Versagen ihrer sonst tadellos funktionierenden Apparate durch jähe Abstürze aus an und für sich nicht sehr beträchtlichen Höhen. Lilienthal fand dabei auf der Stelle seinen Tod, während Pilcher nach kurzer Zeit an den erlittenen Verletzungen starb.

Mit wesentlich großartigeren Mitteln als diese bescheidenen Pioniere der Flugtechnik suchte die Mehrzahl ihrer Nachfolger der Lösung des Problems nahe zu kommen. So baute Sir Hiram Maxim einen Flugapparat von gewaltigen Dimensionen, dessen Schwingen einen Flächeninhalt von nicht weniger als 1400 Quadratfuß bei einer Gesamtlänge von 150 Fuß aufwiesen. Eine Dampfmaschine von 300 Pferdekraften sollte diesen künstlichen Riesenvogel in Bewegung setzen. Um ihm die für einen Aufstieg erforderliche Anfangsgeschwindigkeit zu geben, wurde der mit Rädern versehene Apparat zunächst auf einem Schienengeleise vorwärts getrieben, und der Erfinder hatte die Genugtuung, daß seine Maschine sich am Ende des Schienenstranges wirklich um ein Stück in die Luft erhob. Dann aber brachen die gigantischen Schwingen in tausend Stücke, und Sir Maxim ließ sich's an dem Mißlingen des einen kostspieligen Versuches genügen.

Die durch derartige Mißerfolge stark gesunkenen Hoffnungen der Flugtechniker begannen sich wieder zu heben, als in dem Benzinmotor eine Kraftquelle erfunden worden war, die nicht mehr, wie die Dampf-

maschine, durch das Mißverhältnis zwischen ihrer Leistung und ihrem Gewicht eine Verwendung für die Zwecke der Aeronautik von vornherein auszuschließen



Der Schraubenaeroplan des Kapitáns Ferber.

schien. Jetzt tauchten plötzlich wieder an allen Ecken und Enden Flugapparate auf, deren jedem die erstaunlichsten Leistungen nachgesagt wurden, und von denen doch leider keiner die Erwartungen des Erfinders oder seiner Geldgeber erfüllte. So baute — um unter

Hundertern nur einige wenige zu erwähnen — der amerikanische Gelehrte Professor Langley mit Unterstützung der Regierung der Vereinigten Staaten eine Maschine, deren Herstellung nicht weniger als zweihunderttausend Mark kostete, und auf die man die allergrößten Hoffnungen setzte. Sie war mit vier enormen Flügeln und einem Steuerruder ausgestattet und sollte ihren Anlauf auf einem Schienenstrang nehmen, den man auf dem Dache eines im Potomacflusse verankerten Hausbootes verlegt hatte. Bei dem ersten Versuch, den man mit dem fertigen Apparat unternahm, schien derselbe in der That den Erwartungen zu entsprechen, die durch die wohlgelungenen Versuche mit dem kleinen Modell geweckt worden waren. Die von einem siebenundzwanzigpferdigen Motor — mit 1200 Umdrehungen in der Minute — getriebene Flugmaschine sprang vom Ende des Schienenstranges in die Luft und fiel erst ins Wasser, nachdem sie eine Strecke von ungefähr 300 Fuß zurückgelegt hatte. Das nächste Experiment aber, das den Triumph des Erfinders zu einem vollständigen machen sollte, nahm einen um so kläglicheren Verlauf. Der riesige Apparat brach, als er das Ende des Schienenstranges erreicht hatte, gänzlich in sich zusammen, und man hatte nicht den Mut, einen neuen zu bauen.

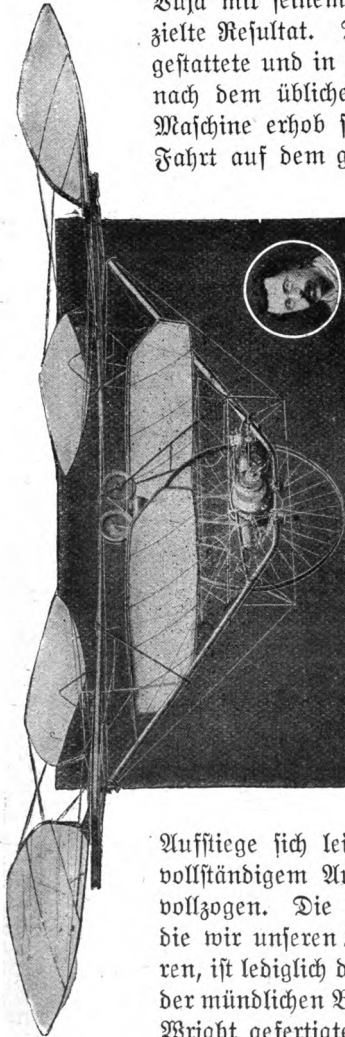
Wenig besser waren die Erfolge, deren sich andere erfinderische Köpfe berühmen durften. Solange sie den festen Boden oder — wie Mr. Blinds Hydroplan — den Wasserspiegel eines Flusses unter sich hatten, bewegten sich die mit den verschiedensten und hochtrabendsten Namen belegten Drachensflieger durchaus mit der wünschenswerten Schnelligkeit vorwärts, den Aufstieg in die Lüfte aber verweigerten sie fast alle mit der größten Beharrlichkeit, und eines der bedeutendsten Ergebnisse war schon das von einem Herrn

Buja mit seinem „fliegenden Motor“ erzielte Resultat. Die mit vier Rädern ausgestattete und in ihrem Flugmechanismus nach dem üblichen Vogelmodell gebaute Maschine erhob sich nämlich nach längerer Fahrt auf dem grünen Rasen wirklich um

etwa drei Fuß „in die Lüfte“ und legte in dieser Höhe beinahe 36 Fuß zurück, ehe sie sich wieder auf den festen Boden niederließ.

Höchst wunderbare Dinge soll dagegen nach der Angabe ihrer Erfinder, der Gebrüder Wright in Amerika, und einiger hinsichtlich ihrer Zuverlässigkeit schwer kontrollierbarer Zeugen eine neue Flugmaschine vollbracht haben, deren

Aufstiege sich leider bisher unter nahezu vollständigem Ausschluß der Öffentlichkeit vollzogen. Die Abbildung des Apparats, die wir unseren Lesern auf S. 101 vorführen, ist lediglich die Wiedergabe einer nach der mündlichen Beschreibung der Gebrüder Wright gefertigten Zeichnung. Die Kon-



Paul Cornus Helikopter.

struktion ließe danach an Einfachheit kaum etwas zu wünschen übrig. Und wenn es wahr ist, daß einer der Herren Wright mit dieser Flugmaschine 24 englische Meilen in 38 Minuten zurückgelegt und dabei ganz nach seinem Belieben jede gewünschte Richtung eingeschlagen hat, so dürften die Urheber der genialen Idee den Ruhm in Anspruch nehmen, das Flugproblem als die Ersten glänzend gelöst zu haben. Da sie aber grundsätzlich Publikum wie Sachverständige von ihren Versuchen ausschließen, werden Zweifel an der Glaubwürdigkeit ihrer Berichte vorderhand wohl noch gestattet sein.

Die Frage, welches Aussehen das praktisch brauchbare Luftschiff der Zukunft haben werde, ob nach dem Projekt von Blériot und Voisin oder des Kapitäns Ferber, läßt sich in diesem Augenblick noch nicht beantworten. Für gewisse Zwecke, namentlich für Zwecke militärischer Natur wird der innerhalb gewisser Grenzen lenkbare Gasballon, wie ihn am vollkommensten der Lebaudy'sche Aero-stat repräsentiert, zunächst wohl allein in Betracht kommen können. Soweit es sich aber nur um die Fortbewegung eines einzelnen Menschen handelt, dürfte man vermutlich bald dem Drachenflieger vor dem schwerfälligen und kostspieligen Gasballon den Vorzug geben. Santos Dumont beschäftigt sich neuerdings sehr angelegentlich mit der Konstruktion eines brauchbaren Flugapparats, und vielleicht darf man eine Lösung der in so hohem Maße verlockenden Aufgabe von einer Verbindung des Aeroplans mit dem von Paul Cornu erfundenen Helioptor erwarten, dessen Konstruktion sich aus der beigegebenen Abbildung leicht ersehen läßt und mit dessen Vervollkommnung nach den neuesten Berichten Santos Dumont eben beschäftigt ist.





Butterblümchen.

Novelle von Alvin Römer.



(Nachdruck verboten.)

1.

Zwanzig Jahre lang hatte Frau Amalie Blume nun Tag für Tag hinter dem Ladentisch in der Königgräzerstraße gestanden und jenes landwirtschaftliche Produkt abgewogen, das sich kein Berliner gern vom Brot nehmen läßt. Ihr braver Gatte, Kunibert Blume, den ein Schlagfluß im letzten Sommer plötzlich hinweggerafft hatte, war schon immer mit Verkaufsgedanken umgegangen, da die Ladenmiete sich in den zwanzig Jahren verdoppelt hatte, und der Verdienst angeblich immer geringer wurde. Nun hatte sie als Witwe gar noch das Glück gehabt, in der Lotterie mit einem guten Treffer herauszukommen, was der ahnungsvolle Kunibert so oft prophezeit hatte. Sie suchte also nach einem zahlungsfähigen Nachfolger, der sich alsbald auch in der Person eines ihr bekannten Geschäftsreisenden fand, dem die viele Eisenbahnfahrerei ebenso zuwider geworden war wie ihr das Butterstechen.

Am Tage der Übergabe hatte sie aber doch ein bißchen Herzklopfen. Zwanzig Jahre sind schließlich keine Kleinigkeit. Aber als Herr Theodor Samland, der schon etwas hochstirnige, aber sonst ganz ansehnliche neue Inhaber der Firma, einen schüchternen Versuch machte, von der Butter auf die Liebe überzuspringen,

die auch für Leute gesetzteren Alters noch ihre Anziehungskraft habe, wurden ihre Züge sehr streng und finster.

„Natürlich müssen Sie heiraten, Herr Samland,“ sagte sie. „Eine tüchtige Frau ersetzt drei Verkäuferinnen und braucht kein Gehalt. Ich gratuliere schon im voraus.“

Theodor Samland tat einen leisen Seufzer und schwieg. Frau Amalie hatte offenbar auf die Butter und alles, was mit ihr zusammenhing, einen gewissen Haß geworfen, denn vor ihrem Lotterietreffer war sie nicht halb so eifrig gewesen, wenn er ihr seine Offerte in bedrucktem Pergamentpapier gemacht hatte. Und er hatte nicht unrecht. Der plötzliche Vermögenszuwachs war der appetitlichen, eben an die Vierzig gekommenen Witwe ein bißchen in den noch immer hübschen Kopf gestiegen. Sie fing an, sich ihrer ehrlichen buttergelben Vergangenheit zu schämen. Sogar ihre Wohnung in der Köthenerstraße gab sie auf, weil man sie in der ganzen Gegend doch nun einmal als die „Butterblume“ kannte. Sie mietete sich eine kleine Etage am Wittenbergplatz und ließ sich Visitenkarten drucken, auf denen „Amalie Blume, geborene Meiners, Rentiere“ zu lesen stand. Für den „Zoologischen“ nahm sie ein Abonnement, um Unterhaltung zu haben, denn von ihren alten Freundschaften aus der Butterzeit hielt sie sich mit Absicht fern, und zu den „feineren“ Kreisen, zu denen sie sich hingezogen fühlte, fehlten ihr vorläufig die Beziehungen.

Aber dafür gab es im „Zoo“ genügend Anknüpfungspunkte. Beim Schwänefüttern ward schon manches Freundschaftsband geschlungen. Weniger empfindsame Seelen finden sich bei den Akrobaten dieser bunten Welt, den Affen, zusammen. Die Freude an der

Drolligkeit unserer nicht immer salonsfähigen Bettern führt sie dann rasch einander näher. Auch im großen Vogelhaus bei Drosseln und Papageien fliegt ein erstes tastendes Wort hinüber und herüber.

Frau Amalies Schicksal erfüllte sich jedoch vor dem Bärenzwinger. Diese Groteskkomiker hatten es ihr angetan. Regelmäßig ließ sie sich vom Kellner eine Extraportion Zucker zu ihrem Kaffee bringen, nur um den braunen Gesellen nachher eine Lederei hinwerfen zu können. Natürlich kannten die Bären sie bald, und wenn sie sich nur von weitem blicken ließ, drängten sie sich schon gegen das Gitter und ließen ein halb behagliches, halb begehrlisches Brummen hören.

„Gnädige Frau scheinen hier gut angeschrieben zu sein!“ sagte eines Nachmittags eine etwas schnarrende Stimme hinter ihr, die ihr ungeheuer vornehm erschien. Sie wandte sich ein bißchen zaghaft um, und ein volles Rot ergoß sich in ihre Wangen bis in die Schläfen hinauf, denn der schlanke Herr mit Gamaschen über den Lackschuhen, einem Monokel im Auge und einem tadellos glatten Zylinder auf dem leicht angegrauten Haupte mußte ein waschechter Kavalier sein.

Sie faßte sich und antwortete: „Ja, sie kennen mich ganz genau, die Ledermäuler!“

„Ich beneide sie um diese Bekanntschaft!“ bemerkte etwas kühn der Kavalier.

„Aber das können Sie doch selber haben,“ lachte Frau Amalie auf, die das „sie“ nicht auf die Bären, sondern auf sich selbst bezogen hatte. „Mit ein bißchen Zucker in der Tasche sind Sie immer gern gesehen!“

„Sie sind ein Schalk, gnädige Frau — das merke ich wohl!“

„Wieso?“ fragte die hübsche Wittve erstaunt.

„Ach, tun Sie doch nicht so, als ob Sie nicht wüßten,

daß ich die Bären beneide um die Bekanntschaft mit Ihnen, und nicht umgekehrt!“

„Sie beneiden die Bären?“ entgegnete sie ungläubig und doch sehr angenehm berührt von dieser Erläuterung. „Das ist aber komisch! Da sind Sie also auch für Süßigkeiten?“

„Es kommt auf die Hand an, die sie mir spendet!“ sagte er galant und riskierte einen feurigen Blick dazu, der sie erröten machte.

Ungeduldig rutschte indessen der eine ihrer Lieblinge mit den Vorderzähnen an den Gitterstangen auf und nieder. Die Unterbrechung war ihm sichtlich zuwider.

„Artig, dummer Pökel!“ mahnte sie. „Der Herr macht ja nur Spaß. Du bekommst dein volles Teil, glaub's nur!“ Und in einem flotten Bogen schnellte sie einen der süßen Würfel in den Käfig hinein.

Prompt fing ihn Pökel mit seinem aufgesperreten Rachen auf und mahlte ihn zwischen seinem blinkenden Gebiß unheimlich schnell klein.

„Nein, wie lustig Sie sein können, gnädige Frau!“ fing inzwischen ihr Nachbar wieder an. „Das tut einem ordentlich wohl, und das alte Herz taut wieder auf dabei!“

„Das alte Herz?“ lachte sie in leichter Verlegenheit und streifte seine Erscheinung mit einem schnellen Blick. „Ist es denn schon gar so alt?“

„Genau so alt wie ich selbst. Das heißt: volle fünfundvierzig! Na, und da hat man die Jugend wohl so ziemlich hinter sich! Als ich noch in Ihrem beneidenswerten Alter stand, war ich ein anderer Kerl. Das können Sie mir glauben!“

„Ich glaube, Sie täuschen sich über den Unterschied zwischen unseren Jahren!“ bemerkte sie geschmeichelt.

„Nun fünfzehn Jahre sind gnädige Frau doch mindestens jünger!“ erklärte er lech.

Sie wurde rot wie ein Backfisch, der seine erste Rose geschenkt bekommt. „Ach, wenn das stimmte!“ seufzte sie dann.

„Es stimmt! Auf jeden Fall!“ behauptete er lächelnd. „Eine Frau ist nie älter, als sie aussieht. Und Sie sehen — auf Ehre! — eher noch jünger aus als dreißig!“

„Sie wollen mir schmeicheln, Herr —“ flüsterte sie und merkte nun erst wieder, daß sie mit einem ihr bis heute wildfremden Manne sprach, dessen Namen sie nicht einmal kannte.

„Egon v. Dilnowicz, Leutnant a. D.“ stellte er sich vor.

„Mein Name ist Blume!“ entgegnete sie schüchtern. Das „v.“ und der „Leutnant“ hatten ihr einen gewaltigen Respekt eingejagt. Gott, wenn der vornehme Mann wüßte, daß sie noch vor ein paar Monaten die „Butterblume'n“ war und in der Königgräzerstraße halbe Pfunde abgewogen und Harzkäse, „drei Stück für 'n Groschen“, verkauft hatte! Aber glücklicherweise hatte er keine Ahnung davon. Er wäre wohl sonst nicht so ungeniert mit ihr vom Bärenzwinger fort durch den Garten gewandelt, an den Orchestern vorüber, wo so viele Menschen standen und die Spaziergänger musterten.

Über eine halbe Stunde lang blieb er an ihrer Seite, machte lustige Bemerkungen über die Tiere wie über das Publikum und war dabei von einer artigen Aufmerksamkeit ihr gegenüber, wie sie der selige Blume in ihrer gemeinsamen zwanzigjährigen Lebensfahrt nicht ein einziges Mal gezeigt hatte. Trotzdem er immer ein guter, braver Ehemann gewesen war: der seine Schliß, der diesen Herrn v. Dilnowicz auszeichnete, hatte ihm in bedauerlichem Maße gefehlt. Hinter dem

Sadentisch, bei all der Hast und Arbeit, war sie sich dessen nie recht bewußt geworden. Aber jetzt spürte sie es, und es tat ihr wohl, nun so als Dame neben einem wirklichen, waschechten Kavalier zu wandeln.

Ein paar Tage später traf sie aufs neue mit ihm zusammen. Er begrüßte sie wie eine alte Bekannte, schüttelte ihr die Hand und erkundigte sich nach ihrem Wohlbefinden. Für ihre Lieblinge, die Bären, hatte er eine wirkliche „Bärenportion“ von Zucker in der Tasche, und als sie ihn lächelnd der Verschwendung zieh, sagte er mit einem komischen Seufzer: „Das liegt uns Dilnowicz leider im Blute! Wir sind gute Kerle, aber schlechte Haushalter. In dieser Beziehung haben wir uns immer auf die Frauen verlassen und daher so gern Deutsche geheiratet.“

„So ist auch Ihre Frau Gemahlin eine Deutsche?“ fragte sie gespannt.

„Meine Frau?“ lächelte er mit einem Blick in die Lindenwipfel ihnen zu Häupten. „Ich bin Junggeselle; meine Gnädigste, und werde es wohl nun auch bleiben müssen! Habe den Anschluß verpaßt, weil ich bislang nie die Rechte finden konnte!“

„Sie haben wohl zu große Ansprüche gestellt, Herr v. Dilnowicz?“

„Wie man's nimmt! Gewissermaßen, ja!“ sagte er achselzuckend.

„Das ist eben so unter den Adligen!“ meinte das gute Butterblümchen in Erinnerung an die schönen Zeitungsrömane, die sie manchmal aus dem Makulatur gerettet hatte, um nach Feierabend ihre Lebensweisheit daraus zu vervollständigen.

„Wie meinen das gnädige Frau?“ erkundigte sich Egon interessiert.

„Nun,“ begann Frau Amalie zögernd, „daß alles beieinander ist: Adel, Geld und Schönheit und so — das trifft sich doch nicht immer!“

„Ach, wenn's bloß das wäre!“ erklärte der Leutnant a. D. mit einem wehmütigen Klang in der ein bißchen rostigen Stimme. „Aus dem Adel macht sich ein modern denkender Mensch doch nicht viel mehr. Adel der Gesinnung gilt mehr. Und den trifft man auch in anderen Kreisen. Na, und Geld? Zugegeben, daß es eine sehr schöne Sache ist, aber ein anständiger Kerl mag doch keinen Geldsack heiraten! Schönheit? Ja, so etwas Liebes, Molliges mit blanken Augen und fröhlichem Lachen, das gehört dazu. Dann aber kommt doch die Hauptsache: das echt Weibliche, Fürsorgliche, Hochherzige, das einem schon aus dem Klang der Stimme geheimnisvoll entgegentönt, die Seele, die holbe, frauliche Seele, wie sie nun wirklich einmal nur die Töchter Deutschlands haben!“

„Und so eine haben Sie nie finden können?“

Er zuckte die Achseln. „Vielleicht bin ich an mancher ahnungslos vorübergegangen, die mich hätte glücklich machen können. Einmal war's auch, daß ich keine Gegenliebe fand. Na und nun? Ich würde nicht mehr wagen, anzuklopfen. Zu spät! sagt eine Stimme in meinem Innern, und ich verstumme.“

Frau Amalie sah ihn heimlich von der Seite an. Ordentlich Herzklopfen hatte sie bekommen bei seinen letzten Worten. Hatte er etwa sagen wollen, daß er ihr selbst gegenüber den Mut nicht mehr finde? So gern hätte sie ihm ein Wort der Ermutigung gewidmet, wenn sie sich seiner nicht so durchaus unwürdig gefühlt hätte. Aber es war ja eine Vermessenheit, nur daran zu denken: ein adliger Offizier und sie, die ehemalige Butterblume'n!

Deutsches Museum,
ST. PAUL, MINN.

So schwieg auch sie und fütterte die Bären weiter. Er beobachtete sie ungeduldig, und ein Ausdruck verbissenen Argers glitt über sein scharfgeschnittenes Gesicht, was ihm einen Augenblick lang ein recht häßliches Gepräge gab. Hinter dieser verbindlichen Wiedermannsmaske lauerte offenbar ein ganz raffinierter Schläumeier mit wohlervogenen Absichten. Aber Frau Amalie war viel zu befangen, um das bemerken zu können.

Als sie sich an diesem Tage von ihm trennte, und er ihr dabei die Hand etwas länger und kräftiger drückte, als es üblich ist, blühte in ihrem törichtem Herzen die leise Hoffnung auf, diesem vornehmen und stolzen Manne gefallen zu können. Und obgleich sie diese Gedanken als anmaßend und überspannt abzutun bemüht war, spielte ihre Phantasie immer von neuem wieder mit dem Ausblick, wie sie sich wohl ausnehmen würde als eine wirkliche Frau „von“, und was ihre ehemaligen Freunde aus der Königgräberstraße dazu für Gesichter machen möchten.

Egon v. Dilnowicz hatte unterdessen eine Unterredung im Restaurant. Der Mann mit dem bartlosen, fleischigen Gesicht ihm gegenüber hatte jenen kalten Blick, der skrupellose Geschäftsleute verrät. Seine Manieren waren nichts weniger als gut.

„Haben Sie sich endlich entschlossen?“ fragte er.

Dilnowicz verzog die Lippen etwas geringschätzig. „Halb und halb! Sie ist ja nicht gerade unmöglich! Wenn bloß der verwünschte Butterkram nicht gewesen wäre!“ brummte er dann.

„Was wollen Sie?“ entgegnete der andere überlegen. „Der Schwiegervater vom Baron Siersberg hat mit altem Eisen gehandelt. Da ist doch Butter viel angenehmer!“

„Und viermalhunderttausend hat sie bestimmt?“

„Eher mehr als weniger.“

„Und am Tage meiner Verlobung wird das Zwangsverfahren gegen Schloß Thalerz bestimmt aufgehoben?“

„Aufgeschoben wenigstens, Herr v. Dilnowicz! Aufgehoben wird es erst am Tage nach Ihrer Verheiratung, sobald Sie mit dem nötigen Draht auf dem Amtsgericht in Hirschberg antreten!“ korigierte der Agent mit einem leichten Grinsen.

„Ihr geht ja verwünscht sicher! Na, einerlei. Ich werde die Butterblume also pflücken, um das Schloß meiner Väter zu retten.“

„Sehr vernünftig. Was Besseres werden Sie so leicht nicht finden.“

„Na, da war doch die kleine Landpomeranze aus Holstein noch?“

„Die mit dem kurzen Fuß?“

„Das merkte man ja kaum. Sagten Sie nicht, daß die späterhin noch einen alten Onkel zu beerben hätte?“

„Ganz richtig.“

„Was macht man da? Nimmt man nicht doch lieber die?“

„Man kann nicht, Herr v. Dilnowicz!“ beschied ihn der andere.

„Weshalb, Ackermann?“

„Weil der Onkel Lunte gerochen hat und durch ein unverständiges Auskunftsbureau über Leben, Taten und Dalles des ehemaligen österreichischen Leutnants Egon v. Dilnowicz klug gemacht worden ist!“

„Pfui!“

„Nicht wahr?“

„Diese Auskunftsbureaus sind eine ganz unerschämte Bande!“

„Wie man's nimmt! Mir haben sie schon manchen Dienst geleistet. Und Ihnen schließlich auch. Denn was wir von Frau Amalie Blume wissen, stammt in erster Linie doch auch von Schimmelpfennig!“

Egon knurrte mißmutig. „Und wenn die nun auf den gleichen Einfall kommt?“

„Das müssen Sie jedenfalls verhindern. Nehmen Sie sie im Sturm und wickeln Sie sie ordentlich ein. Die Liebe macht blind. Wenn Sie fest im Sattel sitzen und die Geschichte nicht zu lange hinziehen, kommt sie gar nicht auf solche Gedanken.“

„Sie haben recht, Ackermann!“

„Wie immer!“ sagte prozig der Agent und rieb sich das Kinn. „Na und nun wollen Sie natürlich wieder Geld haben?“

„Ein paar hundert Mark bloß,“ erklärte der Exleutnant mit schlecht gespielter Lässigkeit.

„Hundert! Mehr riskiere ich nicht!“ entgegnete Ackermann und holte einen „blauen Lappen“ aus der lebernen Brieftasche. „Hier quittieren Sie! Und den Revers wegen der Provision können Sie bei der Gelegenheit auch gleich unterhauen!“

Dilnowicz griff mit einem süßsauern Lächeln zu dem Füllfederhalter, den ihm der Wiedermann herüberreichte, und kritzelte seinen Namen auf die Scheine.

„Zwanzigtausend Emchen ist ein happiger Kuppelpez!“ stöhnte er dabei. „Ihr nehmt's von den Lebendigen!“

„Für nicht is nicht!“ erwiderte brutal der andere. „Das beste Geschäft dabei machen Sie doch!“

„Wenn ihr mir schon vorher das Fell über die Ohren zieht!“ knurrte der Edle und steckte den Hundertmarkschein in seine Geldtasche.

2.

Schon am nächsten Tage ging Egon v. Dilnowicz auf das erkorene Ziel los, um die Geschichte nicht zu lange hinzuziehen, wie ihm sein waderer Berater Adermann nahegelegt hatte.

„Liebe gnädige Frau,“ begann er beinahe feierlich, „Sie haben mir eine schlaflose Nacht verursacht. Und wie ich gegen Morgen endlich eingeschlummert bin, sind Sie mir auch noch im Traume erschienen.“

„Ich?“ fragte zaghaft Frau Amalie und wurde gegen ihren Willen rot dabei.

„Sie!“ bestätigte er mit ernsthaftem Kopfnicken. Und als sie darauf nicht gleich, wie er erwartet hatte, nach dem Grunde fragte, fuhr er entschlossen fort: „Sie dürfen mich auslachen, wenn Sie wollen. Aber das schafft die Tatsache nicht aus der Welt, daß ich die ganze Nacht darüber gegrübelt habe, warum wir uns nicht zehn Jahre früher im Leben begegnet sind.“

„Ach Gott, da lebte ja mein Seliger noch!“ entfuhr es ihr unbedacht.

„Und Sie hätten sich nicht von ihm scheiden lassen, wenn ich gekommen wäre und gesagt hätte: Ich kann ohne Sie nicht leben! Sie müssen die Meine werden!“ entgegnete er mit einem schwärmerischen Feuer.

„Aber Herr v. Dilnowicz!“ rief sie ganz erschrocken.

„Liebe gnädige Frau, lassen wir den Toten ihren Frieden und bleiben wir bei der Gegenwart. Haben Sie die unabänderliche Absicht, Ihren Lebensweg bis in alle Zukunft hinein einsam zu gehen, oder würden Sie ein gleichgestimmtes Wesen, das Ihre Anmut bezaubert, Ihre schöne Seele entflammt hat, nicht zurückstoßen, wenn es käme und böte: Laß uns fortan zusammen wandern und Freud und Leid gemeinsam tragen!“

„Herr v. Dilnowicz,“ flüsterte sie unter Herzklopfen, „Sie kennen mich viel zu wenig. Ich passe nicht für Sie. Ich —“

„Niemand auf dem weiten Erdenrund paßt besser für mich als Sie, Frau Amalie!“ behauptete er eifrig.

„Nein, nein — Sie irren!“ sagte sie ängstlich. „Sie wissen ja nicht —“

„Was weiß ich nicht?“

„Ach Gott, ich kann es Ihnen ja sagen, wenn es Sie auch sehr wundern wird. Wir — ich und mein seliger Mann nämlich — haben ganz klein angefangen. Wir hatten — es ist ja keine Schande, das werden Sie wenigstens zugeben — wir hatten ein Buttergeschäft in der Königgräberstraße. Bis vor ein paar Monaten habe ich selbst noch hinter dem Ladentisch gestanden und verkauft. — Nicht wahr, das haben Sie sich nicht vorgestellt?“

„Ein Buttergeschäft?“ sagte Egon erstaunt. „Um — allerdings nicht! Aber was kann mich's denn kümmern, was einmal war? Heute sind Sie doch Privatiers, liebe gnädige Frau!“

„Sogar Rentiere!“ warf Frau Amalie mit einem strahlenden Lächeln ein.

„Dumme Pute!“ dachte er. „Wenn das nicht wäre, könntest du lange warten!“ Laut aber erklärte er: „Wenn das alles ist, was Ihr armes kleines Herz bebrüdt: das geniert keinen rechten Edelmann! Arbeit hat noch niemand geschändet. Im Gegenteil — Arbeit adelt! Und wenn Sie eine so lange Zeit der Mühe und Sorge hinter sich haben, soll es mich doppelt freuen, Ihnen nun auch einmal die Sonnenseiten des Lebens zu zeigen. — Na, wollen Sie's mit mir versuchen?“

„Ja, Herr v. Dilnowicz!“ hauchte sie erglühend.

„O Dank, heißen Dank, du Liebe, Einzige!“ himmelte er und drückte ihr die Hände.

„Ach, Egon, wie glücklich mich das macht!“ flüsterte sie.

Darauf schlug er ihr vor, zu einer Druckerei zu fahren und die Verlobungskarten zu bestellen. Mit Freuden willigte sie ein und bestieg mit ihm einen geschlossenen Lagometer, in dem ihr der überaus zärtliche Bräutigam den Verlobungsfuß auf ihren kleinen mollen Mund drückte. — —

Natürlich erregte es großes Aufsehen in den Bekanntenkreisen des seligen Kunibert Blume, als die Verlobung in den Berliner Zeitungen bekannt gegeben wurde. Aber da Frau Amalie sich seit Monaten bei niemand mehr hatte blicken lassen, so begnügte man sich mit gemessenen freundlichen Glückwünschen durch die Post. Auch eine anonyme Postkarte lief ein, auf der irgend ein böshafter Geschäftsfreund von ehemals in holprigen Versen von einer Butterblume phantasierte, die sich zwischen den Rittersporn gedrängt habe, um dadurch vornehmer zu scheinen. Das entpreßte ihr ein paar zornige Tränen. Denn wenn sie auch der festen Meinung war, ihren Verlobten seiner glänzenden Eigenschaften wegen zu lieben, so ertappte sie sich doch nicht selten bei einer ihr dann selber kindisch erscheinenden Freude an ihrem künftigen Namen und Titel. Der höhnische Anonymus hatte also nicht gerade daneben getroffen mit seiner Anspielung.

Egon v. Dilnowicz tröstete sie ritterlich, als er die Karte sah und ihren Ärger darüber spürte.

„Ekelhafter Neid — nichts weiter!“ sagte er und zerriß die Zuschrift.

„Dieser abscheuliche Spitzname!“ schluchzte sie. „Er verfolgt mich bis in alle Ewigkeit!“

„Sei unbesorgt, mein Lieb! In vier Wochen bist du meine Frau. Frau v. Dilnowicz! Und wehe dem Schuft, der dir dann noch was von Butterblumen erzählen will! Den schieß' ich einfach über den Haufen!“ prahlte er.

„In vier Wochen?“ fragte sie lebhaft und trocknete sich die Tränchen fort. „Und in welcher Kirche lassen wir uns trauen?“

„Wenn dir nichts an einer großen Hochzeitsgesellschaft liegt, vermählen wir uns auf meinem Familiengut Schloß Thalerz,“ entgegnete er. Er fürchtete sich nämlich aus doppeltem Grunde vor einer Berliner Feier, denn die vornehmen Freunde, mit denen er gelegentlich renommiert hatte, würden ihn sicherlich schneiden, wie sie es schon seit Jahren getan hatten, und an der Sippe der Butterblumen lag ihm ganz und gar nichts.

„Auf Schloß Thalerz?“ sagte Frau Amalie mit glänzenden Augen. „Ach ja, das wäre herrlich!“

„Und der Wald ist so schön — gerade dann!“ schilderte er. „Die Fichten haben junge Spitzen, und das Buchenlaub ist noch hell!“

„Und die Maiblumen blühen noch!“ ergänzte sie. „Ich mag Maiblumen so gern.“

„Das will ich mir merken,“ bemerkte er galant und brachte ihr richtig am anderen Tage einen frischen Strauß der duftigen Waldblüthen mit.

Er verstand es in der That vortrefflich, sie „einzuwickeln“, wie sein Freund Adermann, der ehrliche Maller, es ihm anempfohlen. Scheinbar ganz gegen seinen Willen ließ er sich alsbald auch von ihr in alle Einzelheiten ihrer Vermögensverhältnisse einweihen. Zuletzt bat sie ihn sogar, in ihrem Namen mit dem Bankier zu verhandeln, der seiner beiläufig geäußerten Ansicht nach doch nicht ganz so viel Vertrauen ver-

diene, als sie ihm entgegentrage. Vorsichtig bereitete er so alle die Finanzoperationen vor, die er gleich nach der Hochzeit erfolgen lassen mußte.

Eines Sonntags während der Kirchenzeit klingelte es bei Frau Amalie. Herr Theodor Samland, ihr Nachfolger in der Königgräberstraße, war gekommen, um die letzte Rate der Kaufsumme zu erlegen.

„Ich hätte es auch durch die Post schicken können,“ sagte er und zwirbelte, wie von einer leichten Verlegenheit befallen, an seinem dunklen Schnurrbart herum, „aber ich hatte gehört, Sie hätten sich verlobt, Frau Blume. Da wollt' ich doch aus alter Geschäftsfreundschaft her persönlich Glück wünschen.“

Dabei holte er eine Hülle von Seidenpapier hervor, die einen prächtigen Strauß frischer Rosen barg.

Frau Amalie war zu Anfang verdrießlich gewesen über den Besuch. Alles, was mit ihren alten Verhältnissen zusammenhing, fiel ihr nun einmal auf die Nerven. Aber die artige Aufmerksamkeit des Kaufmanns, der in solider Eleganz und mit leidlich guten Manieren auftrat, versöhnte sie rasch. Sie bat ihn, Platz zu nehmen, und bot ihm ein Glas Wein an, während sie die Quittung ausfertigte. Er dankte. Vormittags möchte er nichts Alkoholisches, sagte er.

„Das ist recht!“ lobte sie. „So war der selige Blume auch! — Wie steht's übrigens mit Ihrer Heirat? Noch immer nichts in Aussicht?“

Er schüttelte den Kopf. „Ich hatte ein Heiratsbureau beauftragt,“ erklärte er, „aber ich konnte mich zu nichts entschließen.“

„Ein Heiratsbureau?“ fragte sie entsetzt. „Aber Herr Samland! Wie kann man bloß? Es gibt doch Gelegenheiten genug, anständige junge Mädchen kennen

zu lernen! Das sieht ja aus wie ein Pferdehandel!"

„Eigentlich haben Sie ganz recht, Frau Blume. Aber was meinen Sie wohl, wie viele Herren, auch aus besseren Kreisen, manchmal dort zu treffen sind?“ erklärte er gelassen.

„Das wird eine edle Sorte sein!“ entrüstete sie sich. „Und die Mädel erst, die sich so verhandeln lassen! Brrr! Ordentlich übel wird einem, wenn man an so ein erstes Zusammentreffen denkt!“

„Na, die Mädel wissen wohl oft gar nichts davon. Manchmal besorgen das die Mütter heimlich. Manchmal ist überhaupt keiner von den Angehörigen im Spiele.“

„Ja, wieso denn? Einer muß doch —“

„O nein, die Agenten machen das auf eigene Faust! Natürlich nur bei reichen Partien. Sie wissen es schon einzurichten, daß so 'n Jüngling mal so ganz zufällig mit der betreffenden Dame zusammenkommt. Verstehen Sie wohl, das wird so mit allerlei kleinen Feinessen geschoben, bis es klappt. Na, und dann kann sich die Geschichte ja entwickeln!“

„Nein, was Sie sagen! Mir könnte das nun nicht passieren, wissen Sie. Das würde ich bald merken. Wie ich mich jetzt verlobt habe, wußte mein Bräutigam noch nicht einmal, wer ich eigentlich war. — Hier, sehen Sie ihn sich mal an!“ bat sie und nahm eine Kabinettphotographie des lieben Egon von ihrem Fenstertischchen, wo sie immer vor ihr stand.

Theodor Samland betrachtete den scharfgeschnitzen, etwas verlebten Kopf des ehemaligen Offiziers ziemlich lange und sah dann nachdenklich vor sich hin.

„Gefällt er Ihnen nicht?“ fragte Frau Amalie.

„Doch — doch!“ erklärte er. „Er ist ein ganz statt-

licher Herr. Daß ich ihn besonders herausstreichen soll, können Sie aber von mir doch nicht verlangen!"

„Wie so?“ forschte sie erstaunt. Sie hatte längst vergessen, daß Theodor Samland sie einmal leise umworben hatte.

Er lächelte schwach.

Da fiel es ihr wieder ein, und sie wurde rot und geriet ein bißchen in Verwirrung, was ihr nicht übel zu Gesicht stand.

„Ach, Herr Samland, reden Sie keinen Unsinn!“ sagte sie dann, sich zu einem scherzhaften Ton zwingend.

„Ich sage ja auch gar nichts, Frau Blume!“ meinte er resigniert. „Übrigens gesehen muß ich Ihren Herrn Bräutigam auch schon irgendwo haben. Das Gesicht kommt mir riesig bekannt vor.“

„Wohl möglich, daß Sie ihm einmal auf der Straße begegnet sind, oder auf dem Rennplatz oder sonstwo.“

„Auf die Rennplätze gehe ich nicht, Frau Blume. Das interessiert mich zu wenig. Und auf der Straße sieht man zu viele Gesichter, als daß man sich eines besonders merken sollte. Es muß schon anderswo gewesen sein, wo ich geschäftlich zu tun hatte. Aber wo nur gleich?“ sagte er grübelnd.

„Herr v. Dilnowicz macht gar keine Geschäfte, bester Herr Samland!“ bemerkte Frau Amalie etwas spitz. Es war ihr beinahe kränkend, daß ihr stolzer Egon mit diesem simplen Kaufmann irgendwelche Beziehungen gehabt haben könnte.

„Liebe Frau Blume, Geschäfte machen wir alle. Selbst der Kaiser muß kaufen und verkaufen. Und wenn's keine Butter ist, so sind's Pferde, Güter, Häfen oder Inseln. Was weiß ich!“ orakelte Samland.

Die Erwähnung der Butter brachte Frau Amalie in Zorn. „So ist's recht! Stellen Sie sich mit dem

Kaiser auf eine Stufe! Nur immer forsch! Da heiraten Sie doch auch gleich eine Prinzessin oder wenigstens eine Hofdame! Was brauchen Sie in ein Heiratsbureau zu laufen!" spottete sie.

Er lächelte nur. Dann jedoch ging plötzlich ein Aufleuchten über sein Gesicht. Offenbar hatte er sich nun doch darauf besonnen, wo ihm dieser Herr v. Dilnowicz schon die Wege gekreuzt hatte. Aber er sagte nichts, sondern sah seine ehemalige Geschäftsfreundin nur mit großen, forschenden Augen an, und über seine Züge glitt ein Ausdruck von Staunen und Bedauern.

Sie hatte sein Mienenspiel beobachtet und erkundigte sich nun ungeduldig: „Was ist denn los mit Ihnen? Sie machen ja Augen wie die Mantelknöpfe so groß und gucken und gucken! So reden Sie doch 'nen Ton!"

„Ich möchte es Ihnen lieber nicht sagen, Frau Blume.“

„Was?"

„Wo ich Ihrem Herrn Bräutigam begegnet bin!"

„Das klingt ja ordentlich gruselig! Aber nun bestehe ich darauf, daß Sie damit nicht mehr hinterm Berge halten! Also wo?"

„Nun denn: im Heiratsbureau!"

„Das ist dummes Zeug, Herr Samland!" erklärte Frau Amalie. Aber einen kleinen Schreck hatte es ihr doch gegeben.

„Vielleicht irre ich mich," meinte Samland, „aber ich glaube es nicht. Es war nämlich damals, als ich das erste Mal zu der Frau ging, die solche Sachen vermittelt. Ich hatte keine rechte Courage und wäre am liebsten wieder fortgeschlichen aus dem Wartezimmer, aber gerade, wie ich die Tür aufmache, um in den Korridor zu kommen, geht drüben eine andere Tür auf, und es treten zwei Herren heraus, von denen ich

den einen ganz genau kannte. Das war ein Agent Adermann, der früher für eine Militäreffektenhandlung gereist ist. Ich habe ihn in den verschiedensten Hotels damals getroffen. Er war ein geriebener Bursche und machte mit den Herren Offizieren nebenbei Geldgeschäfte auf eigene Faust. Dabei haben sie ihn denn auch schließlich einmal erwischt und wegen Wuchers zu einem Jahre Plözenssee verknacht. Seitdem reist er natürlich nicht mehr. Aber sauberer werden seine Geschäfte sicher nicht geworden sein.“

„Und der andere?“ fragte Frau Amalie empört. „Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß der andere mein Bräutigam gewesen sei?“

Samlund zuckte die Achseln. „Wie gesagt: ich kann mich irren!“ erklärte er. „Aber selbst wenn ich mich nicht getäuscht haben sollte: dieser Adermann wird Ihrem Herrn Bräutigam nicht auf die Nase binden, was er für ein Kunde ist. Nicht wahr? Etwas Schlimmes braucht man daraus noch lange nicht zu schließen.“

„Ich sage Ihnen: er war es nicht! Egon in einem Heiratsbureau! Das ist ja zum Lachen! Seit zehn Jahren hat er nicht mehr daran gedacht, sich noch eine Frau zu nehmen!“ rief sie.

„Na, dann nichts für ungut, Frau Blume! Sie kennen ihn ja besser als ich, und die pensionierten Offiziere sehen schließlich alle ein bißchen über einen Leisten aus.“

„Das kann man nun auch nicht gerade behaupten!“ widersprach das gereizte Butterblümchen.

„Es war gar nicht böse gemeint, Frau Blume,“ beruhigte er sie und stand auf, um nach seiner Quittung zu langen. „Ich muß nun aber fort. Die Bude wird ja aufgemacht um zwölf. Da wird's Zeit, daß ich

hinkomme. Also: nochmals alles Glück, das Sie sich erhoffen. Ich wünsche es Ihnen von Herzen!"

„Ich danke schön, Herr Samland!“ sagte sie ziemlich frostig und drückte die ihr dargebotene Hand nicht gerade heftig.

Vom Fenster aus sah sie ihm nach, wie er über die Straße schritt. Es war wirklich kein übler Mann. Und solide, das mußte man ihm nachsagen. Auf den Tag hatte er seine Verpflichtungen erledigt. Darin war Egon anders, so viel hatte sie schon beobachten können. Er nahm manches auf die leichte Achsel, was ihren ersten Gatten sowohl als diesen Samland mit Sorgen erfüllt hätte. Aber das waren eben Krämer mit kleinem Vermögen gewesen, in engen Verhältnissen groß geworden, während ihr künftiger Gatte immer aus dem Vollen hatte wirtschaften können. Schloß Thalerz mußte seinen Schilderungen nach eine geradezu unerschöpfliche Goldgrube sein. Es war doch prächtig, die Schloßherrin spielen zu können. Wie freute sie sich auf die köstlichen Maitage, die sie dort an seiner Seite verbringen würde, geachtet und geehrt von dem Bauernvolk ringsum, bedient von Josen und Sakaien, verhätschelt von ihrem Egon, dem zärtlichsten aller Kavaliere!

„Wie abscheulich, mir vorreden zu wollen, er sei in einem solchen Bureau gewesen!“ murmelte sie, die Stirn in finstere Falten ziehend. „Das muß ihm der Neid eingegeben haben.“

Trotzdem erkundigte sie sich am Mittag, als sie bei Mitscher mit Herrn v. Dilnowicz speiste, ziemlich gespannt, ob er einen gewissen Ackermann kenne.

Egon zuckte nicht mit der Wimper. „Ackermann — Ackermann?“ sagte er grübelnd, beobachtete sie aber dabei wie ein Raubvogel die erforene Beute. „Keinen

Schimmer von Idee! Wer soll denn das sein? Hat dir wohl was anschwagen wollen und getan, als ob ich ihn schicke? Was? Laß dich bloß mit solchem Blödsinn nicht fangen!"

Sie tat heimlich einen erleichternden Seufzer. Es war sonnenklar, daß er nichts von einem Adermann wußte. Dann war er aber auch nicht in dem Bureau gewesen. Ach, und das hatte sie ja gleich nicht geglaubt! Lachend erzählte sie ihm von dem Besuch, den sie Vormittags gehabt, und wo Samland ihn unlängst gesehen haben wolle.

„Solche Unverschämtheit!“ entrüstete sich Egon stirnrunzelnd. „Wenn's nicht so ein elender Ladenschwengel wäre, würde ich ihn mir mal gründlich kaufen!"

„Ärgere dich nicht darüber, Liebster!“ bat sie. „Er ist nämlich ein bißchen eifersüchtig.“

„Was? Hat sich eingebildet, du könntest ihn heiraten und einen Rentier aus ihm machen? Hahaha, ausgezeichnet! Statt dessen hast du ihm deine Butterklappe aufgehängt! Das ist dir nicht übel gelungen, Kleinen!"

„Aufgehängt? Aber Egon, du tust ja so, als ob ich ihn damit hineingelegt hätte!" sagte sie empfindlich.

„In die Butter?" lachte er.

„Hör bloß auf, von Butter zu reden! Du weißt doch, daß ich es nicht mag!"

„Aber Schatz, in acht Tagen bist du die junge Frau v. Dilnowicz, und kein Mensch weiß mehr etwas von einer Frau Blume, die einstmals —"

„Butterblume war!" unterbrach sie ihn zornig. „Es ist ein Wunder, daß du nicht auch solch gelbes Etel ins Knopfloch gesteckt hast, um mich nur ja immer wieder daran zu erinnern! Wie du nur bist heute!"

„Sei gut, Süße! Dich hat der dumme Krämer

verärgert. Wie kannst du dir eine so absurde Idee auch nur im Scherze vorstellen! Deine Lieblingsblume kommt hinein, nichts anderes!“ beruhigte er sie und winkte einer soeben das Lokal betretenden Blumenhändlerin, um ihr einen Strauß der würzig duftenden Maiblumen abzukaufen. Er befestigte ein paar davon am Rock und reichte ihr lächelnd den Rest. Dann aber zog er sein Notizbuch, um hastig eine Bemerkung hineinzuschreiben.

„Was notierst du dir denn da?“ erkundigte sie sich.

„Ein Geheimnis!“ erklärte er.

„Du sollst aber kein Geheimnis vor mir haben!“ schmolte sie. „Laß mich's lesen!“

„Aber Kind!“ sagte er und wollte das Buch wegstecken.

„Nein, du mußt es mir zeigen!“ beharrte sie eigensinnig.

„Nun denn, wie du willst! Es sollte eine Überraschung für dich werden!“ erklärte er und schlug ihr die Seite auf.

Sie nahm das Büchelchen und las: „An Tölle schreiben. Alles mit Maiblumen schmücken zur Ankunft!“

„Wer ist Tölle?“ fragte sie.

„Mein Schloßvogt,“ entgegnete er.

„Ach, muß das hübsch werden!“ rief sie fröhlich. „Nun freue ich mich noch viel, viel mehr auf die Reise! Du bist doch einzig, Egon!“

„Wenn du's nur einsehst!“ sagte er und hob ihr sein Glas entgegen. „Auf unsere Zukunft!“

„Und daß du nie ein Geheimnis vor mir haben willst!“ fügte sie hinzu.

„Das ist selbstverständlich!“ erklärte er und ließ die Gläser zusammenklingen.

Dabei hatte der Edle ihr soeben in seinem Merk-
büchlein eine Notiz gezeigt, die schon seit ein paar Tagen
darin prangte. Seine letzte Aufzeichnung stand erst auf
der nächsten Seite. Frau Amalie hätte nur umzu-
blättern brauchen, und sie hätte etwas lesen können,
was ihr doch zu denken gegeben haben würde. Dort
stand nämlich ziemlich flüchtig, aber doch glatt entziffer-
bar von ihm hingekritzelt: „Mit A. heute abend über
Samland reden. Aufpassen!“

Dieser Samland hätte zu guter Letzt dem guten
Egon doch noch einen schlimmen Streich gespielt, wenn
dieser nicht das dankbar anerkannte Glück gehabt hätte,
eines Tages den Briefträger einzuholen, der die Treppe
zum Butterblümchen hinaufstieg.

„Haben Sie was für meine Braut?“ forschte Egon
jovial und klopfte dem Stephansboten auf die Schulter.

Der Angeredete kannte den „Herrn Baron“ schon
längst. Schmunzelnd ließ er sich die Zigarre gefallen,
die jener ihm reichte, und dienstfertig lieferte er die
Postfächer für Frau Amalie Blume an Egon ab.

Es waren ein paar Postkarten von Schneiderinnen-
ateliers und einer Putzmacherin, die den bestellten
Frühjahrshut erst morgen abzuliefern vermochte. Aber
es war auch ein Brief in einem grüngrauen Geschäfts-
kuvert dabei, das den Firmendruck „Kunibert Blume
Nachfolger Theodor Samland“ zeigte.

Vorsichtig blieb Dilnowicz am nächsten Treppen-
fenster stehen, vergewisserte sich durch eine gründliche
Umschau, daß ihn niemand beobachtete, und riß dann
den Umschlag von dem Schreiben. Es waren zwei
Bogen, die ihm da zu Gesichte kamen. Auf dem einen
schrieb Herr Theodor Samland lakonisch: „Inliegende
Auskunft, die ich mir vorgestern erbat, möchte Ihnen

Deutsches Frauen-
ST. PAUL, MINN.

nicht vorenthalten.“ Der andere enthielt in gedrängter Kürze den ganzen Lebenslauf des nicht gerade sehr ehrenfesten Herrn Egon v. Dilnowicz, als Offizier mit schlichtem Abschied entlassen, Scheinbesitzer des weit überschuldeten schlesischen Gutes Thalerz, vorläufig durchaus kreditunwürdig; nach seiner bevorstehenden Heirat mit Frau Amalie, verwitwete Blume, allerdings finanziell wieder für eine Weile als sicher zu betrachten und so weiter.

„So ein infamer Schuft!“ fluchte Dilnowicz ingrimig. „Das hätte mir gerade gefehlt!“

Und ohne langes Besinnen zernitterte er die beiden, seine besten Absichten schnöde störenden Briefbogen zu einem winzigen Bällchen, das er in seiner Hosentasche verschwinden ließ. Auch den Umschlag verwahrte er sorgsam. Dann aber wanderte er nach oben und trat mit einem strahlenden Lächeln bei seiner glücklichen Braut ein.

Er war eben ein Glückspilz trotz aller Widerwärtigkeiten, die ihm das tückische Schicksal zuzeiten schon bereitet hatte.

Am Tage nach dieser so vorsorglich verhüteten Trübung der guten Laune Frau Amalies brachte der Postbote eine neue Niederträchtigkeit, die ihre Spitze jedoch nicht gegen den braven Egon, sondern gegen die kleine Witwe selbst richtete. Egon kam diesmal leider viel zu spät, als daß er im stande gewesen wäre, auch diesen Kelch an ihr vorübergehen zu lassen. Er konnte nur aus den verweinten Augen seiner „teuren Amalie“ erkennen, daß irgend ein Schurke sie wieder gekränkt haben mußte.

Sie rückte denn auch richtig mit einer anonymen Karte heraus, auf der jemand gedichtet hatte:

„Willst Du wirklich ins Edelmannschloß,
Armes, meschuggenes Mühmchen?
Aus dem Esel wird nie ein Roß,
Und Du bleibst — das Butterblümchen!“

„Ach was,“ sagte Egon erhaben, „darum brauchst du auch noch nicht eine Träne aus deinen schönen Augen zu vergießen, Liebste! Merkst du denn nicht, wie dieser anonyme Lumpenkerl plagen möchte vor Neid, daß du seiner Krämersphäre entwachsen bist?“

„Ach, Egon, manchmal überchleicht es mich, als ob er womöglich recht hätte!“ entgegnete sie schluchzend.

„Herzensschatz, sei nicht närrisch! Wenn wir übermorgen aus Berlin herausfahren, läßt du alles hinter dir, was mit jenen Verhältnissen noch im Zusammenhang steht. Ich werde dir den Platz schon schaffen, der dir in der großen Welt gebührt. Darauf darfst du dich fest verlassen. Nun aber komm und laß uns unter den Gratulationskarten nach der Handschrift suchen, die diesem elenden Quark hier ähnlich sieht. Vielleicht stellen wir den Buben fest.“

„Ah, das wäre herrlich! Dem wollt' ich gehörig die Wahrheit geigen!“ begeisterte sich die Getränkte, und ihre Augen blitzten. Im Nu hatte sie die verschiedenen Glückwünsche aus den Nippshalen zusammengeschüttet und prüfte eifrig, mit Egon vereint, wo sich Spuren einer Ähnlichkeit zeigen würden.

„Bis jetzt sehe ich nichts, was in Frage käme,“ erklärte er, hielt aber dabei unmerklich nur Ausschau nach einer Karte Theodor Samlands, des Nachfolgers von Kunibert Blume. Enttäuscht merkte er zuletzt, daß keine vorhanden war.

„Hast du nicht sonst noch Briefe oder so etwas von früheren Bekannten?“ forschte er.

Da brachte sie ihm ein ganzes Bündel Rechnungen,

Begleitschreiben und ähnliches. Darunter fand sich auch endlich die Korrespondenz, die sie mit Samland wegen der Geschäftsübernahme gepflogen. Durch seine Augen ging ein heimliches Leuchten.

„Wenn der hier es nicht ist, lasse ich mich hängen!“ rief er und reichte ihr einen der Briefe ihres Nachfolgers hin. „Sieh nur die Adresse hier und auf der Karte! Ein bißchen verstellt alles, aber nur schlecht! Ganz sicher, der ist es gewesen! Wie heißt denn der Schurke? Die Unterschrift soll der Kuckuck entziffern!“

„Das ist Samland!“ sagte sie empört. „Soll man nur so was glauben? So ein gemeiner Mensch! Das hab' ich ganz gewiß nicht um ihn verdient!“

Und von neuem brach sie in Tränen aus.

„Beruhige dich, Liebste!“ tröstete er sie und legte seinen Arm um ihre Schultern. „Der Kerl ist wirklich keine deiner kostbaren Tränen wert!“

„Du hast recht!“ erklärte sie, kriegerisch werdend. „Ich fahre aber hin und sage ihm meine Meinung!“

„Das wirst du nicht tun, Amalie!“

„Gewiß werde ich es tun!“

„Wenn ich dir sage: nein!“

„Und weshalb nicht?“

„Weil er im Grunde genommen dann nicht unrecht hätte!“

Sie wurde rot und sah zu Boden.

„Sieh,“ fuhr er fort, die gute Wirkung seines Arguments mit heimlicher Freude begrüßend, „du mußt dich für viel zu vornehm halten, als daß du mit solch einem Plebejer überhaupt noch persönlich zu tun haben möchtest! Schreib ihm, daß du seine Zuschrift gelesen und seine edle Absicht erkannt hättest. Er solle sich aber keine weitere Mühe geben, uns zu trennen. Es

sei vollständig nutzlos. In diesem Tone imponierst du ihm am meisten.“

„Glaubst du?“ fragte sie zweifelnd. Aber dann setzte sie sich doch und ließ sich von ihm diktieren. Er sorgte selbst dafür, daß dieser Brief aufs Postamt kam. Es war eine wundervolle Antwort auf den Samlandischen Angriff von gestern, den er im richtigen Momente noch hätte abschlagen können. Die anonyme Postkarte hatte natürlich mit Samland nicht das mindeste zu tun, sie entstammte vielmehr der sogar schon vor Gericht einmal bewunderten Kunstfertigkeit des hilfsbereiten Freundes Adermann, der die Schrift des Butterhändlers höchst anerkennenswert nachgezeichnet hatte. An der Feststellung des poetischen Textes war Egon jedoch mittätig gewesen. Auf solche Sachen verstand sich Adermannchen weniger. Dazu war er eine viel zu praktische Natur.

3.

Endlich, endlich, für die Ungeduld des Herrn v. Dilnowicz viel zu spät, war der Tag da, an dem das Paar Berlin den Rücken kehren und zur Trauung nach Schlesien fahren konnte. Die Papiere waren in Ordnung, das Aufgebot besorgt. In weniger als achtundvierzig Stunden würde Frau Amalie dem alten, tapferen Geschlecht v. Dilnowicz angehören. Es war eine Vorstellung, die sie mit toller Freude erfüllte.

„Hast du auch an den Schloßverwalter geschrieben, Egon?“ fragte sie, sich an ihn schmiegend.

„Weshalb?“

„Wegen der Maiblumen doch!“ schmolte sie zärtlich.

„Aber natürlich! Du wirst dich vor Maiblumen nicht retten können!“ erklärte er. „Tölke tut, was nur möglich ist. Darauf kannst du dich verlassen!“ —

Und Tölke hatte es getan. Wenigstens nach seinem

besten Wissen. Daß ihm dabei ein kleines Unglück passiert war, hätte man ihm billigerweise nicht anrechnen dürfen. Daran war nämlich weniger er als der Volksmund schuld, der sich in der Botanik die wunderlichsten Willkürlichkeiten erlaubt.

Schon als der Zug auf der Endstation angekommen war, und die beiden bisher so Glücklichen den Zug verlassen hatten, fing das Unglück an. Auf dem Bahnsteig stand Wilhelm Wienecke, in eine schlechtstehende alte Livree gesteckt, und zog mit etwas komisch wirkender Höflichkeit den Hut. An diesem Hut aber saß ein Büschel leuchtend gelber Blumen. Er schwenkte auch zum Willkommen die Peitsche. Von dieser Peitsche grüßten gleichfalls gelbe Blumenaugen. Und nun zeigte er nach der alten Thalerzer Kalesche vor dem kleinen Stationsgebäude. Die hatte man mit den goldgelben Blumen förmlich übersät. An den Rädern, um den Rand des zurückgeschlagenen Wagenbaches wie am Rutscherbock: überall schreiend gelbe Girlanden! Auch die Pferde waren nicht leer ausgegangen. Am Halfterzeug und in den Mähnen prangten die strahlenden Blüten wie kleine Sonnen. Und es sah gar nicht übel aus. Man mußte nur nicht so einen dummen Spitznamen mit sich herumschleppen wie die arme Frau Amalie.

Die war rot und wieder blaß geworden. Ganz entgeistert starrte sie auf die seltsame gelbe Ovation, hinter der sie eine große, häßliche Bosheit vermutete.

Auch Egon war zunächst verblüfft: „Seid ihr denn des Teufels in Thalerz, Wienecke?“ entfuhr es ihm halbblaut. „Sofort herunter mit dem scheußlichen Unkraut! Das ist ja geradezu wahnsinnig! Wer hat dir denn gesagt, daß du —“

„Herr Tölke,“ berichtete der Rutscher betreten.

„So eine Eiselei! Vorwärts, den Kram abgerissen und dann die Koffer aufgeladen!“

Wortlos machte sich Wienecke an die Arbeit.

„Du darfst ihnen das nicht übelnehmen, Liebste!“ wandte sich Egon an Frau Amalie, der die Tränen in den Augen standen. „Sie meinen es sicherlich gut auf ihre Art. Es sind ja auch keine richtigen Butterblumen.“

„Ja — ja, das schon,“ flüsterte sie. „Wenn da aber nur nicht doch eine Bosheit im Spiele ist!“

„Keine Rede davon! Ein Zufall, nichts weiter!“ tröstete er.

„Ach, aber dann ein sehr häßlicher!“ seufzte sie. „Nun ist mir die ganze Freude verdorben! Das bedeutet was — ganz sicher!“

„Sei doch nicht abergläubisch, Kind!“ beruhigte er sie. „Du wirst sehen, daß alles in Ordnung ist!“

Und geschäftig half er ihr in den Wagen, der seinen leuchtenden Benzschmuck inzwischen verloren hatte und nun seine schäßigen Blößen doppelt grell in die Augen springen ließ.

„Ich wär' am liebsten wieder umgekehrt!“ sagte Frau Amalie, als sie dem eine Stunde weit vom Bahnhof liegenden Gute zurollten.

„Das wäre sehr töricht gewesen!“ lachte er. „Die Leute haben sich beinetwegen viele Mühe gemacht, und auf diese Weise wären sie um jeden Dank gekommen!“

Aber als sie dann den Wald hinter sich hatten und nach einer scharfen Wegbiegung das „Schloß“ ziemlich nahe vor sich erblickten, hatte Herr Egon den gleichen Gedanken. Denn die Ehrenpforte, die ihm die Thalerzer errichtet hatten, um seinen Einzug zu verherrlichen, zeigte an ihren Masten die gleichen goldflammen-

den Girlanden, wie sie das Kutschwerk geziert hatten, und die kleinen Mädchen, die an diesem Blütentor aufgestellt waren, trugen Kränze davon in den Haaren und Sträuße davon in den Händen.

„Das ist eine Infamie!“ knirschte er ingrimmig und sprang im Wagen auf.

Das hielt die versammelte Bewohnerschaft, denen das Gefährt sich eilends näherte, offenbar für eine Bewegung der Freude über das Wiedersehen und so viel aufgewandte Liebesmühe. Lautes Hurrageschrei setzte plötzlich ein, Trommelwirbel mischte sich dazwischen, ein paar Böller knallten los, und die Jugend sang:

„Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide —“

Das war für das „Butterblümchen“ jedoch gar zu viel. Sie tat einen tiefen, tiefen Seufzer und fiel dann in ihre Wagenecke, von einer wohlthätigen Ohnmacht unter die schützenden Fittiche genommen.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf einem altmodischen Ruhebett mit recht verblaßtem und blank gewordenem Damastbezüge in einem wenig freundlichen Zimmer, dessen schmale Bogenfenster ihr Licht erst durch breite Nischen in den eigentlichen Raum gelangen lassen konnten. Ringsum redete alles von Vergänglichkeit und Verfall, und die Luft war kühl und moderig wie in einem schlechten Keller. Sie hatte sich von Schloß Thalerz ganz andere Vorstellungen gemacht.

Dafür war der alte Mann an ihrem Lager, der nun seine Hand auf die ihrige legte und ihr mit einem Ausdruck von hilfloser Güte in die erstaunten Augen sah, um so sympathischer.

„Gott sei Dank, daß Sie wieder zu sich gekommen

sind!“ sagte er mit einer tiefen, angenehmen Stimme. „Der Arzt ist über Land und vor Abend schwerlich zu haben. Aber mein Nieshalz hat noch nicht alle Kraft verloren, wie mir scheint. Und nun vor allem: herzlich willkommen in Thalerz, gnädige Frau! Ich bin nämlich der Pfarrer der Gemeinde.“

„Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer,“ entgegnete sie und fing an, sich auf die letzten Vorgänge zu besinnen. Wie war sie hierher gekommen? Man mußte sie hereingetragen haben. Wichtig — die Ehrenpforte — die gelben Blumen — und der Lärm dazu! Das hatte sie wohl von Sinnen gebracht.

„Sie hatten eine kleine seelische Erregung, als Sie hier einfuhren,“ fuhr der alte Herr mit seinem verlegenen Lächeln fort. „Aber glauben Sie nur, daran war niemand schuld als im letzten Grunde Herr v. Dilnowicz selbst. Die Leute hierherum kennen unter dem Namen ‚Maiblume‘ nichts anderes als die anderswo meist ‚Löwenzahn‘ genannte gelbe Weg- und Wiesenblüte. Man nennt sie auch wohl Hundebblume oder Ringelstod —“

Frau Amali: sah krampfhaft vor sich nieder. Warum hielt der gute Pfarrer mit jenem Namen hinter dem Berge, der ihr geläufig war? Wußte man auch hier schon, woher sie gekommen und wie man sie genannt? Ein leiser Troß fing an, sich in ihr zu regen. Sie wollte dem Klatsch die Stirn bieten fortan. Denn zu schämen brauchte sie sich in dieser kläglichen Schloßherrlichkeit ihres ehrlichen und einträglich gewesenen Erwerbes ganz und gar nicht.

„Ich glaubte darin eine böswillige Anspielung erblicken zu müssen,“ bemerkte sie tapfer. „Man hat mich früher in Bekanntenkreisen ‚Butterblume‘ genannt und —“

„Ich weiß es,“ entgegnete der Pfarrer durchaus unbefangen, „obgleich dieser Name mehr für *Caltha palustris*, unsere Kuh- oder Dotterblume, gang und gäbe ist. Auch das Scharbockskraut erfreut sich stellenweise dieser Bezeichnung. Es geht eben hin und her im lieben Deutschland, und nur der Lateiner kennt sich so recht mit allen Namen aus. Ihre Maiblume heißt hier Bäupchen beim Volk, auch Maililie, aber unter Maiblume gibt's nur eines, das ist *Leontodon taraxacum*, das Sie heute so enttäuscht hat, liebe gnäbige Frau, und das doch schließlich auf den grünen Frühlingswiesen ganz wundervoll zu schauen ist.“

„Mir sind aber alle gelben Blumen so zuwider!“ sagte sie. „Muß ich doch immer eine böse Absicht —“

„Nein — nein, man hat Ihnen wirklich eine Freude machen wollen, denn die Leute hier, und ich mit ihnen, haben manche Hoffnung auf Sie gesetzt für die kommenden Zeiten. Ihr künftiger Herr Gemahl hat sich nur selten bei uns blicken lassen und daher für unsere kleinen Sorgen und Wünsche nicht viel Zeit und auch —“

„Das tut mir aufrichtig leid! Um was für Sorgen und Wünsche handelt es sich denn?“ forschte sie.

„Davon später. Wir müßten eine neue Schule haben, und auch das Armenhaus geht seinem Verfall entgegen. Ich zeige Ihnen das, wenn wir uns erst besser kennen. Augenblicklich ist mir mehr darum zu tun, daß Sie sich veröhnt zeigen und wenigstens die gute Absicht der Thalerzer nicht verkennen. Herr v. Dinowicz ist so jähzornig bei solchen Gelegenheiten. Ich glaube, er ist drauf und dran, den alten Tölke vom Hofe zu jagen, der in seiner Unschuld die Anordnungen getroffen hat. Geben Sie Ihrem Verlobten ein gutes Wort, wenn er zurückkommt, damit dem alten Mann nichts geschieht!“

„Das will ich sofort tun, Herr Pfarrer,“ entschloß sie sich, beschämt von der tiefgründigen Güte des alten Herrn. „Wissen Sie, wo ich Herrn v. Dilnowicz finde?“

„Haben Sie sich auch schon genügend erholt, gnädige Frau?“

„Vollkommen.“

„Dann gehen Sie aus diesem Zimmer den Gang rechts hinunter, über die kleine Holzgalerie ins Nebengebäude. Dort wohnt Tölke. Und Herr v. Dilnowicz wird noch bei ihm sein, sonst wäre er wieder hier.“

Eilig erhob sie sich und schritt der Tür zu. „Treffen Sie mich noch hier, Herr Pfarrer?“ fragte sie.

„Ich will den Leuten unten erst mitteilen, daß alles wieder in Ordnung ist, und Sie ihnen nichts nachtragen.“

„Sie sind wie ein rechter Freund zu mir gewesen. Ich danke Ihnen dafür,“ sagte sie und drückte ihm die Hand.

Dann machte sie sich auf den Weg zu Tölkes Wohnung. Schon von weitem hörte sie die Stimme Egons. Aber sie war heute von einer schrillen Häßlichkeit. Etwas bis jetzt Verhülltes schien ihr daraus entgegenzustarren, was ihr nicht nur weh tat, sondern sie mit geheimer Angst erfüllte. Selten nur klang das rauhe Organ des Alten dazwischen auf, aber immer begütigend und unterwürfig.

Schon hatte sie die Hand auf den Türgriff gelegt, da fing ihr Ohr einen Namen auf, der sie entsetzt aufhorchen ließ.

„Das hat Ackermann so gewollt,“ hatte der alte Tölke soeben gesagt.

„Ackermann hat hier nichts mehr zu sagen!“ schrie darauf Egon wild. „Er soll sich bloß unterstehen, der freche Blutsauger! Übermorgen wird er abgefunden, und die ganze andere Bande auch! Und Sie können

sich mit ihnen zum Teufel scheren, denn ihr habt ja doch alle unter einer Decke gesteckt! Jeder hat sein Schäfchen ins Trockene gebracht, weil er gedacht hat, ich komme doch zu nichts wieder! Na, ich will es euch zeigen, daß die Geschichte noch anders herumgeht! Und komme ich dahinter, daß ihr mich bemogelt habt, ihr Galunken, dann — “

„Nun ist's genug, Herr!“ hallte jetzt die Stimme Töltes, und Frau Amalie hörte es ihr an, wie viel Bitterkeit sich im Herzen des alten Mannes angesammelt hatte. „Alles habe ich mir gefallen lassen und dazu geschwiegen, aber zum Galunken und Spitzbuben laß ich mich nicht auch noch machen! Ich bin ehrlich gewesen, solange ich denken kann. Und für mich hätt' ich auch das nicht getan mit den blauen Siegeln! Aber weil es für Sie war, den ich als kleinen Jungen schon auf den Knien habe reiten lassen, bin ich daran gegangen und hab' sie abgeweicht überall, damit die junge Frau nicht gleich einen Schreck kriegen sollte! An meinen Sachen hätt' ich sie gewiß und wahrhaftig sitzen lassen!“

„Lächerlich, sich damit wichtig machen zu wollen!“ höhnte Egon. „Sie wissen doch ganz genau, daß die Sache von morgen ab wieder in Ordnung ist! Oder hat Ihnen Adermann etwa nicht erzählt, daß er mir endlich eine Frau mit dem nötigen Moos besorgt hat?“

Die Lauscherin fühlte sich einer neuen Ohnmacht nahe, als dieses Wort aus dem Munde des heuchlerischen „Kavaliers“ laut wurde. Einen Augenblick noch hielt sie sich am Türpfosten fest, dann wankte sie den Weg zurück, den sie gekommen, packte in fieberhafter Hast ihre Habseligkeiten in die Handtasche und suchte den Ausgang.

Im Park fand sie eine kleine Pforte, die auf einen schmalen Seitenpfad mündete. Den schlug sie ein und

hatte Glück dabei. Er führte zur Station. Einmal noch grüßten die bewimpelten Masten der Ehrenpforte zu ihr herüber, und die gelben Spiralen der zu Giralanden gebundenen Blumen strahlten daran auf.

Aber es war nicht mehr Scham, sondern ein Gefühl der Befreiung, das sie bei diesem Anblick empfand, und ihre Lippen murmelten ein ehrliches, wenn auch aus tiefem Kummer geborenes „Gott sei Dank!“

Als Egon v. Dilnowicz eine Viertelstunde später jenes Zimmer betrat, in dem er sein glücklich aus Berlin hierhergebrachtes „Butterblümchen“ vermutete, war er ganz verdußt, sie nicht mehr zu finden. Doch dachte er an nichts Arges. Erst als Minute um Minute verrann, ohne auch nur eine Spur von ihr zu bringen, ward ihm schwül.

Natürlich erfuhr er bei seinen Nachforschungen bald, daß sie bereits wieder nach Berlin zurückgefahren sei. Sein Grimm stieg ins Unendliche. Einen halben Tag hatte sie wenigstens Vorsprung. Was konnte alles geschehen, ehe er sie wieder einholte! So viele Mühe hatte er sich gegeben, sie zu isolieren in Berlin — und nun geschah es im abgeschlossenen Winkel des heimischen Nestes, daß ihr trotz alledem die Augen aufgingen!

Aber vielleicht war es doch noch nicht zu spät. Vielleicht gewann er den alten Einfluß durch neue Mittelchen der Überredungskunst zurück.

Er gönnte sich kaum Zeit zu der nötigsten Toilette, als er am nächsten Tag wieder in Berlin eintraf. In einem Automobil jagte er zum Wittenbergplatz vor das Haus, in dem sie wohnte, stürmte die Treppen hinauf und klingelte.

Die Tür wurde geöffnet. „Sie werden schon erwartet,“ sagte das Mädchen und ließ ihn ein.

Er strich den Schnurrbart unternehmend auf und trat über die Schwelle des Wohnzimmers.

Da stand ein ihm unbekannter Mann am Fenster, der ihn prüfend betrachtete, ehe er ihm entgegenkam.

„Herr v. Dilnowicz?“ fragte er geschäftsmäßig.

„Der bin ich. Aber ich habe nicht das Vergnügen, Sie zu kennen, bin auch viel zu eilig augenblicklich, als daß ich —“

„Verzeihung,“ unterbrach ihn der andere, „ich spreche im Namen der Frau Blume mit Ihnen, die es vorzieht, einer persönlichen Begegnung aus dem Wege zu gehen, und bin beauftragt, ihre geschäftlichen Angelegenheiten mit Ihnen zu regeln. Mein Name ist Justizrat Karstedt.“

„Sehr verbunden!“ knurrte Egon heiser. Er merkte es: das Spiel war aus, und er hatte verloren.

Ganz ungerupft kam das so vertrauensfelig gewesene Butterblümchen trotzdem nicht aus den Händen der Dilnowicz, Adermann und Genossen. Aber es ließ sich ertragen, und sie war dankbar genug, dem Pfarrer von Thalerz als Gegengabe an die Gemeinde für den ihr so verhassten und doch ihr zur Rettung gewordenen Blumenschmuck ein rundes Sümmchen zu überweisen.

Durch die Königgräzerstraße getraute sie sich lange nicht. Aber eines Tages faßte sie sich doch ein Herz und ging vom Potsdamer Bahnhof zum Anhalter hin- auf. Und da nur drei junge Damen in ihrem alten Geschäft anwesend waren, um die Kundschaft zu bedienen, noch dazu drei, die ihr fremd waren, so hatte sie sogar den Mut, in den Laden zu gehen und ein halbes Pfund Teebutter zu verlangen.

Bei der Gelegenheit fragte sie nach Herrn Samland. Es ginge ihm gut, war die Auskunft.

„Und die junge Frau?“ forschte sie gespannt.

Da lachte das kleine Butterfräulein, das sie bediente, beinahe verächtlich auf. „Herr Samland ist Junggeselle!“ erklärte sie. „Und was für einer!“

„Ein richtiger Eisklumpen!“ bestätigte Nummer zwei, die ihr eine nicht ungefährlche Brünnette schien.

„Er hat nämlich eine unglückliche Liebe!“ verricht die dritte, die den Schalk im Nacken haben mochte.

In dem Augenblick kam der Gegenstand dieser Unterhaltung selbst aus dem Kontor nebenan, das er sich hatte neu einrichten lassen, da er auch noch eine Engrosabteilung gegründet hatte.

Sie bekam einen Schreck und wurde rot. Und als er sie erkannte, ging es ihm nicht besser.

„Guten Tag, Herr Samland!“ sagte sie verlegen.

„Sind Sie's wirklich, Frau Blume!“ rief er freudig.

Es half nichts, sie mußte zu ihm hereinkommen ins Kontor.

Seitdem sind ein paar Monate ins Land gegangen. Theodor Samland ist weder Junggeselle noch Eisklumpen mehr. Auch die unglückliche Liebe ist vorüber. Dafür ist er Kunibert Blumes Nachfolger auch in der Ehe geworden, und das einmal so mißvergnügt gewesene „Butterblümchen“ strahlt wieder im alten Glanze.





Im Erdbeerland.

Eine sommerliche Skizze von Th. Seelmann.

Mit 9 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

Eine der köstlichsten Früchte, die uns der Sommer beschenkt, ist die Erdbeere. Die Kulturerdbeeren stammen in der Hauptsache von der wilden Walderdbeere ab. Hat diese auch ein schönes Aroma, so ist sie doch klein und unansehnlich. Es hat daher viele Mühe gekostet, bis man aus ihr die großfrüchtigen, wohl-schmeckenden Kultursorten gewann.

Besonders hoch entwickelt ist die Erdbeierzucht in England. Von dort haben auch wir einen Teil unserer am besten tragenden Sorten empfangen. Die Erdbeierzucht ist namentlich in der Grafschaft Kent, mehr aber noch in der Grafschaft Hampshire, die sich beide an der Südküste entlang erstrecken, verbreitet. Man baut hier die Erdbeere nicht allein in Gärten, sondern auch auf Feldern an, die viele Hunderte von Morgen umfassen. Daher wird die Grafschaft Hampshire auch als Erdbeerland bezeichnet.

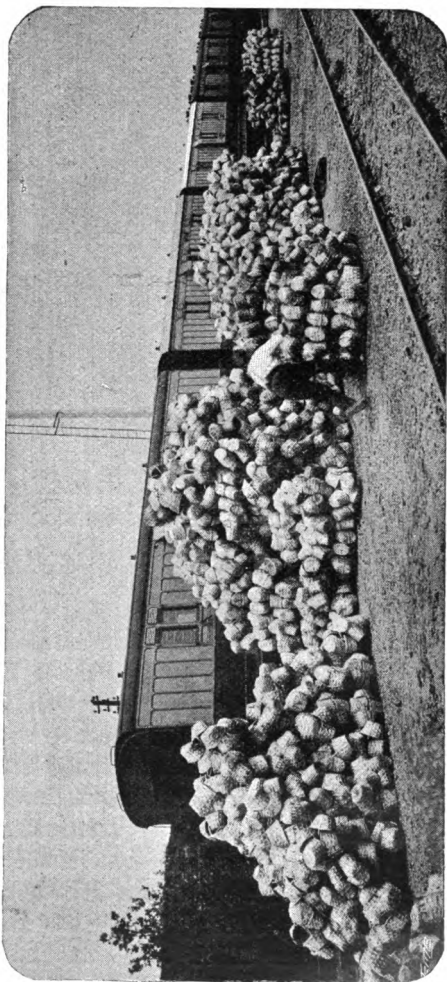
Die Erdbeerkultur begann in England bereits im 17. Jahrhundert. Dadurch, daß man die Walderdbeere mit den großfrüchtigen virginischen und chilenischen Erdbeeren kreuzte, unter den erhaltenen Pflanzen eine kluge Auswahl traf, sie wiederum in zweckmäßiger Weise kreuzte, erhielt man endlich im Lauf der Zeit jene wertvollen Sorten, welche die herrlichsten Früchte an Größe und Wohlgeschmack liefern. In England schätzt man am meisten die „Royal Sovereign“. Sie,

sowie andere der vorzüglichsten Kultursorten, von denen nur „Daxton noble“, „König Albert“, „Fühlke“ und „Joseph Paxton“ genannt seien, erinnern kaum noch an ihre wilden Stammeltern.

Im frühen Sommer bietet das englische Erdbeerland einen entzückenden Anblick.

Hunderttausende prächtiger grüner Pflanzen schimmern im Schmuck

der weißen Blüten, die eine großartige Ernte versprechen. Aber um einen erstklassigen Ertrag zu erzielen,



Kaufen von Erdbeerkörben vor der Verladung.

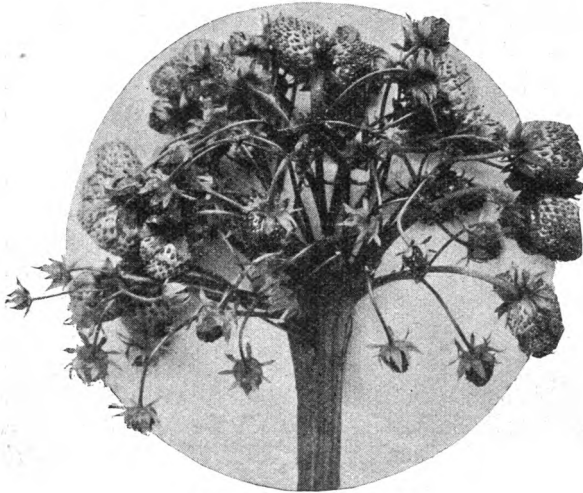
muß der Erdbeerzüchter auch tüchtig seine Schuldigkeit tun, und dabei bleibt der Erfolg seines Wissens und Könnens immer noch vom Wetter abhängig. Wer sich seinen Gaumen mit den ersten Erdbeeren der Saison kitzelt, bedenkt wohl kaum jemals, welche Unsumme von Mühe und Arbeit auf die Erdbeerkultur verwendet werden muß.

Von Anfang bis zu Ende der ganzen Kultur hat der Erdbeerzüchter eine bange Zeit vor sich. Da müssen schon die jungen Pflanzen vor den Verwüstungen des Frostes geschützt werden, was in England bei der unsicheren Witterung im Herbst und im Winter unerlässlich ist, sie müssen im Beginn des Frühlings kräftig ernährt und sorgsam gepflegt werden, und dann wieder erfordert das Reinhalten des Bodens von Unkraut, das die Erdbeerpflanzen zu ersticken droht, beständige Überwachung. Ferner bringt die launenhafte Witterung im März und April den armen Erdbeerzüchter fast zur Verzweiflung. Ist aber das Wetter endlich beständig geworden, dann scheint die Sonne bald nicht genügend, damit die Beeren gut reifen, bald sendet sie wieder eine wahre Gluthitze herab, die die Beeren verderben läßt, ehe sie noch gepflückt werden können.

Wer daher Gelegenheit hat, das englische Erdbeerland zu durchwandern, und nun die mächtigen Felder mit ihren geraden, lückenlosen und unkrautfreien Reihen tragender Pflanzen bewundern kann, unter deren schützenden Blättern die wundervollen roten Früchte hängen, darf nicht glauben, daß dies allein das Werk der Natur ist, vielmehr ist es der Erfolg unablässiger und sorgsamer Arbeit von Oktober bis Juli.

Wie schon erwähnt, ist der ertragreichste Bezirk die Grafschaft Hampshire, die unfern Southamptons liegt und von einer Abzweigung der South-Western-Eisen-

bahn durchschnitten wird. In der Erdbeersaison scheint es fast, daß diese Bahn ausschließlich den dortigen Erdbeerfarmen dient, so sehr wird sie von diesen in Anspruch genommen. Die Station, die hier hauptsächlich in Betracht kommt, ist Swanwick, das während der



Ein reichtragender Strauch.

Erdbeersaison vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen einem förmlichen Bienenstock gleicht. Ein Heer von Hilfsbeamten muß jedes Jahr hierher gesendet werden, deren Zahl wächst, je mehr die Jahreszeit vorschreitet.

Etwa vor fünfzig Jahren wurde die Erdbeerkultur in diesem Bezirk eingeführt. Der Boden war sehr geeignet, und so erwies sich denn auch der Anbau erfolgreich. Seitdem hat sich die Zucht beständig entwickelt. Zuerst steigerte sie sich nur langsam, dann aber, als es sich zeigte, daß die Pflanzergeschäfte

machten, nahm sie einen gewaltigen Aufschwung. Jetzt werden Tausende von Morgen auf den Anbau der beliebten Frucht verwendet. Der Einwohner der ganzen Umgegend, vom Arbeiter an, der nur einen kleinen Fleck Garten hat, bis zum Berufslandwirt mit Hunderten von Morgen — alle bauen Erdbeeren zum geschäftlichen Absatz an.

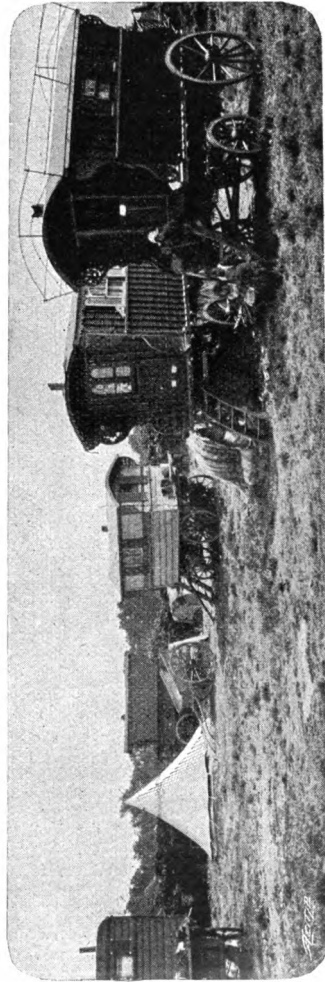
Im Mai und Juni, wenn die weißen Blüten zu kleinen grünlichen Köpfchen anschwellen und sich zu den herrlichen Früchten entwickeln, wird der Erdbeerzüchter ein außerordentlich beschäftigter Mann. Dann gibt es immer zu tun. Eine der ersten Obliegenheiten ist es, die heranwachsenden Früchte vor den üblen Einwirkungen des Regens und der Erde zu schützen. Denn wenn ein kräftiger Sommerregen herabgeht, spritzen die Regentropfen Schmutzflecke auf die Früchte, die sie wenig verlockend machen. Um dem vorzubeugen, wird zwischen den Erdbeerreihen eine Lage kurzes Stroh ausgebreitet, so daß sie nun vor der Beschmutzung mit feuchter Erde geschützt sind. Da sich die Beeren auf das Stroh niederlegen, so können sie zugleich später bequem gepflückt werden.

Hunderte von Morgen müssen so behandelt werden, was natürlich große Arbeit erfordert. Das Belegen dieser weiten Flächen mit der Streu wirkt für den Besucher überraschend. Das weiße Stroh, das tiefe Grün des Blattwerkes, das lebhafteste Rot der reifen Früchte, alles zusammen ruft einen wunderbaren Anblick hervor.

Dazu müssen noch mancherlei andere Vorkehrungen für die große Ernte getroffen werden. So werden die reifen Früchte an die Abnehmer in leichten Körben versandt, die den Rauminhalt von einer Gallone, also beinahe fünf Litern, haben und gefüllt vier oder fünf

Pfund wiegen. Hohe Haufen von solchen Gal-
lonen, wie man sie nennt,
müssen also in Bereit-
schaft gehalten werden.
Eine Vorstellung davon,
welche Unmengen von
Körbchen in dem ganzen
Hampshirebezirk wäh-
rend der kurzen Saison
gebraucht werden, mag
die Tatsache geben, daß
im letzten Jahr allein
von der Station Swan-
wick aus nicht weniger
als 940,000 nach Covent-
garden, dem Hauptmarkt
Londons, und anders-
wohin versandt wurden.
An einem einzigen, sehr
geschäftigen Tag sind
schon zuweilen 42,000
Körbe abgesandt wor-
den, und Swanwick ist
nur eine von dem halben
Duzend Abfertigungs-
stationen in dem Bezirk.

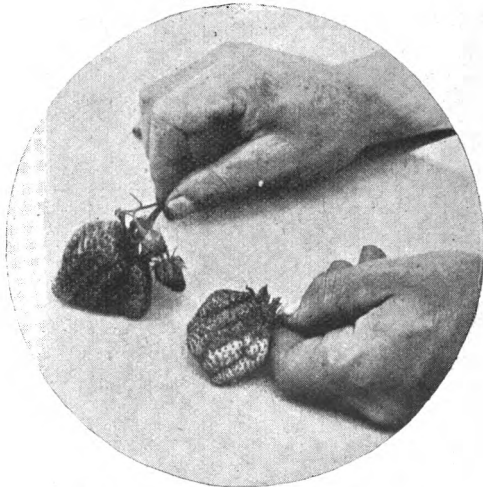
Von den übrigen Vor-
richtungen, die noch nö-
tig sind, mag nur die
Aufstellung von Zelten
und Schuppen erwähnt
werden, in denen die Körbe abgewogen, verbucht,
adressiert und zur Eisenbahn verladen werden. Die



Lager der Erdbeerpfänder.

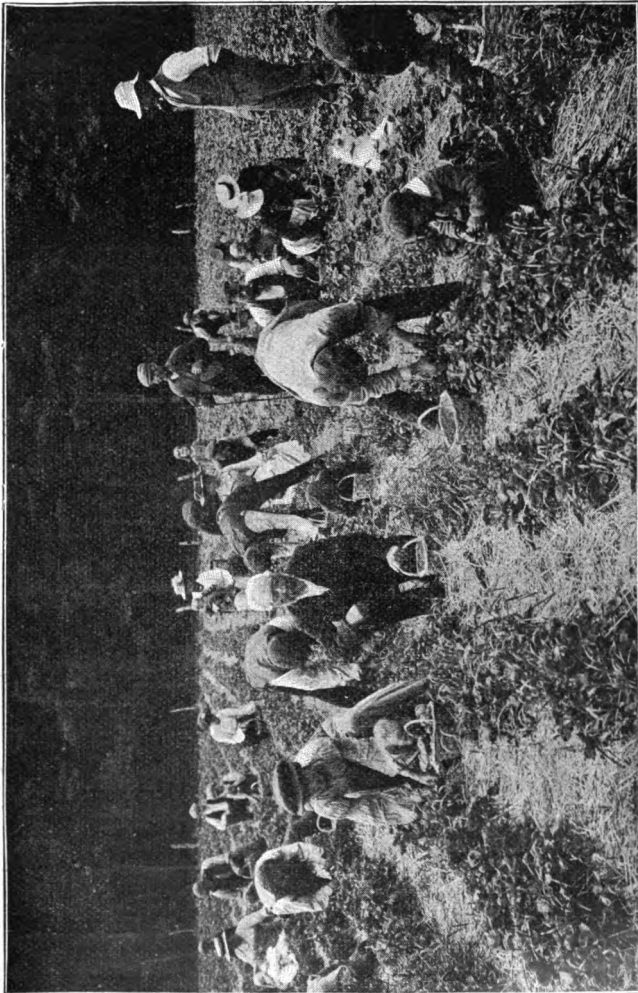
Beschaffung von Aufträgen im voraus, sowie endlich auch das Engagement von Pflückern gehören ebenfalls zu den Geschäften der Pflanzler.

Die wirkliche Erdbeerernte beginnt in der ersten Woche des Juli. Die langen Reihen der Pflanzen, die bei manchen Sorten eine Höhe von über 30 Zentimeter



Gut und schlecht abgeplückte Beeren.

erreichen, sind zu dieser Zeit schwer mit Früchten beladen, die nur der schöpferischen Sonnenwärme bedürfen, um das Rosarot zu erhalten, das an jeder Erdbeere so schön ist. Kräftige, gut ernährte Pflanzen von zwei oder drei Jahren bringen oft Beeren von ungewöhnlicher Größe und Schwere hervor. Es ist nichts Seltenes bei einem solchen Riesen, der für den Markt gepflückt wird, daß er 90 bis 100 Gramm wiegt. Einige Beeren nehmen auch allerlei sonderbare Formen an. Im letzten Jahre wurde beispielsweise ein solches



Erdbeerpfücker bei der Arbeit.

Naturspiel gefunden, ein Strauch, dessen Stiel einen Umfang von mehr als 8 Zentimeter hatte. An

diesem Stiel hingen nicht weniger als 32 Beeren. Manche Erdbeerforten sind übrigens viel ertragreicher als andere. So sind schon bei gewissen Sorten Beeren im Gesamtgewicht von 3 Pfund von einer



Fehlerhafte Stellung beim Pflücken.

einzigem Pflanze abgepflückt worden, und dabei waren es sehr gute Früchte.

Gerade bevor die frühesten Sorten marktfertige Früchte haben, beginnen die Pflücker einzutreffen. In Hampshire, wo der Brauch besteht, die Früchte von

den Stengeln auf eine sehr sorgsame Weise abzulösen, ist man auf diese Massen von fremden Arbeitern, die man „Travelers“, das heißt Wanderer, nennt, sehr angewiesen. Diese Leute führen ein Leben wie die Zi-



Richtige Stellung beim Pflücken.

geuner, fühlen sich aber dennoch schwer beleidigt, wenn man glaubt, daß Zigeunerblut in ihren Adern fließt.

Auf den größeren Farmen werden mehr als hundert dieser Wanderarbeiter für die Erdbeersaison angenommen. Sie kommen in den Bezirk auf bunt

angestrichenen Karren und Planwagen angerumpelt. Dann wird ein Lager aufgeschlagen. Zelte und Hütten werden errichtet, und die fremde Gesellschaft kampiert einige Wochen darin.

Diese Leute arbeiten überall in der Grafschaft während des Sommers, da das Beerenpflücken die Hauptquelle ihres Einkommens bildet. Dieselben Travelers kommen Jahr für Jahr zu den einzelnen Obstfarmen und den Hopfenbaubezirken. Zum größten Teil sind es erfahrene Pflücker, denn es gibt eine richtige und eine falsche Art und Weise, die Beere zu pflücken. Daher werden sie auch von den Farmern den Gelegenheitspflückern vorgezogen, die nichts von der Arbeit verstehen. Eine solche unerfahrene Person verwüftet einen guten Teil Früchte, ehe sie sich die Fertigkeit im richtigen Pflücken erwirbt. Deshalb erhalten die Neulinge auch Unterricht in dieser Kunst. Sie werden belehrt, die Beere so zu pflücken, daß sie den Daumen und Zeigefinger um den Stiel legen und ihn so abbrechen, daß noch etwa ein Zentimeter von ihm an der Frucht bleibt. Die Finger der Pflücker berühren also niemals die Frucht, und das Stück Stiel bleibt für die Person daran, die die Frucht ißt. Sehr gewissenhafte Farmer legen den Pflückern Strafe auf, wenn sie die Frucht mit den Fingern berühren. Auf der anderen Seite darf das Stück Stiel, das an der Beere sitzen bleibt, nicht zu lang sein, da sonst noch unentwickelte Früchtchen mit abgebrochen werden. Auch muß der Pflücker bei seiner Arbeit die richtige Stellung einnehmen. Kniet er nieder, so zertritt und zerdrückt er viele Früchte, was nicht der Fall ist, wenn er über den Pflanzenreihen mit gespreizten Beinen steht.

Wird das Pflücken überlegt eingerichtet, so ist es selbst für ein Feld von fünf Morgen keineswegs ein



Prüfung und Versand der Körbe.

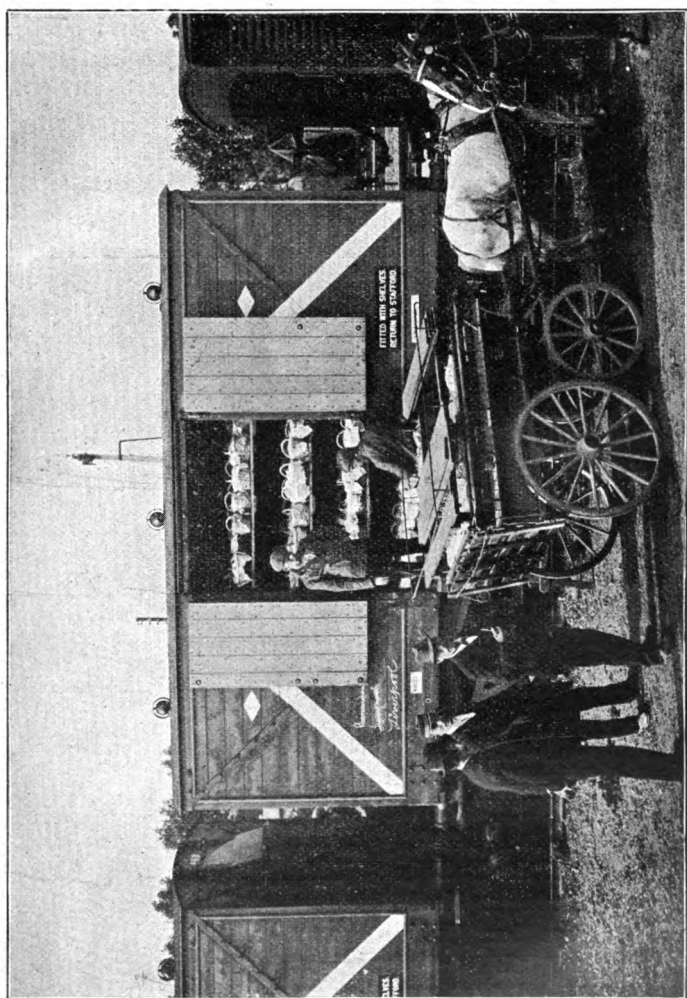
so zeitraubendes Geschäft, wie man wohl vermuten möchte. Die kleine Armee von Männern und Frauen wird über eine beträchtliche Fläche verteilt, wobei zwei oder drei an jede Pflanzenreihe kommen. Auf ein

Zeichen beginnt man. Jeder trägt zwei Körbe, einen für die erste und einen für die zweite Sorte Erdbeeren. Je schneller der Pflücker an seiner Reihe arbeitet, desto schneller werden sie gefüllt. Da man nur die reifen Früchte abpflückt, so sind, wenn zwei oder drei Paar Hände über die Reihe hingegangen sind, die marktfähigen Früchte bald abgenommen. Ein jedes Feld wird vier- oder fünfmal von den Pflückern abgesucht, bis die Pflanzen völlig abgeerntet sind.

Sobald die Körbe gefüllt sind, ist auch schon ein Junge oder ein Mädchen da, um sie nach dem Zelt oder Schuppen zu tragen, wo sie geprüft werden. Inzwischen füllt der Pflücker ein neues Paar Körbe. Indem man auf diese Art zu Werke geht, ist es wunderbar, wie schnell eine oder zwei Gruppen von Arbeitern ein großes Fruchtfeld pflücken. Ein erfahrener Pflücker kann ein paar Körbe in etwa einer halben Stunde füllen. Einige Farmer bezahlen ihre Pflücker nach Stück, andere geben einen regelmäßigen Lohn. Der Durchschnittsverdienst von Mann und Frau beträgt gegen 18 Mark in der Woche.

So schnell die Jungen und Mädchen die Gallonen mit Erdbeeren nach dem Versandzelt tragen, so schnell werden sie dort auch geprüft, mit einem sauberen Bogen von weißem steifem Papier bedeckt, auf dem der Name und die Adresse des Empfängers geschrieben oder gedruckt ist, und darauf verbucht.

Obgleich die Körbe für Plätze bestimmt sind, die manche hundert Kilometer entfernt sind, so genügt doch allein der Bogen Papier, um einen Diebstahl an den verführerischen Früchten zu verhindern. Sie erreichen unverändert den Ort ihrer Bestimmung. Das ist ein sehr gutes Zeichen für die Ehrlichkeit der Fuhrleute und der Eisenbahnbeamten, durch deren Hände



Für den Transport der Erdbeeren eingerichtete Eisenbahnwagen.

diese nur schwach geschützten Körbe gehen. Die Wagen, die die Erdbeeren zur nächsten Eisenbahnstation bringen, sind sinnreich mit Gestellen versehen, die es gestatten, die Körbe in großer Zahl zu transportieren, ohne daß ihr Inhalt durch den Druck des einen auf den anderen gefährdet wird. In derselben Weise sind die Eisenbahnwagen eingerichtet, die die Station Swanwick täglich verlassen.

Diese Abgangstation ist ein Bild von Geschäftigkeit, aber von einer ordnungsgemäßen Geschäftigkeit. Da herrscht weder unnötiger Lärm noch Verwirrung. Die Wagen der Erdbeerpflanzer halten unmittelbar vor den Türen der Eisenbahnwagen, die die Körbe weiterbefördern und, um Irrungen zu vermeiden, stets einen Zettel mit der Aufschrift ihres Bestimmungsortes tragen.

Wie schon bemerkt, ist ein jeder Eisenbahnwagen mit Gestellen versehen, die jeden Zoll verwendbaren Raumes ausnützen, dennoch aber Platz lassen, um die Körbe bequem unterzubringen. Jeder Wagen nimmt 600 Körbe auf. Die Lüftung ist vorzüglich, so daß sich die Früchte gut halten. Die verschiedenen Eisenbahnlinien senden ihre Wagen in diesen Erdbeerbezirk des südlichen Englands zu direkter Beförderung.

Im ganzen gehen sechs lange Züge täglich in der Hochsaison von Swanwick ab einschließlich des einen um fünf Uhr Vormittags, der bis zu den Türen voll bepackt ist und die Aufschrift trägt: „Am Morgen eingesammelt.“ Er ist hauptsächlich nach Covent-Garden, dem Londoner Markt, bestimmt.

Einige der Großfarmer im Swanwickbezirk versenden jährlich nach Covent-Garden und anderswohin durchschnittlich 40,000 vierpfündige Körbe. Hierin sind noch nicht die Früchte mit eingerechnet, die in einer

Marmeladen- und Konservensfabrik an Ort und Stelle verbraucht werden.

Auf London mit seinen sechs Millionen Menschen, die alle mehr oder weniger auf Erdbeeren verfaßten sind, entfällt der Hauptverbrauch an diesen Früchten der südlichen Grafschaften.

Covent-Garden ist zwar immer der belebteste Markt der Welt, aber in der Frühe der Julitage bietet es doch einen Anblick, dessen man sich noch lange nachher erinnern wird. Von Mitternacht an besetzt ein Zug von hohen Kollwagen, die bis zu den Ohren der Pferde mit Erdbeerkörben vollgestopft sind, die benachbarten Straßen. Noch vor der Morgendämmerung ist ihre Zahl so groß, daß ein ununterrichteter Beobachter über die wirklich unentwirrbare Masse von Fahrzeugen starr werden würde. Aber mitten in dem fürchterlichen Lärm und dem Knarren der Räder, zwischen den Rücken der Pferde und den Wagen, die sich um Haaresbreite ausweichen, werden die Erdbeeren an die verschiedenen Empfänger auf dem Markt regelrecht verteilt. Wenige Minuten später werden sie wieder auf andere Wagen verladen, die sie nach den Vorstädten bringen.

Bei uns haben den Feldanbau der Erdbeere nur erst wenige Orte versucht. Unter ihnen stehen Gernsbach im Badischen und Rößchenbroda in Sachsen an erster Stelle. Der Erlös für die Erdbeeren beziffert sich auch an diesen Orten auf viele Tausende.





Fritz und Lotte.

Eine wahre Geschichte aus der Biedermeyerzeit.

Von Emerich v. Gatti.



(Nachdruck verboten.)

Rgl. Filialfouragedepot in Olstadt
an das hochlöbliche Rgl. Hauptfouragedepot
in Mahlhausen.
Olstadt, am 12. Mai 1824.

Einem hochlöblichen Hauptdepot melde ich heute einen bedeutenden Uebelstand in allen Magazinen des obenstehenden Depots. Nämlich seit einiger Zeit zeigen sich viele Mäuse, die besonders gern auf das Mehl und auf den Hafer gehen, weil sie das sehr gerne fressen, was ich bestätige. Und es werden jetzt immer mehr. Letzthin hat meine Frau auch schon eine im großen Milchtopf gefunden, die war aber schon ertrunken. Alles mußte sie wegwerfen, meine Frau, und beschmuhen thun sie sie auch, nämlich die Vorräthe. Überall kann man es sehen, weil sie gar nicht auf Reinlichkeit halten. Darum glaube ich und bitte, es wäre sehr gut, sich eine tüchtige Kaze für das Depot anzuschaffen, denn die fressen die Mäuse gerne und schadet es ihnen dabei gar nichts, den Kazen nämlich, im Gegentheile, sie nähren sich davon, und braucht man sie weiter nicht zu füttern, so daß die Kriegsverwaltung gar keine Kosten hätte. Denn das Wasser zum Trinken sucht sich so eine Kaze selber und ist hier ein sehr gutes, was ich bestätige. Also bitte ich nochmals ein hochlöbliches Hauptdepot

um Genehmigung, eine Kaze für die Mäuse anschaffen zu dürfen.

Benediktus Sämlinger, Feldwebel.

Rgl. Hauptfouragedepot in Mahlhäusen
an das Rgl. Filialfouragedepot in Olstadt.
Mahlhausen, am 18. Mai 1824.

Unter Beziehung auf das dortortige Einschreiten d. d. 12. Mai a. c., dessen Ausführungen, betreffend das Auftreten von Mäusen in den unterstehenden Magazinräumen des Filialdepots und Antragstellung wegen Behebung dieses Mißstandes, welcher thatsächlich geeignet erscheint, den Borräthen der Kriegsverwaltung dauernden Schaden zuzufügen und daher faktisch dringender Abhilfe bedarf, hierbehördlich in schriftlichen Vermerk und zur Kenntniß genommen wurden, genehmigt das titelführende Hauptdepot die Anschaffung einer tüchtigen Mäusekaze durch das Filialdepot für eigene Zwecke unter der Voraussetzung, daß dem Rgl. Arar weder durch Erwerbung dieser Kaze, welche zur Vermeidung von Unzukömmlichkeiten wenn irgend thunlich männlichen Geschlechtes zu sein haben wird, noch durch den weiteren Unterhalt, Beköstigung u. s. w. des besagten Thieres keinerlei wie immer geartete Auslagen erwachsen.

Das Filialdepot hat demnach die Beschaffung der Kaze im eigenen Wirkungskreise zu bewirken und diesfalls ein- und umgehend anher Bericht zu erstatten, worauf die näheren Detail-Weisungen von hier aus ersfließen werden.

Thomas Schlingler, Rgl. Verpflegs-Kommissär.

Kgl. Filialfouragedepot in Olstadt
 an das Hochlöbliche Kgl. Hauptfouragedepot
 in Mahlhausen.
 Olstadt, am 25. Mai 1824.

Heute melde ich wegen der Kaze, daß ich eine tüchtige und schöne Kaze bekommen habe, vom Postmeister und seiner Frau, der schon genug solche hat, nämlich Kazen. Sie wurde mir selbst von der Frau Postmeisterin überreicht, sie ist sehr schön gebaut, die Kaze nämlich, und noch jung und lustig und immer hinter den Mäusen her. Es ist ein Kater, wie das Hauptdepot befohlen, und habe ich ihn daher Fritz genannt, mit hoher Bewilligung. Er ist schön weiß, nur mit einem kohlschwarzen Schwanz und einem schwarzen Fleck am Kopf, dort, wo der Mensch das Hirn haben soll. Und rein ist sie auch, indem sie immer das ärarische Gut schont, was ich bestätige. Und sie lebt nur von Fleischnahrung, von Mäusen nämlich, wenn sie eine fängt, und gestern auch von einer Rauchwurst, die auf meinem Tische lag. Das that sie aber nur, weil sie die Wurst roch und weil sie sehr gut war.

Benediktus Sämlinger, Feldwebel.

Kgl. Hauptfouragedepot in Mahlhausen
 an das Kgl. Filialfouragedepot in Olstadt.
 Mahlhausen, am 1. Juni 1824.

Vom dortseitigen Schreiben d.d. 25. Mai a. c., be-
 inhaltend die Beschaffung der Magazinstake Fritz für
 Zwecke der Mäusevertilgung in den Filialdepotlokalen
 wird hierbehördlich Kenntniß genommen, und verfügt
 das Hauptdepot, daß über inredeschwebende Kaze,
 analog wie bei Kgl. ärarischen Pferden, ein Personal-
 blatt in duplo anzulegen ist, in welchem Name, Ge-

schlecht, Alter und Geburtsort, und zwar betreffs der zwei letztgenannten data so weit als dortorts mit Sicherheit eruierbar, dann eine kurzgefaßte Körperbeschaffenheitsbeschreibung mit Hervorhebung besonderer Merkmale und Kennzeichen aufzunehmen sein werden, und wovon das eine Paar dortamts zu erliegen, das andere hieher zu unterbreiten sein wird.

Weiters hat das Filialdepot über die allgemeine Führung, sowie über den jeweiligen Gesundheitszustand der besprochenen Raze unter besonderer Betonung, ob selbe den ihr obliegenden Dienstesverrichtungen mit Gewissenhaftigkeit und Eifer nachkommt, mit Ende eines jeden Monates zu rapportiren.

Thomas Schlingler, Rgl. Verpflegskommissär.

Rgl. Filialfouragedepot in Oststadt

an das Hochlöbliche Rgl. Hauptfouragedepot
in Mahlhausen.
Oststadt, am 31. Juli 1824.

Am Ende dieses Monates melde ich wegen Frix, das ist die Raze, daß sie sich bisher rein tadellos benommen hat und ihren Dienst versieht sie sehr fleißig. Er fängt immer Mäuse und frißt sie, wenn er sie hat. Die Mäuse werden auch weniger, das sieht man, indem man immer weniger bemerkt und besonders am Schmutz, den sie machen. Nur im Rauchhause, wo die Pötel- und Würstfachen hängen, müssen noch viele Mäuse sein, weil immer noch hie und da Fleisch und Würste weniger werden, trotzdem sich der Frix am liebsten dort herumtreibt, was ich bestätige.

Benediktus Sämlinger, Feldwebel.

Rgl. Filialfouragedepot in Oßstadt
 an das Hochlöbliche Rgl. Hauptfouragedepot
 in Mahlhausen.
 Oßstadt, am 31. August 1824.

Heute rapportire ich wegen Schluß des Monates wegen Fritz, der Magazinslage. Es geht ihr sehr gut, meine Frau sagt, sie werde auffallend stark, die Lage nämlich. Was ganz natürlich ist, bei der guten Menage. Lauter Fleisch. Aber mit dem wird es jetzt weniger und darum bitte ich einem hochlöblichen Hauptdepot vorbringen zu dürfen:

Die Mäuse sind jetzt wirklich viel weniger an Zahl geworden, denn der Fritz frißt sie, wo er sie erwischt, so daß ihm bald das eigentliche Futter ganz ausgehen wird. Denn die Mäuse sind auch schon geschmeid geworden und wittern den Fritz und verstecken sich mit Vorsicht, so daß es ihm immer schwerer wird, sie zu fangen, auch, weil er, wie gemeldet, fetter geworden ist und daher nicht mehr so schnell im Nachlaufen und Springen ist wie am Anfang, was ich bestätige. Da es also dem Fritz jetzt immer schwerer wird, für seine Menage zu sorgen aus eigener Kraft, wird ein hochlöbliches Hauptdepot gebeten, für die Lage täglich 6 Pfennige zu bewilligen, dafür werde ich ihm gute Milch kaufen und sie ihm geben, denn Milch sauft er gerne, aber bis jetzt immer nur meine eigene, wofür ich danke. Und die Ragen, die Milch bekommen, gehen gerne auf Mäuse und halten sich auch besonders rein, das sagt auch meine Frau.

Benediktus Sämlinger, Feldwebel.

Rgl. Hauptfouragedepot in Mahlhausen
an das Rgl. Filialfouragedepot in Olstadt,
Mahlhausen, am 7. September 1824.

Rückbezüglich auf das dortkommende Einschreiten d. d. 31. August a. c. wird hierbehörblich entschieden, daß die Bewilligung eines Tagesmenagegeldes von 6 Pfennigen für die dortstündliche Magazinskaze Friß (Personalblatt 74, D — 8, I) aus wie nachstehend be-ur-fächlichten Gründen nicht erfolgen kann:

Nachdem die in Besprechung schwebende Kaze Friß laut hierstelliger Genehmigung d. d. 18. Mai 1824 lediglich zu dem Zwecke in den Personalaktivstand des Filialdepots aufgenommen wurde, um einen die Rgl. Verpflegungsvorräthe bedrohenden Schaden von bestimmter Größe und gemessenem Umfange zu verhüten, wobei dem Rgl. Arare keinerlei Auslagen und Unkosten erwachsen, wäre es nur unbillig und verkehrt, wenn bei der geschilderten nunmehrigen Sachlage, als nämlich der jene Vorräthe bedrohende Schaden durch eben die durch Anschaffung der bewußten Kaze getroffene Maßnahme sich effektiv verringert hat, nunmehr dem Rgl. Arare durch Milchzubeße für die Kaze Verpflegungskosten erwachsen sollen. Es wäre im Gegentheile, da die das den Vorräthen drohende Ubel (Mäuse) zu behebenden Vorkehrungen bisher ohne Kosten für die Kriegsverwaltung wohlresultativ ver-lau-fen sind, anzustreben, progressiv mit der fallenden Höhe des mehrgeschilderten Schadens (Mäuse) auch die Kosten der Erhaltung der Kaze zu verringern, oder zu-mindestens, da diese Kosten bis dato gleich Null waren, unter welche Zahl nicht gut gegangen werden kann, zu trachten, daß diese nullbetragenden Kosten nach wie vor auf der gleichen Stufe verbleiben.

Sollte somit die Magazinskaze Friß das ihr nach

ihrer Natur gebührliche Tagesquantum an Futter durch die Mäuse zu decken nicht mehr in der Lage sein, so ist besagtes Thier betreffs seines Mantos an Tagesverpflegung auf Selbstbeschaffung dieses Mantos zu verweisen, welches mit Hinweis auf die gemeldete Wohlkredition des Thieres überhaupt kein sehr beträchtliches sein dürfte.

Thomas Schlingler, Kgl. Verpflegskommissär.

Kgl. Filialfouragedepot in Olstadt
an das Hochlöbliche Kgl. Hauptfouragedepot
in Mahlhausen.

Olstadt, am 12. September 1824.

Die Entscheidung wegen der Milch des hochlöblichen Hauptdepots habe ich dreimal gelesen und muß darauf doch noch erwidern.

Die Mäuse werden wirklich immer weniger und der Fritz ist immer bei gleichem Appetit. Wenn er also ärarischen Fraß (Mäuse) nicht mehr genug findet, und wenn er sich das suchen soll, was ihm am Fressen fehlt, so wird er dort fressen, wo er was findet, das ist besonders bei mir, denn lezthin war er sogar schon in meinem Honigtopf, und auf das muß er so große Leidschmerzen bekommen haben, was ich bestätige. Da müßte die Kaze sich also vom Diebstahl nähren in einem Kgl. ärarischen Depot, was gegen die Disziplin verstößt, und dann müßte man immer Küche und Keller und Speis verschließen, sagt meine Frau. Sie ist eben ein unvernünftiges Thier, die Kaze nämlich, und weiß nicht, wo sie stehlen soll. Es ist ihr auch egal. Geht sie aber, was doch besser ist, fort vom Magazin und stiehlt bei den Nachbarn Würste und so, da bleibt sie mit der Zeit ganz vom Depot weg, und dann vermehrt

sich wieder der alte Schaden (Mäuse), und daran wird doch nicht das Hauptdepot Schuld sein wollen. Also darum bitte ich noch einmal um das Milchgeld.

Benedikt Sämlinger, Feldwebel.

Rgl. Hauptfouragedepot in Mahlhausen.

an das Rgl. Filialfouragedepot in Oststadt.

Mahlhausen, am 16. September 1824.

Singuliernd an das dortige Einschreiten d. d. 12. September a. c., als Ergänzungsverfolg des hierbehördlichen Schreibens d. d. 7. September 1824, findet obiges Hauptdepot finalmäßig und endgiltig zu entscheiden, daß mit Rücksicht auf die dort niedergelegten Erwägungen und aufgestellten Wohlmotivirungen für die dortmals in Dienstesverwendung stehende Magazinlake Frik — jedoch nur auf die Zeit des unumgänglich nothwendigen Bedarfes, über dessen Ablauf seiner Zeit unter entsprechender Begründung hieher zu berichten sein wird — ein Tagesgeld von 6 Pfennigen, sage und schreibe sechs Pfennigen, für Anschaffung von gut befundener, gesunder Kuhmilch, von deren tadelloser Dualität das Filialdepot sich fallweise, mindestens aber zweimal im Monate, durch Stichproben zu überzeugen haben wird, mit dem Bemerkte bewilligt, daß dieser genannte Geldbetrag am Anfange jeden Monates mittels ordnungsmäßig ausgestellter Fassungsdokumente hieramts anzusprechen und nach erfolgter dokumentarischer Zuweisung als liquid auf legalem Wege bei der hiesigen Cassa zu fassen sein wird.

Thomas Schlingler, Rgl. Verpflegskommissär.

Gemeindevorstand in Olstadt.

Einem Hochlöblichen Kgl. Filialfouragedepot in loco.
Olstadt, 6. April 1825.

Der Gemeindevorstand von Olstadt beehrt sich hiemit, einem hochverehrlichen Filialfouragedepot ergebenst mitzutheilen, daß das Gemeinderathskollegium in offener und wirklicher Sitzung am 1. April 1825 den Beschluß gefaßt hat:

Was maßen die Bäume, Sträucher, Zäune u. s. w. des Gemeindeobstgartens, so gemeiner Stadt Besiß ist und aus gemeiner Stadt Säckel erhalten und gepflegt wird, seit einiger Zeit von Raupen und derlei Geziefer in ungewöhnlichem Maße behelligt und in ihrem Bestande respektive Wachsthum gefährdet werden, kann die Schuld an dem dargethanen Uebelstande lediglich dem effektiven Mangel an diesen Garten bevölkernden Singvögeln, welche diesen Raupen und sonstigem Geziefer nachstellen und es gewohnheitsmäßig vertilgen, zugeschrieben werden. Dieser in die Augen springende, ganz unerklärliche Mangel an Singvögeln erklärt sich aber leicht, so man die Zahl der Raizen in Betracht zieht, welche die den Gemeindeobstgarten angrenzenden Anwesen unsicher machen und den raupenvertilgenden Singvögeln in grausamer Weise nachstellen. Zur Steuer dieses Unfuges findet daher das Gemeinderathskollegium unter Bewilligung des Vorstandes und Bürgermeisters anzuordnen:

Alle Besißer der dem Gemeindeobstgarten anrainenden Anwesen, und hiemit auch das verehrliche Filialfouragedepot, so Raizen zu ihrem Nutzen oder ihrer Zerstreung und Kurzweil unterhalten, werden beauftragt, diese Thiere binnen Wochenfrist aus ihren Anwesen lebendig oder todt zu entfernen, widrigenfalls mit den gesetzlichen Ordnungsstrafen gegen die Über-

treter — unbeschadet der zwangsweisen Durchführung des außerachtgelassenen Verbotes durch die hiezu berufenen Funktionäre der Gemeinde — unnachsichtlich vorgegangen werden soll.

Für den Gemeinderath:
Fürchtegott Böpflin, Gemeindefekretär.

Rgl. Filialfouragedepot in Olstadt.

Hochlöblichem Gemeindevorstand in loco.

Olstadt, am 7. April 1825.

Der Gemeinderath hat freilich gesagt, ich soll die Katzen mit gestrigem Rundschreiben entfernen, die im Depot sind. Es ist aber hier überhaupt nur eine vorhanden, und diese kann ich nicht entfernen, lebend oder todt. Denn erstens nährt sich diese Katze Namens Fritz überhaupt nicht von Singvögeln, weil im Gemeindegarten nur ein paar elende Spazken sind, und die sind so furchtbar mager, daß sie immer ins Magazin kommen und Korn stehlen, um sich nur am Leben zu erhalten, und weil der Fritz nur auf Mäuse angestellt ist, und wenn er sonst einen Gusto hat, geht er in die Speisekammer und stiehlt dort, was ich bestätige. Der hätte es gerade nöthig, als Rgl. ärarische Katze, bei so einer dürftigen Gemeinde stehlen zu gehen. Denn wie gesagt und hauptsächlich, es ist keine gewöhnliche Katze, sondern eine Rgl. ärarische Katze, die sich hier im Stande des Depots befindet, und daher gehört sie zur Armee, und so ist es ganz unmöglich, daß ich sie weggebe. Denn der Gemeinderath kann allen Katzen befehlen, aber nicht einer ärarischen Katze, denn das Thier steht unter militärischem Kommando, weil sie militärische Mäuse fängt, und das wäre ein Eingriff in die Rechte

des Landesherrn und auch der Armeeleitung, wenn der Gemeinderath sie wegschaffen will. Und ich habe das Thier betraut und überwacht, und meine Frau sagt, wenn ich sie jetzt weggäbe, die Raße nämlich, dann wäre ich wirklich ein schöner Dohse, was ich auch glaube und bestätige.

Benediktus Sämlinger, Feldwebel.

Gemeindevorstand in Oltstadt.

Einem Hochlöblichen Rgl. Filialfouragedepot in loco.
Oltstadt, 30. April 1825.

Anbindend an das dortbefindliche sehr geschätzte und geneigteste Reskript d. d. 7. April 1825 gibt sich der Gemeindevorstand die ganz besondere Ehre, seinem herzlichsten und submissesten Bedauern über das Mißverständniß ergebensten Ausdruck zu verleihen, welcher wegen der Rgl. ärarischen Magazinskaße Fritz zwischen obenstehendem und tiefer gefertigtem Gemeindevorstand und dem sehr verehrlichen Filialfouragedepot entstanden, indem hierbehördlich die besondere Qualität und der außerordentliche Charakter der besagten Raße als im Rgl. Armeestande befindlich nicht bekannt waren, und erlaubt sich pflichtschuldigst den vorliegenden Fall in der Richtung klarzulegen und zu entscheiden, daß die mit 6. April 1825 erlassene Kundmachung natürlicher Weise auf die Rgl. Magazinskaße Fritz keine wie immer geartete Geltung besitzt.

Für den Gemeinderath:

Fürchtgott Zöpflein, Gemeindefekretär.

Hochverehrter und hochgebietender Herr Feldwebel!

Wenn ich es wage, nachfolgende Zeilen an Sie, hochverehrter Herr Feldwebel, zu richten, geschieht es

in der sicheren Voraussetzung, daß in Ihrer tapferen Brust ein für alles Edle und wahrhaft Schöne glühendes Herz pocht, welches nicht nur mit den Menschen, sondern auch mit den Thieren, welche ja Gott zu unserem Nutzen, zu unserem Trost und zu unserer Freude geschaffen, Mitleid und Erbarmen fühlt. Ach, meine arme, süße Lotte! — Sie kennen ja die schreckliche Rundmachung der Gemeinde, welche mit inquisitorischer Härte und Grausamkeit gebietet, die Katzen aus allen Anwesen zu entfernen, die an den Gemeindegarten grenzen. Ist es nur möglich, daß Menschenherzen so etwas ausdenken? Ich soll meine Lotte weggeben, meinen Augentrost, die Freude meines einsamen Alters — das heißt, ich bin erst 39 — die Lust meiner freudlosen Tage! Ach, wenn Sie wüßten, wie lieb mein Lottchen ist! Sie schläft in meiner Schüssel, ist aus meinem Bette — und wenn sie schnurrt — wie melodisch, wie hingebungsvoll, wie — ach, verzeihen Sie die Thräne am Papier, sie tropft aus einem tief verwundeten Herzen — aber ich will zur Sache kommen. Ich habe nämlich gehört, daß Ihre Katze im Depot bleiben kann, weil sie ärarisch ist. Ach, Sie Glücklicher! Ja, das Militär hat es eben gut. Ich habe auch immer für das Militär geschwärmt, und einmal — doch das gehört nicht hieher.

Es gäbe nämlich einen Ausweg, mir meinen Liebling zu erhalten. Wenn Sie nämlich, hochgeehrter Herr Feldwebel, die Gnade hätten, meine Lotte in Ihr Depot zu übernehmen, denn ich habe hier sonst keine Bekannte, und auf die Art wäre Lottchen gegen alle gemeinderäthlichen Anfeindungen gesichert. Nach ein paar Monaten — ach, wie soll ich sie ertragen? — ist der tyrannische Erlaß des Gemeindevorstands ohnehin vergessen wie gewöhnlich, dann könnte ich Lotte wieder zurücknehmen und an mein Herz betten. Ich

weiß, ich wende mich nicht vergebens an Sie, hochgebietender Herr Feldwebel, denn hinter Ihrem Waffensrocke glüht ja auch Erbarmen und Liebe für Mensch und Thier, weshalb ich auch zwei Thalerscheine beischließe, und mich überdies erböthig mache, pro Woche einen Thaler Kostgeld für mein Vottchen zu zahlen. Ach, meine arme, süße Lotte! Und Sie versprechen mir, daß sie es gut bei Ihnen haben wird — nicht wahr? Dann steht Ihnen übrigens noch eine Extragratisifikation in Aussicht! Ach, wenn ich an den Tag der Wiedervereinigung denke, da unsere Seelen in jauchzender Harmonie — aber ich will lieber schließen und bitte Sie nochmals inständigst um Gewährung meines Anliegens mit der Versicherung ewiger Dankbarkeit Ihrer stets ergebenen Dienerin

Eleonore Himmelbecher.

Olstadt, 4. Mai 1825.

P. S. Nicht wahr, Sie beeilen sich mit der Antwort? Und indeß stelle ich einen Speiszettel zusammen für mein Vottchen, sie ist ein bißchen verwöhnt, die liebe Kleine.

D. D.

Rgl. Filialfouragedepot in Olstadt
an das Hochlöbliche Rgl. Hauptfouragedepot
in Wahlhausen.

Olstadt, am 16. Mai 1825.

Heute melde ich wegen der Raze und den Mäusen. Diese nehmen jetzt auf einmal wieder sehr überhand, wegen der Brutzeit, wo die Alten immer so viel Junge kriegen. Das sagt auch meine Frau und auch die Köchin, und weil der Fritz sie nicht alle fressen kann, die Mäuse nämlich, so viele sind es, so bitte ich um die Bewilligung, aushilfsweise eine zweite Raze ins Depot nehmen zu dürfen, eine Raze Namens Lotte, schön,

weiß und grau gefärbt, hinten und vorne, von meiner Nachbarin. Wir haben jetzt gar so viele Hafervorräthe im Depot, und der Frix kann sie mit bestem Willen nicht alle fressen, nämlich die Mäuse. Zwei aber werden es können. Und die Lotte kostet dem Krar gar nichts. Darum bitte ich um sie.

Benediktus Sämlinger, Feldwebel.

Rgl. Hauptfouragedepot in Mahlhausen

an das Rgl. Filialfouragedepot in Olfstadt.

Mahlhausen, am 1. Juni 1825.

Rückbezüglich auf das dortbehördliche Einschreiten d. d. 16. Mai a. c. wird die ausnahmsweise Beschaffung und Instandnehmung der Kaze Lotte für Mäusevertilgungszwecke im Filialdepot auf die Dauer des aller-nothwendigsten Bedarfes, dessen Endpunkt strikte wahrzunehmen und anher mit dem eingehenden Berichte, inwieweit diese Maßnahme dem Uebelstande betreffs des verstärkten Auftretens der Mäuse in den dortigen Magazinen zu steuern geeignet war, zu melden sein wird, jedoch nur mit dem Bedeuten, daß, nachdem in Rede stehende Kaze ihrem Namen nach dem weiblichen Geschlechte angehörig sein dürfte, allen zwischen besagter Namensträgerin und der Magazinsskaze Frix (Kater) möglicher Weise auftretenden Unzukömmlichkeiten, welche die Dienstfähigkeit der weiblichen Kaze wenigstens temporär zu beeinträchtigen im Stande wären, nach Thunlichkeit vorzubeugen sein wird, wesbezüglich das Filialdepot die alleinige Verantwortung trägt, bewilligt.

Sintemalen weiters laut dortämtlicher Deposition durch die quantitativ wachsende Zahl der Mäuse im Filialdepot für das Nahrungsbedürfniß der beiden in

Frage kommenden Tagen zweifellos vorgesorgt erscheint, findet das obenstehende Hauptdepot die im Relictum mit hierbehördlicher Note d. d. 16. September 1824 wegen seinerzeitigen Mäusemangels für die Kaze Fritz genehmigte tägliche Milchzubufe per 6 Pfennige, sage und schreibe sechs Pfennige, mit heutigem Datum zu streichen.

Thomas Schlingler, Kgl. Verpflegskommissär.

Hochverehrter und hochgebietender Herr Feldwebel!

Ach, mein armes, süßes Lottchen! Nun sind es schon fast sechs Wochen, da mein Augentrost und Juwel, losgerissen von meinem Herzen, in militärischer Zucht und Obhut steht. Ach, die Falten des Grames in meinem Antlitz — das heißt, Falten kann man eigentlich gottlob noch nicht sagen, denn in meinen Jahren — doch das gehört nicht hieher. Ich wollte Ihnen nur danken, hochgeehrter Herr Feldwebel, für die Fürsorge, die Sie meinem Liebling bisher angedeihen ließen. Denken Sie, gestern sah ich sie wieder, die herzige Lotte. Ich ging, wie jetzt alltäglich, um Ihr Depot herum, da saß die Liebe am Dachfirst einer Barade und verzehrte etwas. Was es nur sein mochte? Für den ganzen Thaler pro Woche füttern Sie sie ja an Ihrem heimathlichen Tische zur Genüge, so daß sie sich am Dache nicht selbst noch Nahrung zu suchen brauchte. Ach, ich wollte sie so gerne anrufen, aber dann wäre sie ohne Besinnen in meine Arme geflogen, und die Leute dürfen mich nicht mit ihr sehen, sie müssen ja glauben, ich hätte mich ganz von ihr losgesagt. Soweit ich übrigens gesehen habe, sieht Lottchen sehr gut und wohlgeründet aus, nur ihre Bewegungen schienen mir so eigenthümlich schwerfällig, fast etwas unsicher.

Nicht mehr die sonstige Flinkheit und Grazie. Was das nur sein mag? Kränkelt sie vielleicht? O, wahrscheinlich! Die Sehnsucht nach mir nagt an ihrem Herzen und untergräbt ihre Gesundheit. Oft hörte ich in mondhellen Nächten ihr melodisches Stimmchen zu mir herüberschallen — so sehrend, so verlangend nach Liebe — nach meiner Liebe natürlich. Ach, wann wird der Tag unserer Wiedervereinigung schlagen!

Mit den besten Grüßen und herzlichstem Danke zeichnet Ihre stets ergebene Dienerin

Eleonore Himmelbecher.

Olstadt, 10. Juli 1825.

P. S. Anbei 2 Thaler und per Post kommen heute Honigplätzchen und Hirnpastetchen für meine Lotte. Und auf den Zuckerreis geben Sie, bitte, immer Zimmt, der schmeckt der Lieben so ungemein.

D. D.

Rgl. Hauptfouragedepot in Mahlhausen
an das Rgl. Filialfouragedepot in Olstadt.
Mahlhausen, am 12. Juli 1825.

Nachhänglich zum hierstelligen Befehlsschreiben d. d. 10. Juli a. c., angelegenheitlich der aus Anlaß der bevorstehenden Inspicirung des dortliegenden Filialdepots durch S. Excellenz den Herrn General enuncirten Weisungen wird das Depot noch nachträglich beauftragt, die Rgl. ärarische Magazinskaze Friß sowie die ebendortselbst in Aushilfsdienste stehende Kaze Lotte zur allfalligen Besichtigung durch S. Excellenz bereit zu halten und auf das gewissenhafteste Sorge zu tragen, daß selbe sich in ordnungsmäßigem Zustande präsentiren, worüber bei seinerzeitigen Vorlage des Inspicirungsberichtes eingehend und unter genauer Angabe etwaiger Anstände und Bemängelungen Seitens

des Herrn Inspicirenden und Antragstellung wegen deren Behebung zu relationiren sein wird.

Thomas Schlingler, Rgl. Verpflegskommissär.

Rgl. Filialfouragedepot in Olstadt

an das Hochlöbliche Rgl. Hauptfouragedepot
in Wahlhausen.

Olstadt, am 22. Juli 1825.

Wegen der glücklich abgelaufenen Inspicirung habe ich zu melden, daß S. Excellenz mehrere Uniformsachen und seinen schönen neuen Paradehut mit Federbusch hier zurückgelassen hat. Er wollte nämlich nach Herheim auf die Jagd nach Rehböcken, die Sachen geniren ihn da, sie sollen ihm später nach Rußberg nachgeschickt werden. Ich habe also die Uniformsachen und den Hut in die Kleiderkammer gegeben, dort sind sie sicher, was ich bestätige.

Benediktus Sämlinger, Feldwebel.

Rgl. Filialfouragedepot in Olstadt

an das Hochlöbliche Rgl. Hauptfouragedepot
in Wahlhausen.

Olstadt, am 4. Augustus 1825.

Gestern habe ich vom Hauptdepot den Befehl erhalten, die Sachen von S. Excellenz nach Rußberg zu schicken. Die übrigen Sachen sind fort, nur der Herr Generalshut nicht. Und zwar deswegen. Ich hatte schon einige Zeit so eine Ahnung wegen der Lotte, denn sie sah gar so sonderbar und melancholisch aus und schleppte Alles weg, auch meine Frau, die merkte es nämlich auch, weil sie besonders Wolle und Garn und Zwirn wegschleppte. Ich hatte keine Ahnung wo=

hin, was ich bestätige. Und wie ich also hinauf gehe, die Sachen S. Excellenz zu holen in der Kleiderkammer, und will den Herrn Generalshut nehmen, da war die Bescheerung da. Denn die Lotte hatte Familie bekommen, gleich vier auf einmal, vier liebe, prächtige Junge, und gerade im Herrn Generalshut. Da hatte sie sich ein Nest hinein gemacht mit allen dem Gestohlenen und mit den Federn vom Federbusch des Herrn Generalshutes, die hatte sie einzeln ausgerissen und sich einen schönen Polster gemacht damit. Und der Fritz ist der Vater, kümmert sich aber gar nichts um die Jungen. Die Jungen aber sind sehr gesund, ob es Buben sind oder Mädchen, das kann ich noch nicht melden, denn die Mutter läßt mich nicht in die Nähe. Jetzt also kann der Herr Generalshut nicht fort, das ist klar, man kann sie nicht hinaus werfen, so lange muß also S. Excellenz noch warten. Und dann muß man ihn noch gründlich reinigen und waschen, nämlich den Hut, was sehr nothwendig sein wird, was ich bestätige, und die ausgezupften Federn färben und neu einsetzen, wenn es geht.

Benedictus Sämlinger, Feldwebel.

Rgl. Hauptfouragedepot in Wahlhausen

an das Rgl. Filialfouragedepot in Aßstadt.

Wahlhausen, am 31. Augustus 1825.

In Erwiderung des dortbehördlichen Berichtes d. d. 4. Augustus a. c. wird die durch die Geburt von vier jungen Katzen im Inneren des Hutes S. Excellenz des Herrn Generals, welcher zweifellos nicht in einem dieser hohen Charge geziemenden sicheren Gewahrsam versorgt war, erfolgte Beschädigung eben dieses Hutes des Herrn Generals, welcher hierdurch in den Zustand dauernder Unbrauchbarkeit versetzt wurde, und

für welche ausschließlich der depotleitende Feldwebel, dessen Pflicht es gewesen wäre, die Geburt der Rakenjungen auf jede nur thunliche Weise zu verhindern, zumindestens aber Vorfrage zu treffen, daß der erwähnte Geburtsakt unter Verhältnissen vor sich ging, welche eine so grobe und subordinationswidrige Unzukömmlichkeit unmöglich machten, verantwortlich ist, einzig und allein dem Seitens des genannten Depotleiters befundenen sträflichen Mangel an Um- und Voraussicht zugeschrieben und wird diesem daher diesgründlich die schärfste Ermahnung und Rüge mit dem Auftrage ertheilt, die durch S. Excellenz in Anspruch erhobene Ersatzeleistung für den unbrauchbar gewordenen Gut voll und ganz anerkennend, die diesfallige, detaillirt erhobene Neubeschaffungskostenbetragssumme von 25 Thalern an die hierämtliche Hauptkasse unweigerlich und unverzüglich auszuzahlen.

Thomas Schlingler, Rgl. Verpflegskommissär.

Rgl. Hauptfouragedepot in Olstadt
an das Hochlöbliche Hauptfouragedepot
in Mahlhausen.

Olstadt, am 1. September 1825.

Zugleich damit unterbreite ich ein Gesuch an das Rgl. Oberverpflegskommissariat wegen Nachsicht der Zahlung von 25 Thalern, wofür ich wirklich nichts kann und ganz unschuldig bin. Dabei bitte ich gnädigst, das Gesuch zu unterstützen, weil es mir sehr schwer fällt, so viel Geld umsonst zu zahlen, die Gründe sind drinn im Gesuch, das hochlöbliche Hauptdepot braucht sie nur zu lesen. Weil ich wirklich ganz unschuldig bin, daß die Lotte Junge bekommen hat im Herrn Generals-

hut, das habe ich auch inwendig hineingeschrieben, nämlich im Gefuch.

Benediktus Sämlinger, Feldwebel.

Geehrter Herr Feldwebel!

O mein armes, unglückliches Lottchen! Und gleich vier auf einmal! O, dieser Fritz! Und ich saß ahnungslos bei meinem Strickstrumpf, während meine arme Lotte sich in einem muffigen ärarischen Tschako in Schmerzen wand. Es ist nicht zum Ausdenken! Und nun verlangen Sie von mir gar noch 25 Thaler, welche Sie als Ersatz für den beschädigten Hut zahlen sollen? Wie käme ich dazu? Habe ich den Hut je gebraucht? War Lotte damals in meiner Obhut? O, nie wäre es dann so weit mit ihr gekommen! Ach, arme, unglückliche, verratene Lotte! Daß Sie es also nur wissen, die 25 Thaler zahle ich nicht, und wenn Sie sich damit nicht zufrieden geben, so bitte ich, mich nur beim Gericht zu verklagen, dann wird es sich ja zeigen, auf wessen Seite das Recht ist! Aber dann kommt es auch an den Tag, daß Sie meine Lotte nur ins Magazin nahmen, um das Thier der gemeinderäthlichen Verfügung zu entziehen, wofür Sie sich von mir mit Geld bestechen ließen. Ich bin da wohl vielleicht auch strafbar, das nehme ich auf mich, denn ich leide dann um meiner süßen Lotte willen, aber Ihnen geht es dann an den Kragen. Und dann werde ich Ihnen auch einen Ihrer eigenen Soldaten als Zeugen stellen, daß Sie meine Lotte durchaus nicht so fütterten, wie ich es für einen Thaler pro Woche verlangen kann. Kommissbrod in Milch gaben Sie ihr sogar an Sonntagen, und wenn Sie Zuckerreis machten, aßen Sie ihn selber! Aber so sind diese Männer, ich kenne sie gründlich, denn ich — doch das gehört nicht hieher.

Thun Sie also, was Sie nicht lassen können, sehen Sie sich aber wohl vor.

Eleonore Himmelbecher.

Olstadt, 2. September 1825.

P. S. Und die Leberkräpfchen aus Butterteig und Chokoladeschnitten, die ich für die Lotte lezthhin schickte, haben Sie und Ihre Frau auch selber gegessen. Pfui!

Olstadt, am 3. September 1825.

Geehrtes Fräulein!

Das muß ich wohl sagen, das ist ein schöner Dank für alle Mühe mit der Lotte, daß Sie mir mit Klage drohen! Da fürchte ich mich aber gar nicht, bitte, nur zu, die Lotte habe ich zu mir genommen nicht wegen dem Gemeinderath, sondern weil der Fritz allein mit den Mäusen nicht fertig wurde. Beweisen Sie mir das Gegentheil. So ein Undank! Und das Geld war eben für die Verpflegung und Ersatz für Alles, was das Thier ruinirt und zerbrochen hat und was es nur an Wolle und Garn brauchte für das Wochenbett. Und Kommißbrod und Milch habe ich ihr gegeben, weil es ihr so schmeckte, was ich bestätige. Und für den einen Thaler pro Woche konnte ich ihr nicht alle Tage Karbonadeln und Kostbraten und Chokoladeschnitten machen, so viel fressen soll man gar nicht, das sagt meine Frau auch immer, weil es ungesund ist. Und die Leberkräpfchen und das andere Zeug habe ich nur gekostet, weil man doch wissen muß, was man dem Thier gibt, es kann ja schädlich sein. Aber damit wir zu Ende kommen, ich will gerne mit Jedem Frieden halten, also mache ich einen Vorschlag. Zahlen Sie mir die 25 Thaler und ich verkaufe Ihnen die Kinder der Lotte, vier Junge, liebe, herzige Dinger, zwei Buben und

zwei Mädchen, denn sonst muß ich sie ins Wasser werfen, weil sie im Depot nicht bleiben können. Das ist doch ein Vorschlag zur Güte, und ich rechne mit Bestimmtheit, daß Sie der Lotte ihre Kinder nicht ins Wasser werfen lassen, denn das ist kein angenehmer Tod, was ich bestätige, besonders nicht für Katzen, die sich im Wasser nie recht wohl fühlen, besonders wenn sie ertrinken.

Achtungsvoll

Benedictus Sämlinger, Feldwebel.

Hochverehrter und hochgebietender Herr Feldwebel!

Ach, meine arme, unglückliche Lotte! Ach die armen, unschuldigen Kindlein! Verzeihen Sie mir, hochgeehrter Herr Feldwebel, die harten Worte meines vorigen Briefes — wie konnte ich nur über das schöne Geld meine Lotte und ihre Kindlein vergessen! Ach, die armen Dinger! Ins Wasser — die Kinder meiner Lotte! Anbei folgen die 25 Thaler und schicken Sie mir nur gleich die Lotte mit den Käzchen. Nur nicht ins Wasser! O, wie freue ich mich schon auf die Kleinen — an meinem Herzen sei fortan ihre Ruhesstätte, in meinen Armen sollen sie geborgen sein ihr Lebenlang — denn, ich gelobe es, ich will Vaterstelle an ihnen vertreten.

Mit heißem Danke und besten Grüßen. Ihre stets ergebene Dienerin

Eleonore Himmelbecher.

Olstadt, 4. September 1825.

P. S. Ich werde lieber selbst gleich meine Anna um die Katzen hinüberschicken — nicht wahr, Sie sorgen, daß die Kleinen recht warm verpackt werden?

D. D.

Kgl. Hauptfouragedepot in Mahlhausen
 an das Kgl. Filialfouragedepot in Olstadt.
 Mahlhausen, am 2. Oktober 1825.

Rückgrifflich auf das dortige Gesuchsschreiben d. d. 1. September 1825, betreffend die gnadenweise Nachsicht des Kostenersatzbetrages für den Gut des Herrn Generals, welcher durch die beim obigen Depot in aushilfsweiser Verwendung gestandene, inzwischen wieder ihres Dienstes entlassene Magazinskake Lotte in widerrechtlicher und ordnungswidriger Ausübung ihrer Mutterpflichten beschädigt wurde, hat das Kgl. Oberverpflegskommissariat mit Reskript d. d. 29. September a. c. zu entscheiden geruht, daß, nachdem der hohe Besitzer des viel besprochenen Gutes in gnadenweiser Gesinnung auf jeden Ersatz für diesen Gut großmüthigst Verzicht leistete, weßfalls ein Dankschreiben des depotführenden Feldwebels an S. Excellenz anher vorzulegen sein wird, dem genannten Depotleiter die vorgeschriebene Ersatzleistung für das Schadensobjekt im Gnadenwege nachgesehen wird.

Thomas Schlingler, Kgl. Verpflegskommissär.

Kgl. Filialfouragedepot in Olstadt
 an das Hochlöbliche Kgl. Hauptfouragedepot
 in Mahlhausen.
 Olstadt, am 10. Oktober 1825.

Das Dankschreiben an S. Excellenz liegt drinnen. Es ist sehr schön auf ganz reinem Papier geschrieben, und danke ich dem hochlöblichen Hauptdepot für die gnädige Befürwortung, denn ich hätte wirklich nicht gewußt, wie die 25 Thaler zahlen. Die Lotte mit den Jungen habe ich fortschaffen lassen, jetzt fängt wieder nur der Frik die Mäuse. Und dann bitte ich nunmehr

um Entscheidung, was mit dem Herrn Generalsgut geschehen soll, denn gehört er mir oder nicht? Das ist eine Frage für einen Juristen, und auch meine Frau, die war doch früher erste Köchin beim rothen Lamm, wo immer einige Richter Stammgäste waren, die ist sich da auch nicht gescheid genug, was ich bestätige.

Benediktus Sämlinger, Feldwebel.

Rgl. Hauptfouragedepot in Wahlhausen

an das Rgl. Filialfouragedepot in Olstadt.

Wahlhausen, am 6. April 1826.

Anhänglich an das dortbehördliche Schreiben d. d. 10. Oktober 1825, in Angelegenheit der schwebenden Eigenthumsfrage betreffs des nach Abwicklung der Affaire wegen Ersatzverhaltung in Folge Unbrauchbarmachung in Zweifelbesitz stehenden Gutes S. Excellenz, wird dem Filialdepot eröffnet, daß diese Angelegenheit, als nicht in die hierämtliche Kompetenz fallend, im Wege des Oberverpflegskommissariates dem Rgl. Generalverpflegskommissariate unterbreitet, von dieser hohen Behörde jedoch, als sich ebenfalls zur endgiltigen Urtheilsfällung in der aufgerollten Frage nicht berechtigt haltend, dem Rgl. Generaloberkommando zur Entscheidung vorgelegt wurde, welche hohe Stelle im Einvernehmen mit dem Rgl. Generalauditoriat und auf Grund reiflichster Erwägung und eingehendstem Studium der Sachlage die finalmäßige Entscheidung gefällt und wie folgt zu Recht erkannt hat:

Daß fraglicher Gut des Herrn Generals, als dessen Ersatzkosten dem damit Belasteten im Gnadenwege kassirt wurden und dieser Gnadenakt auch eine stillschweigende Verzichtleistung auf den nunmehrigen Werth des Streitobjektes in sich schließt, andererseits jedoch

eine Eigenthumsberechtigung des den Gut dormalen in Aufbewahrung habenden depotführenden Feldwebels sowohl in dessen seinerzeitigen reinen als in dem gegenwärtigen Zustande betreffs eben dieses Gutes niemals vorlag, letzterer de facto aus seinem alten Besitzstande ausgeschieden ist, ohne de jure in einen neuen eingetreten zu sein, weshalb besagter Gut nunmehr als herrenloses Gut mit dem Auftrage deklarirt wird, denselben mit dieser Bezeichnung ungesäumt in den Inventarstand des Filialdepots in Oltadt aufzunehmen und mit der Widmung zu registriren, daß dieser Gut, indem er seinen Zweck als Brutstätte für die dortige Magazinstärke erwiesener Maßen zur vollsten Zufriedenheit aller Betheiligten erfüllte, überdieß auch gegenwärtig eine dieser Bestimmung entsprechende Verfassung aufweist, in Zukunft ausschließlich als Brutlager für Rgl. ärarische Magazinstärken im Falle eines auftretenden Bedarfes zu verwenden sein wird.

Thomas Schlingler, Rgl. Verpflegskommissär.





Die Cambrioleurs.

Bilder aus der Pariser Verbrechervelt.

Von R. Hendrichs.

Mit 8 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

Cambrioleurs nennt man in der französischen Gaunersprache mit einem nicht übersehbaren Wort jene Gattung von Dieben, die sich die Beraubung der zumeist im obersten Stockwerk gelegenen Diensthotenkammern als Spezialität ihres Berufs ausersehen haben. Gewöhnlich arbeiten diese Langfinger zu zweien, und während der eine von ihnen oben im fünften oder sechsten Stock seinem Gewerbe nachgeht, hat sein Genosse die oft viel schwierigere Aufgabe, die Aufmerksamkeit des jederzeit argwöhnischen Hausmeisters unter irgend einem Vorwande von dem unerwünschten Besucher abzulenken.

Da die Schlösser der Kammertüren und der Behältnisse, in denen die Diensthoten ihre Habseligkeiten verwahren, den Dietrichen und Nachschlüsseln des Cambrioleurs gewöhnlich nur sehr geringen Widerstand entgegensetzen, geht die ganze Prozedur zumeist mit einer kaum glaublichen Schnelligkeit vor sich, und unter günstigen Umständen braucht ein gewiegter Spezialist nicht mehr als zehn Minuten, um sämtlichen Mädchenkammern eines Pariser Mietshauses seinen erfolgreichen Besuch abzustatten.

Neuerdings scheinen jedoch die Ersparnisse armer Dienstmädchen und Kammerzofen den Ansprüchen der Cambrioleurs nicht mehr recht zu genügen; denn sie fangen mehr und mehr an, ihre Tätigkeit auch auf die tiefer gelegenen, vornehmeren Stockwerke auszudehnen.



Rekognoszierung des Arbeitsfeldes.

Dabei darf man diese Virtuosen ihres Faches keineswegs mit gewöhnlichen Einbrechern und Einschleichern verwechseln, sie sind sozusagen Künstler in ihrem Fach und führen ihre Diebstähle am helllichten Tage und gewissermaßen unter den Augen der Bestohlenen aus. Dazu bedarf es natürlich besonderer Erfindungsgabe, großer Kühnheit und nie versagender Gegenwart des Geistes. Auch wäre es ein Irrtum,

sich den Cambrioleur immer als einen schlechtgekleideten, finster blickenden Gefellen von ausgesprochenem Verbrechertypus vorzustellen. Nicht wenige dieser Gauner sind nach ihrer äußeren Erscheinung vielmehr Leute, denen man alles andere eher zutrauen würde als gemeine Diebsgelüste.

Die Maske, unter der sie sich nach hinreichender Erkundung der Verhältnisse Zugang in die zum Schauplatz ihrer Tätigkeit ausersehene Wohnung zu verschaffen wissen, ist natürlich den jeweiligen Verhältnissen angepaßt. So erschien bei einer sehr bekannten Künstlerin und Musiklehrerin eines Tages ein würdig aussehender Herr in Begleitung eines unschuldig dreinblickenden, kaum den Kinderschuhen entwachsenen jungen Mädchens, dessen musikalische

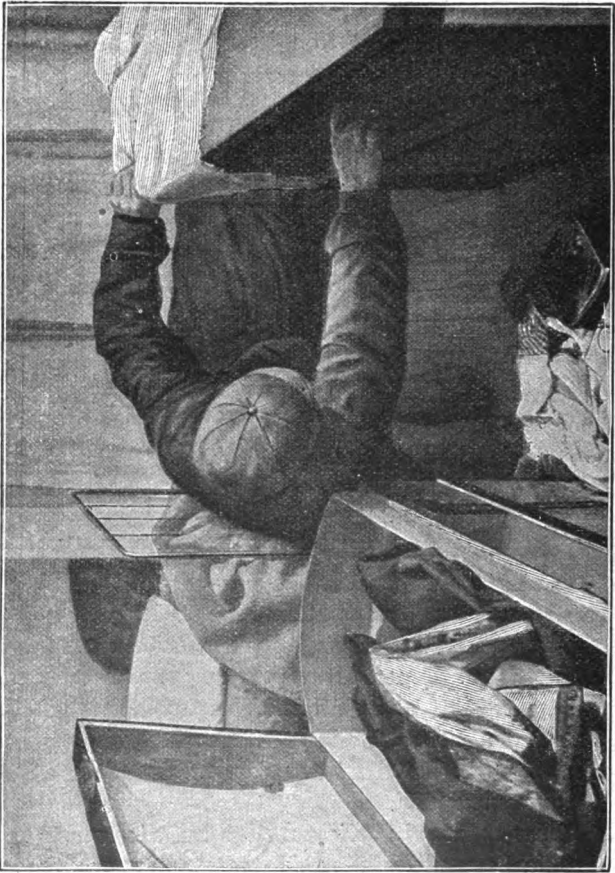


Ein widerpenftiges Schloß.

Ausbildung er der berühmten Virtuofin anvertrauen wollte. Freigebig gestand er alle von der Lehrerin geforderten Bedingungen zu, und nachdem er sich längere Zeit in lebenswürdigster Weise mit ihr unterhalten hatte, verabschiedete er sich mit der Abrede, daß der Unterricht am nächsten Tage seinen Anfang nehmen solle.

Aber er kam nicht wieder. Und er hatte dazu seinen Grund; denn mit ihm zugleich waren auch zwei kostbare Brillantringe, die in einer Schale auf dem Kaminsims gelegen hatten, und verschiedene andere wertvolle Kleinigkeiten auf Nimmerwiedersich verschwunden.

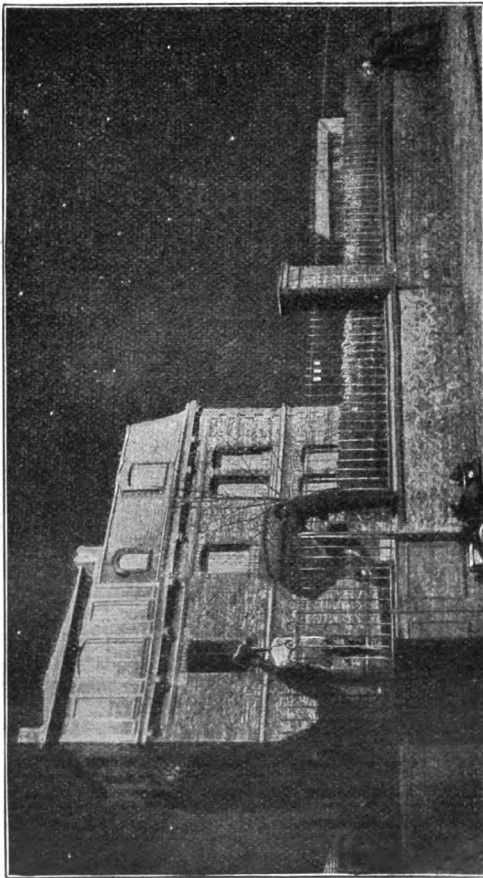
Mit noch größerem Raffinement operierte eine andere Bande von Cambrioleurs. Sie hatten ausfindig ge-



Der Cambrioleur bei der Arbeit.

macht, daß in einer vornehmen, aber etwas einsamen Stadtgegend eine vollständig eingerichtete Villa zu vermieten sei. Sie hätten dem nur von einem Pförtner

bewohnten Häuschen gerne einen nächtlichen Besuch abgestattet, wenn ihnen nicht die von innen mit starken



Nächtlicher Besuch in einer Villa.

Eisenstangen verwahrten Fensterläden als zu bedeutende Hindernisse erschienen wären.

Aber sie wußten sich zu helfen. Zwei von ihnen erschienen in eleganter Kleidung bei dem Hausmeister, um sich als Mietslustige vorzustellen und die Villa unter seiner Führung in allen Räumen zu besichtigen. Natürlich mußten zu diesem Zweck die geschlossenen Fensterläden geöffnet werden, und da ihre Wiederverwahrung dem alten Hausmeister einige Mühe bereitete, war einer der Herren so liebenswürdig, ihm zu helfen. In unauffälliger Weise hatte er es dabei einzurichten gewußt, daß einige der Eisenstangen nicht in die zugehörigen Krampen kamen. Es hatte nun keine Schwierigkeiten mehr, des Nachts von draußen her mit gegenseitiger Hilfe durch die betreffenden Fenster in das Innere des Hauses zu gelangen und den unten wartenden Spießgesellen alles zuzuworfen, was von den vorhandenen Kunst- und Wertgegenständen des Mitnehmers würdig schien.

Ein hübsches Liedchen von der Verwegenheit der Cambrioleurs vermag auch der Marquis de Panisse-Passis zu singen, ein reicher Kunstliebhaber, der in seinem vornehmen Pariser Hause eine große Anzahl kostbarer alter Gemälde und anderer Kunstgegenstände aufgehäuft hatte. Während sich der Marquis zu seiner Erholung an der Riviera befand, erschienen bei dem Hausmeisterehepaare, dem die Bewachung seiner Schätze oblag, eines Abends vier gutgekleidete Herren, von denen der eine die Schärpe eines Polizeikommissärs trug und den bestürzten Leuten einen in aller Form ausgefertigten richterlichen Befehl vorlegte, der ihn und seine Beamten zur Vornahme einer Hausfuchung ermächtigte.

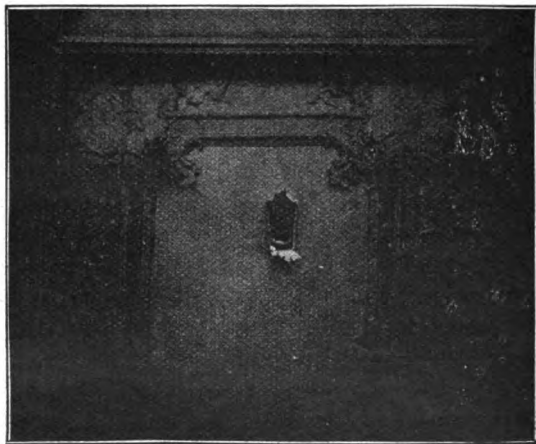
Als die Eheleute Miene machten, sich solchem Beginnen zu widersetzen, gab der Kommissär in barschem Tone zweien seiner Leute den Befehl, sie in der Küche



Flucht durchs Bodenfenster.

festzuhalten, damit seine amtlichen Verrichtungen nicht gestört würden, und erst nach der Entfernung der Eindringlinge wurde offenbar, worin diese Verrichtungen

bestanden hatten. Eine Anzahl seltener alter Gemälde von Wouwermans, Ruhssdael und anderen im Gesamtwerte von dreimalhunderttausend Franken war von dem Herrn Kommissär einigen draußen wartenden Spießgesellen zugesteckt worden. Wenn es auch vierzehn Tage später gelang, das Haupt der Bande, einen

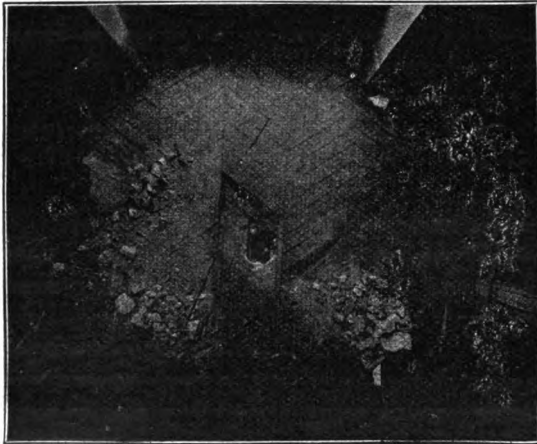


Einbruch durch die Zimmerdecke.

gewissen Renard, zu verhaften und zur Aburteilung zu bringen, so sind die gestohlenen Bilder doch bis auf den heutigen Tag verschollen geblieben.

Zuweilen ist es der geschickt ausgenutzte Zufall, der den Cambrioleurs die Dienste eines freundlichen Bundesgenossen leistet. So ließ im August des Jahres 1904 eine zufällige Störung im Telephonnetz einen rasch entschlossenen Langfinger das Ferngespräch belauschen, durch welches der Direktor eines vornehmen Hotels den Inhaber einer Uhrenhandlung ersuchte, jemanden zur Regulierung der im Hotel befindlichen Zeitmesser

zu senden. Schon eine Viertelstunde später stellte sich ein wohlgekleideter, bescheiden auftretender junger Mann in dem Hotel als Abgesandter des Uhrmachers vor. Man gestattete ihm natürlich ohne weiteres den Zutritt in alle Räumlichkeiten. Niemand sah ihn fortgehen. Aber die Fürstin Alice von Monaco, die seit



Das Loch im Fußboden.

zwei Monaten in jenem Hotel wohnte, vermißte unmittelbar danach ein Diadem im Werte von sechzigtausend Franken, zwei auf zehntausend Franken geschätzte Broschen, verschiedene andere Schmucksachen und eine Summe baren Geldes, so daß sich die Beute des Cambrioleurs in diesem Falle auf nicht weniger als hunderttausend Franken belief.

Nicht immer freilich nehmen derartige Geniesreiche einen für ihren Urheber so glücklichen Verlauf. Das mußte zum Beispiel die dreiste Bande von vier Spitzbuben erfahren, die an einem Dezembertage des vorigen

Jahres, als Köche verkleidet, in einem Automobil vor einem eleganten Wohnhause der Avenue Malakow vorfuhren. Sie erklärten dem Hausmeister, daß sie zu einem von ihnen namhaft gemachten Hausbewohner gerufen seien, um ein Diner von zwanzig Gedecken herzurichten, und sie ersuchten den Mann, für eine Weile auf ihr Automobil Obacht zu geben, da der Chauffeur ihnen oben bei ihren Vorbereitungen behilflich sein solle.

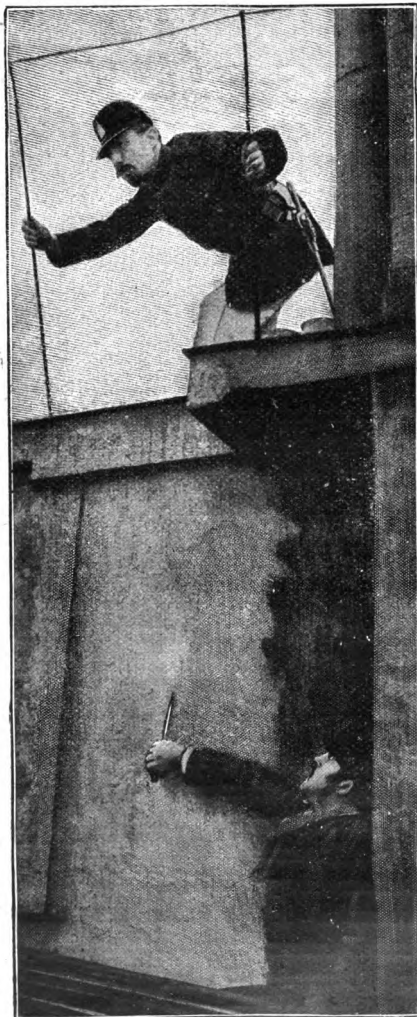
Natürlich hatte die Bitte lediglich den Zweck, die Aufmerksamkeit des Mannes von den Vorgängen im Hause abzulenken. Aber die Gauner hatten nicht mit der Wißbegier eines Pariser Hausmeisters gerechnet, die sich auf alle in den Bereich seiner Augen gelangenden toten und lebendigen Gegenstände erstreckt.

Raum waren die Köche und der Chauffeur im Innern des Hauses verschwunden, als sich der Hausmeister daran machte, das Automobil auf das sorgfältigste zu untersuchen, und seine Überraschung war nicht gering, als er unter dem Schutzleder eine wohlausgestattete Sammlung von Brechseisen, Bohrern, Dietrichen und anderem Diebsgerät entdeckte. Er machte einen vorübergehenden Polizisten auf seine interessante Wahrnehmung aufmerksam, und die weitere Entwicklung der Dinge gipfelte darin, daß die Spitzbuben in ihrem eigenen Automobil zur nächsten Polizeistation befördert wurden.

Das Opfer eines ganz eigenartigen Mißgeschicks wurde auch ein Cambrioleur, der mit mehreren Genossen einem Photographen in dessen Abwesenheit seinen unerwünschten Besuch abgestattet hatte. Nachdem die fidelen Herren alles eingepackt hatten, was ihnen die Mühe des Mitnehmens zu lohnen schien, amüsierten sie sich noch eine Weile an den photographischen Apparaten, deren Konstruktion und Mechanismus ihre Neugier zu reizen schien. Dabei

geschah es dem einen von ihnen, daß sein Bild auf eine Platte kam, ohne daß er und seine Genossen auch nur das mindeste davon geahnt hatten.

Der Photograph, der am nächsten Tage diese Platte mit verschiedenen anderen entwickelte, erkannte sogleich, wess Geistes Kind der unbekannte Kunde war, der da zum Vorschein kam. Er brachte das Bild zur Polizei, und diese erkannte in dem Photographierten einen ihr wohlbekannten Cambrioleur, dessen Verhaftung und Überführung erfolgte.



Ein Drama auf dem Dache.

Zu den Cambrioleurs werden von der Pariser Einbrecherzunft auch alle jene „Kollegen“ gerechnet, die sich nicht auf dem gewöhnlichen Wege durch die Tür oder das Fenster, sondern auf dem wesentlich schwierigeren durch die Decke oder den Fußboden Zugang zu den Lokalitäten verschaffen, die sie zum Schauplatz ihrer Tätigkeit ausersehen haben. Die Praxis dieser Leute ist noch ziemlich neu und kann als eine Errungenschaft des gegenwärtigen Jahrhunderts betrachtet werden. In Paris wenigstens ereignete sich der erste derartige Fall im Jahre 1901, wo verwegene Spitzbuben dadurch in das Geschäftslokal eines Juweliers gelangten, daß sie ein darüber gelegenes leerstehendes Zimmer mieteten und von dort aus durch Fußboden und Decke ein 60 Zentimeter langes und 55 Zentimeter breites Loch bohrten, groß genug, um einem Manne von nicht zu gewaltigen Körperverhältnissen das Durchschlüpfen zu gestatten.

Seither ist dieser Trick des öfteren und fast immer mit gutem Erfolge wiederholt worden. Die größte Aufmerksamkeit müssen die Diebe dabei auf die Vermeidung des durch herabfallenden Stuch erzeugten Geräusches verwenden, und die Geschickteren unter ihnen wissen denn auch mit so viel Umsicht und Behutsamkeit zu verfahren, daß kaum ein Brocken gelösten Mauerwerks in den darunter befindlichen Raum hinabfällt.

Die beigegebenen Abbildungen, die eine solche durchbohrte Zimmerdecke aus dem Geschäftslokal eines von Dieben heimgesuchten Pariser Juweliers und den Fußboden des darüberliegenden Gemaches zeigen, lassen deutlich erkennen, auf eine wie vorsichtige Art die Einbrecher operiert haben.

Aber ob er nun in Bluse und Ballonmütze oder in tadellosem Gehrock und hohem Seidenhute „arbeiten“

mag, fast immer ist der Cambrioleur ein gefährlicher Gesell, dessen Geistesgegenwart sich auch darin offenbart, daß er — in die Enge getrieben — nicht vor einem noch schwereren Verbrechen zurückschreckt, wenn er Hoffnung hegen darf, sich damit wenigstens für den Augenblick die kostbare Freiheit zu erkaufen. Totschläger und Messer sitzen bei diesen Burschen allezeit sehr lose, und es gilt ihnen gleich, ob der Feind, gegen den sich ihre tödliche Waffe richtet, ein um sein bedrohtes Eigentum besorgter Privatmann oder ein verhaßter Polizeibeamter ist. Ähnliche Situationen wie die auf unserer Abbildung dargestellte vorletzte Szene eines „Dramas auf den Dächern“ treten im Leben eines entschlossenen und „tapferen“ Cambrioleurs gar nicht so selten ein. Glücklicherweise aber nehmen sie zumeist einen für den Verbrecher ungünstigen Verlauf, denn die Polizisten sind dem Gelichter gegenüber auf ihrer Hut. Sie kennen die Praktiken und Kniffe, deren es sich zu bedienen pflegt, zur Genüge und wissen dem drohenden Angriff durch entschlossenes und rücksichtsloses Vorgehen fast immer zuvorzukommen.

In dem Falle, den unser Bild darstellt, gelang es dem zu dem Verbrecher herabspringenden Polizisten, jenem noch im Sprunge einen Schlag auf den Kopf zu versetzen, daß er bewußtlos niederstürzte.

Die Gefährlichkeit der von ihren Zunftgenossen hochangesehenen Cambrioleurs liegt denn auch nicht so sehr in ihrer Gewalttätigkeit als in der erstaunlichen Erfindungsgabe, mit der sie immer neue Schliche zu ersinnen und durch die raffiniertesten Listen das Vertrauen ahnungsloser Leute zu täuschen wissen.





Moderne Kücheneinrichtung.

Ein Kapitel für die Hausfrauen.

Von P. Richter.



Mit 13 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

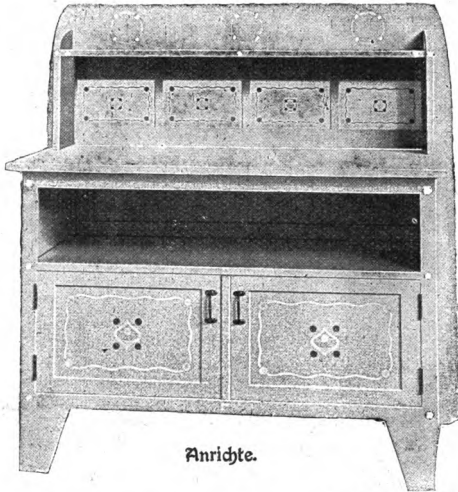
Neu ist die Lösung des Tages und war es eigentlich von jeher. Wie selten aber vermag der Geist des Menschen wirklich Neues zu schaffen!

In der Technik wohl, im Auffinden und nutzbar machen bisheriger Geheimnisse der Natur, nicht aber in der Kunst. In ihr herrscht, wie im organischen Leben der Natur, ein Kreislauf, nur wechselnder als bei jener.

Dem Jugendstil mit seinen allzu bizarren Auswüchsen wird kaum jemand eine Träne nachweinen. Man hat ihn jetzt ruhiger, natürlicher gestaltet und sich endlich darauf besonnen, daß ein dem Gebrauche dienendes Stück zuallernächst auch eine brauchbare, zweckmäßige Form haben sollte. Gerade die vollkommen zweckmäßige Form müsse doch schon an sich schön sein.

Dem ist auch so. Die einzige Quelle, aus der wir schöpfen, in der wir leben, die Natur, zeigt uns das. Alles Seiende hat sich in den Jahrtausenden unserer Weltperiode in der Richtung des Zweckmäßigen entwickelt und zeigt trotzdem oder gerade deshalb die für unsere Begriffe höchste Schönheit.

Das redliche und daher erfolgreiche Streben nach Zweckmäßigkeit und die damit unlöslich verbundene



Anrichte.

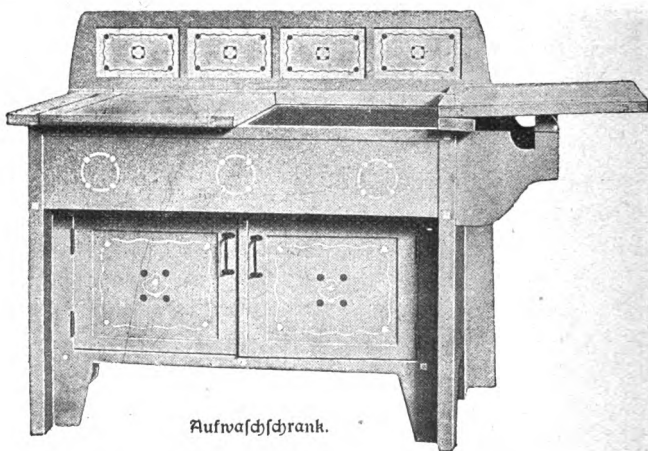


Küchentisch.

Natürlichkeit ergab den neuen Stil, den Stil der Gegenwart.

Anlässlich der dritten Deutschen Kunstgewerbeaus-

stellung in Dresden galt es unter anderem, eine Kücheneinrichtung herauszubringen, welche genannten Anforderungen in möglichst vollkommener Weise entspricht, denn gerade für den täglichen Gebrauch in der Küche ist ja Zweckmäßigkeit und Weglassung alles unnötigen Aufputzes eine selbstverständliche Forderung,



Aufwaschschrank.

der man bisher allerdings recht wenig nachgekommen ist. Die bekannte Möbelfabrik Artur Lange in Großharthau erließ daher über ganz Deutschland ein Preisauschreiben, an welchem sich sogar das Ausland erfolgreich beteiligte. Außer Angabe der nötigen Bestandteile und den vom Standpunkt der Hausfrau nötigen Weisungen war gewünscht worden: einfache Einzelmöbel für gut bürgerlichen Gebrauch, keine Kombinationsstücke, die nur für beschränkte Räume Zweck haben. Ferner: jedes Möbelstück darf nur so hoch sein, daß der künftige Inhalt von einer normalen Person bequem vom Fußboden aus erlangt werden kann.

Die Preisrichter hatten nicht weniger als hundertfünfzig Entwürfe zu prüfen, zwei gleichwertigen wurde dabei ein erster Preis zuerkannt. Aus praktischen Gründen entschied man sich jedoch für die Ausführung

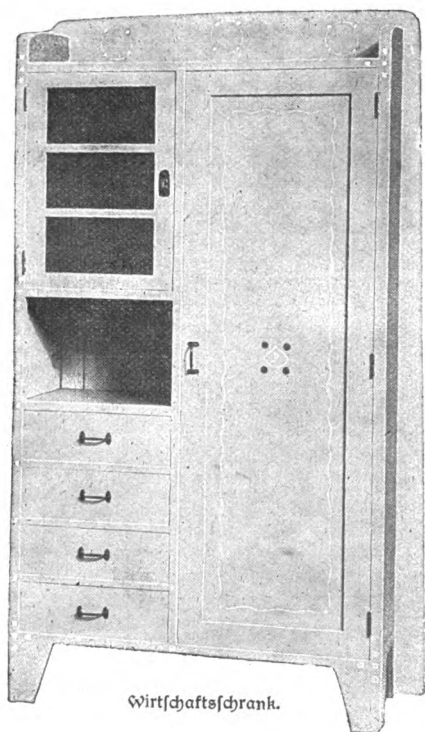


Küchenschrank.

der hier beschriebenen und in unseren Abbildungen wiedergegebenen Einrichtung, bei welcher die Fabrik eine Anzahl technischer Verbesserungen anbrachte.

Die Möbel haben harmonische Maßverhältnisse, und ihre Form ist dem Zwecke gut angepasst. Die Füße sind hoch, so daß der Fußboden darunter leicht rein-

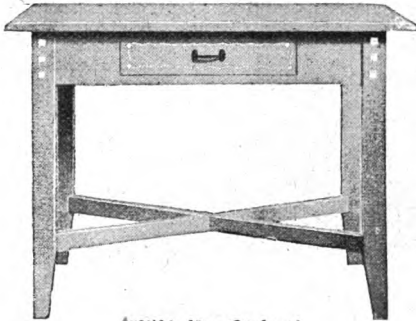
zuhalten ist. Alle Stücke haben einen Umfassungsrahmen, damit die Wand nicht beim Abscheuern der weißen Lindenplatten beschmutzt wird. Tisch, Anrichte und Aufwassertisch haben als Schutz der Wand Stein-



gutplatten, in gleichem Muster dekoriert wie die Möbel selbst. Die Beschläge sind von echt emailliertem Schmiedeeisen, also von unbegrenzter Dauer und unverwüßlichem Farbenglanz.

Der Anstrich ist lichtgrau mit weißen aufgemalten

Verzierungen, innen ist Lackanstrich in Naturfarbe auf dem astreinen Kiefernholz gewählt. Die Verglasung ist goldgelbes Germaniaglas. Die meisten Türen, so-



Eßtisch fürs Personal.



Küchenstuhl.

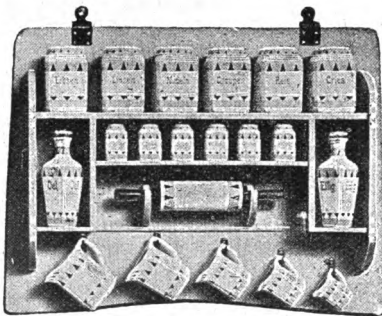
fern deren Verschuß durchaus nötig ist, sind mit bequemen Schnappschlössern versehen. Am Küchen-



Küchenbank.

schrank ist erwähnenswert die hohe freie Nische, welche der naturweißen, tiefen Tischplatte volle Benutzbarkeit gewährt. Unter dieser ist ein Fach mit Luftzutritt angeordnet, um Fleisch und dergleichen auch in der Küche fliegensicher zur Hand zu haben.

Die Anrichte dient meist zum Anrichten der Speisen für den Tisch. Das Konfolbrett ist bestimmt zur Auf-

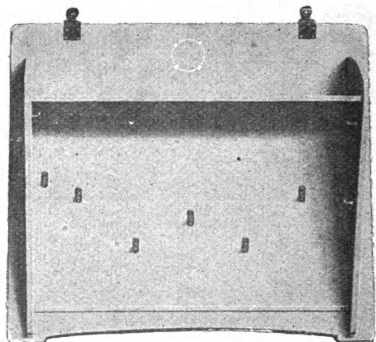


Wandbrett für Gewürze u. s. w.

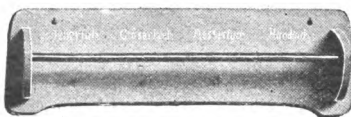
nahme der dabei nötigen vielen Zutaten und Geschirre, während der freie Raum unter der Platte zum bequemen Wegstellen der eben fertig gewordenen Speisen dient. Der Wirtschaftsschrank hat

rechts eine große Abteilung für Besen, Bürsten und Federwedel, die obere Abteilung links dient zur Aufnahme von Küchenwäsche, und die unteren Schubladen sind für Putzzeug, Staublappen u. s. w.

Beim Aufwasch-



Blechzeugtafel.



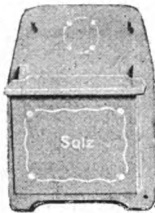
Wischtuchleiste.

schrank ist der Unterbau nach hinten gerückt, damit die aufwaschende Person sich nicht an

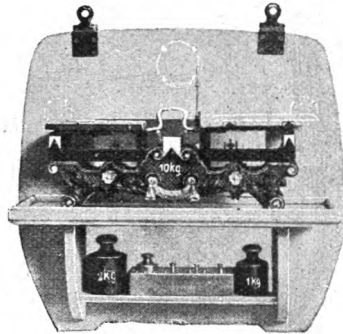
das Knie stößt. Die zweiteilige Platte ist seitlich nach außen aufzuklappen. In aufgeklapptem Zustande ruhen

die Klappenhälften auf beweglichen Stützen, dienen zum Aufsetzen und Abtropfenlassen des eben gewaschenen Geschirrs und sind deshalb mit geriffeltem Zink belegt.

Das Wandbrett für Gewürze und Zutaten ist eine ganz besondere Zierde der Küche. Die Steingutteile sind mit dauerhaften Schmelzfarben silberrecht verziert.



Behälter
für Salz oder
Mehl.



Wagebrett.

Die Behälter für Salz und Mehl sind, abweichend vom Hergebrachten, in Holz ausgeführt, weil darin das Salz besser trocknet, und das Mehl nicht dumpf wird. Das Wagebrett ist ein bisher sehr vermischtes Gerät. Gerade für ein nur zeitweilig, aber dann meist eilig gebrauchtes Stück, welches sich schwer wegheben läßt, wie es die Wage ist, gehört ein bequem zugänglicher ständiger Platz.

Da die ausgestellte Küche wirklich eigenartig und überaus zweckmäßig in der Gesamtform wie in allen Teilen ist, da ferner ihre Ausführung technisch einwandfrei war, erhielt sie den für Küchen höchsten Preis der silbernen Medaille.



Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Der Goldklumpen. — Im Schaufenster einer Londoner Schiffsgesellschaft, die einen wöchentlichen Dienst nach den australischen Häfen unterhält, waren im vorigen Jahre drei der Regierung von Neu-Südwaales gehörige, aus den neuerschlossenen Goldfeldern am Grey Range stammende mächtige Goldklumpen (Nuggets) ausgestellt. Auf angelehnten kleinen Tafeln waren Gewicht und Wert angegeben. Der mittlere Klumpen wog 37 englische Pfund und war mit 5100 Pfund Sterling (102,000 Mark) eingeschätzt. Der rechte war 29 und der linke 22 englische Pfund schwer. Alles in allem lag da also eine reichliche Viertelmillion Mark in rohem Golde.

Mit der Zurschaufstellung verfolgte man den Zweck, die Auswanderungslust nach jenen Gebieten zu erwecken.

Daß sich unter denen, welche diesen Schatz betrachteten, auch solche befinden würden, welche erwägen könnten, ob sich diese Goldklumpen nicht auch ohne Auswanderung erwerben ließen, hatte die Verwaltung der Schiffsgesellschaft wohl berücksichtigt und deshalb einen ständigen Schutzmanssposten vor dem Schaufenster beantragt, und gegen eine entsprechende Gebühr auch erhalten.

Der Polizist lehnte, da das Schaufenster fast den ganzen Tag über belagert war, in der Regel im dicht daneben befindlichen Eingang des Hauses. Immer an einen Fleck gebunden zu sein, war für ihn, wenn er auch nach drei Stunden von einem Kollegen abgelöst wurde, nicht gerade angenehm. Begab es sich also, daß sich einmal auf kurze Zeit weniger Schaubegierige vor dem Fenster zusammenfanden, so vertrat er sich ein wenig die Beine mit einem Gange bis zum Nachbarhause und wieder zurück. Letzteres hatte eine Toreinfahrt, weil sich im Hofe ein großes unterkellertes Lager-

haus erhob, das in über hundert Abteilungen an Geschäfte der verschiedensten Art vermietet war.

Von Charing Cross her kam eines Vormittags die Ball Mall ein einfach gekleideter Mann herauf. Die linke Hand hatte er in die Hosentasche gestopft, mit der rechten rückte er wiederholt an seiner, wie es schien, von einem Aukler abgelegten Ledermütze und schielte dabei nach den Hausnummern. In der über der erwähnten Tor-einfahrt mußte er die gesuchte gefunden haben. Er schlenderte zum Tore hinein und blickte sich in dem Lagerhofe um. Ein Arbeiter rollte gerade Fässer aus einem Gewölbe heraus. Auf diesen strebte er zu.

„Hallo, Stephen!“ rief er ihn an.

Der Arbeiter sah auf. „Du bist's, Dobe? Nun, dann komm hier herein!“

Sie gingen in das Gewölbe, aus welchem Stephen Fässer gerollt, und ließen sich, der eine auf einer Kiste, der andere auf einem kleinen Fasse, nieder.

„Hast also meine Nachricht erhalten, Dobe?“

„Ja. Was gibt's?“

„Hast du schon von den Goldklumpen gehört, die man jetzt in Australien findet?“

„Du willst mich doch nicht zur Auswanderung dorthin verleiten? Da wäre deine Mühe umsonst.“

„Aber so einen recht hübsch handlichen möchtest du doch wohl haben?“

„Rück lieber endlich heraus mit dem, wozu du mich brauchst!“

„Schön. Im Schaufenster da drüben liegen drei prächtige australische Goldklumpen. Feine Auswanderungslockmittel, das muß wahr sein. Allein, gerade wie du, verspüre ich keine Lust, nach jenen lieblichen Durstgegenden zu ziehen und mein Glück zu versuchen. Aber Goldklumpen von daher möchte ich, immer wieder wie du, ebenfalls haben. Versuchen wir uns also auf dem Pflaster Londons als australische Prospector's!“

„Deine Sache scheint mir zu gefährlich, Stephen. Wie steht's mit der Bewachung?“

„Ein Polizist ist beständig beim Schaufenster postiert. Der muß weg. Das wird dein Junge besorgen. Vor allem brauchen

wir ein kleines Geschäftsautomobil. Deine Spezialität ist es doch noch, mit solchen, die gerade unbeaufsichtigt sind, davonzuknattern, sie auszunehmen und dann ihrem Schicksale zu überlassen?"

„Man muß doch eine Beschäftigung haben.“

„Gerade deswegen bin ich auf dich als Hilfskraft verfallen. Du wirst also, sagen wir übermorgen, eine deiner Lederjaden anziehen, dein teures Haupt mit einer etwas besseren Nummer von Ledermütze als der da zieren und mit einem Geschäftsauto nebenan vorfahren. Den genauen Zeitpunkt setzen wir noch fest. Und vergiß nicht, morgen früh deinen Jungen mir zur Instruktion zu schicken. Vorläufig will ich dir noch etwas zeigen.“

Sie erhoben sich und gingen wieder auf den Hof hinaus, wo Stephen eine Tür aufschloß.

„Teufel!“ entfuhr es Dobe. „Das ist ja ein Schutzmansshelm!“

Zwei Tage später hielt gegen drei Uhr Nachmittags, um welche Stunde der Verkehr in der Ball Mall etwas abzuflauen pflegt, schräg dem Laden der Schiffslinie gegenüber ein mittelgroßes Automobil, vorn mit einem Sitz, auf dem zwei Personen Platz finden konnten, und hinten mit einem kastenartigen Anbau — also ein Geschäftsautomobil, zum Ausfahren leichter Pakete bestimmt.

Auf dem Sitz sah man einen in Leder gekleideten Chauffeur, der sich bequem zurückgelehnt hatte. Sein Kollege, der Austräger, war wohl in dem Hause, vor dem er hielt.

Vor dem Schaufenster aber wanderte, da es sich eben wegen des abgeflauten Verkehrs machte, der wachhabende Polizist auf und ab. Als er dabei wieder einmal beim Torweg des Nachbarhauses angelangt war, fühlte er sich plötzlich am Armel gezupft. Ein halbwüchsiger Junge stand vor ihm, der aus dem Torweg herausgestürmt war, und dem die Tränen nur so über die Backen liefen, während er am ganzen Körper zitterte.

„Was gibt's?“

„Mein Vater! Mein armer Vater!“

„Was ist denn mit deinem Vater?“

„Er ist in ein mit Wasser angefülltes Kellerloch gestürzt und schreit, ich soll ihn herausziehen, da er sonst ersticken müsse, aber ich kann's nicht. Helfen Sie schnell!“

„Wo denn?“

„Hier, Herr, nur wenige Schritte durch den Torweg in dem Gewölbe dort!“

Er zog den Beamten, der flugs noch einen prüfenden Blick nach dem Schaufenster warf und erwo, daß ihm, um ein Menschenleben zu retten, gerade jetzt in der ruhigen Stunde wohl gestattet sein müsse, sich auf zwei bis drei Minuten zu entfernen, mit sich fort.

„Hier — hier, Herr! Im Gewölbe hinten!“

Lepteres war matt erleuchtet. Sowie der Beamte aber einen einzigen Schritt vorgebrungen war, erlosch der Schein völlig, und gleichzeitig schlug die eiserne Gewölbetür hinter ihm krachend ins Schloß.

In der ersten Sekunde war er darüber betroffen und glaubte an einen Zufall. In der nächsten aber wurde ihm klar, daß er in eine Falle gegangen war. Er donnerte mit Fäusten und Füßen gegen die Tür. Aber erst nach etwa zehn Minuten wurde man im Hofe darauf aufmerksam.

Sowie der Junge mit dem Polizisten im Torwege verschwunden war, kam in den Chauffeur auf dem Geschäftsautomobil, welches schräg gegenüber dem Schaufenster hielt, Bewegung. Er ließ sein Gefährt anfahren, konnte es aber offenbar nicht richtig steuern, denn es fuhr mit einer raschen Wendung in das Schaufenster hinein, das in tausend Splitter zerbrach. Im Nu hatte er sein Fahrzeug wieder zurückgesteuert auf die Straße, aber nicht ohne den über hunderttausend Mark werten mittleren Goldklumpen an sich gerissen zu haben, den er im Kasten seines Automobils verschwinden ließ.

In dem Laden war man über die ungeheure Frechheit des Beginnens sekundenlang wie versteinert. Aber dann stürzten die Bureaudiener auf die Straße und holten im Verein mit den sich in dem Augenblicke, als der Goldklumpen in dem Kasten verschwand, von ihrem Schreck erholenden Passanten den räuberischen Chauffeur, der schon mit einer Hand nach der Steuerung gegriffen hatte, um durchzubrennen, von seinem Sitze herunter.

Da verschaffte sich ein Polizist, der aus dem Torweg herausgeeilt war, Platz und packte ihn an der Schulter.

Es war aber nicht jener, der in das Gewölbe gelockt worden

war, sondern ein anderer, der aus einem Gewölbe daneben gekommen war, und zwar aus demjenigen, in welches zwei Tage zuvor der Kellerarbeiter Stephen seinen ihn besuchenden Freund Dobe hatte blicken lassen.

„Hallo, mein Bursche!“ schrie er. „Steig nur wieder auf! Heraus mit dem Goldklumpen!“

Der abgefaßte Räuber schien sich in sein Schicksal zu ergeben. Unter lautem Hallo der dichter und dichter werdenden Menge warf er den schweren Goldklumpen durch das große Loch in der Scheibe wieder in das Schaufenster hinein.

„So, mein Junge,“ befahl der Polizist weiter, „jetzt fährst du mit mir zur Polizeistation bei Charing Croß. Aber etwas beschleunigt, rate ich dir!“

Das Gefährt setzte sich in Bewegung. Kaum war es ein Stück die Straße hinabgefahren, wurde seine Gangart in der Tat recht lebhaft.

Plötzlich kamen die Geschäftsdienner aus dem Bureau wieder auf die Straße gestürzt. „Wo ist es hin? Wo ist es hin?“ riefen sie.

„Zur Polizeistation bei Charing Croß,“ schrie man ihnen zu. „Dort unten fährt es gerade um die Ecke.“

Die Leute liefen, was sie laufen konnten, nach der etwa zehn Minuten entfernten Station. Aber dort war kein Geschäftsautomobil mit einem Polizisten und einem Verhafteten eingetroffen.

Und es traf auch keines ein.

Der Grund aber, warum die Geschäftsdienner von neuem auf die Straße gestürzt und dem Gefährt nachgelaufen waren, war der, daß man mit Schrecken entdeckt hatte, daß der in das Schaufenster zurückgeworfene schwere, gelbe Klumpen nicht derselbe war, welchen der Dieb nach Zertrümmern der Scheibe an sich gerissen und in seinen Kasten gebracht hatte, sondern ein anderer. Und zwar ein sehr anderer — ein zurechtgemachter Messingklumpen nämlich.

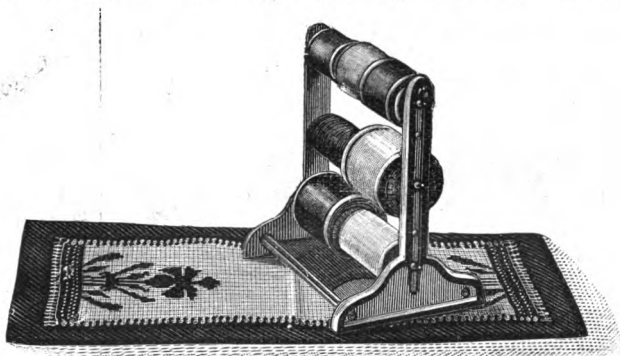
Am Abend wurde das Geschäftsautomobil, das so geschickt in das Schaufenster gefahren war, in der Fielbgate Street im Whitechapelviertel vorgefunden.

Aber ohne Goldklumpen im Kasten.

F. D. R.

Neue Erfindungen: I. Rollenhalter „Frauenfreude“.
— Wer mit Nadel und Faden umzugehen hat, der weiß auch, welche

Unannehmlichkeiten entstehen, wenn Zwirn, Seide u. s. w. nicht am Plage und nicht in Ordnung sind, und wird deshalb einen kleinen Apparat zu schätzen wissen, der von der Firma E. Tensch in Verden a. d. Aller hergestellt, unter dem Namen Rollenhalter „Frauenfreude“ in den Handel gebracht wird und alle derartigen Störungen und damit verbundenen Verdruß gründlich beseitigt. Der Rollenhalter besteht aus bestem Eisenguß, ist weiß lackiert und im unteren

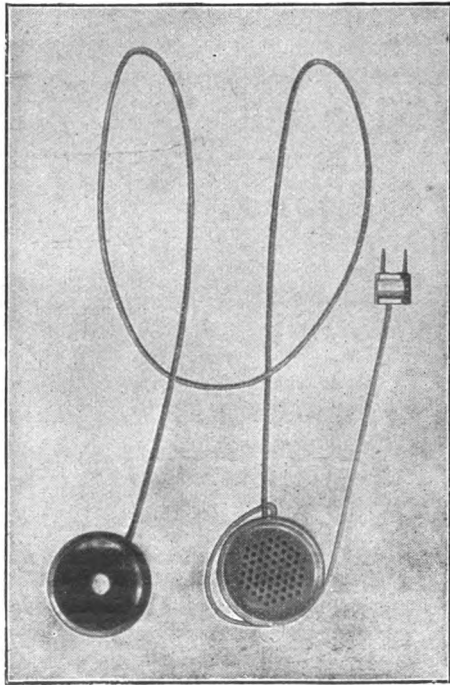


Rollenhalter „Frauenfreude“.

Teile mit einer herausnehmbaren, schalenartigen Messingfläche ausgestattet, welche zur Aufnahme von Stock- und Nähadeln u. s. w. Verwendung finden kann. Ein durch die an der einen Seitenwand des Gestelles befestigten Ösen geleiteter Stab verhindert das Herausrutschen der die Garnrollen tragenden Stäbe. Die Schwere des Apparates garantiert für absolutes Feststehen, was notwendig ist, um das Abrollen der Fäden einwandfrei geschehen zu lassen. Der Apparat hat nur 14 Zentimeter Höhe und 12 Zentimeter Breite.

Bei Nichtbenutzung des Rollenhalters wird ein Deckchen darüber gebreitet, welches zum Beispiel aus Kongreßstoff mit gelber Filofelleseide mit Kreuzstichmusterung gearbeitet sein kann. Ohne das Schutzdeckchen ist der Apparat auch für Bindfaden sehr zu empfehlen; der Preis von 75 Pfennig dürfte wohl als sehr mäßig zu bezeichnen sein.

II. Akustikapparat für Schwerhörige. — Ein mangelhaftes Hörvermögen zu besitzen, ist ein schweres Los, nicht allein, daß der Schwerhörige darunter leidet, auch die Angehörigen, bekannte Personen und Fremde empfinden es als eine Qual,



Der Akustikapparat.

längere Zeit mit dem Leidenden zu sprechen. „Wenn ich nur recht verstehe, was gesagt wird,“ so denken viele dieser Unglücklichen, sie hoffen auf Besserung, aber leider ist das Übel meistens fortschreitend, von Jahr zu Jahr wird das Hörvermögen geringer und damit der Verkehr in der menschlichen Gesellschaft immer mehr erschwert.

Während man für fehlerhafte Augen seit Jahrhunderten das ausgezeichnete Hilfsmittel der Brillen hat, fehlte eine „Ohrbrille“ bisher ganz. Man hat Hörrohre und Hörschläuche konstruiert, aber ihre Leistungen waren im ganzen sehr wenig befriedigend, sie verstärkten den Schall nur durch die größere Oberfläche, die sie den



Der Akustikapparat im Gebrauch.

Schallwellen bieten, die Töne, die zu hörenden Worte werden wohl erheblich lauter, aber nicht entsprechend deutlicher.

Jetzt endlich ist Aussicht auf Besserung der Lage der Schwerhörnden vorhanden. Von der Deutschen Akustikgesellschaft zu Berlin, Nachodstraße 34, ist ein Instrument hergestellt worden, welches aus einem Mikrophon mit Telephon besteht. Der Redende spricht gegen das Mikrophon, während der Schwerhörige das Telephon an das Ohr hält. Er versteht mit Leichtigkeit das Gesprochene,

vorausgesetzt, daß der Leidende sich durch Übung an das Instrument gewöhnt hat.

Schwerhörige Personen verstehen mittels des Musikapparates schon das, was mit gewöhnlicher, ja sogar mit etwas gedämpfter Stimme gesprochen wird. Das Instrument stellt einen außerordentlichen Fortschritt gegenüber allen bisherigen Mitteln zur Gehörverbesserung dar, es ist der richtige Weg, der eingeschlagen ist, er entspricht dem Stande der physikalischen Errungenschaften der Neuzeit und wendet die Hilfsmittel an, die hier allein in Frage kommen können.

P. R.

Ein Überfall durch Ameisen. — „Ich wohnte,“ so erzählt ein Afrikareisender, „einige Zeit in Nordnigeria, wo es schwarze, weiße und rote, große, kleine und mittelgroße Ameisen gibt. Gewöhnlich in der feuchten Jahreszeit, von Mai bis November, ziehen die Reiseameisen, die schwarz und mittelgroß sind, im Lande umher, da sie durch die großen Regennengen von ihren Nestern vertrieben werden. Da kann man Millionen in langem Strom in derselben Richtung nach Nahrung und trockenem Land suchen sehen, und jedes Insekt oder Reptil, das ihren Pfad kreuzt, fällt den wandernden Horden zur Beute.

Ich lebte damals in einem Zelte und hatte eines Abends schreibend noch spät am Tisch gesessen. Als ich mich in mein Schlafzimmer zurückziehen wollte, hörte ich ein klatschendes Geräusch, wie wenn Regen auf das Schutzdach aus Segeltuch über meinem Bette fiel. Als ich nach der Ursache des Geräusches forschte, fand ich, daß Hunderte von Ameisen vom Dache fielen oder die Wände herunterkletterten. Gleichzeitig krochen aus allen Spalten zahlreiche Tiere hervor: Spinnen aller Art, Eidechsen, Grillen, Schwaken, alle vor dem gemeinsamen Feinde, den Ameisen, fliehend. Auch ein Skorpion wurde sichtbar, den ich aber schleimigst hinaus schaffte und auf den sich sogleich die Ameisen stürzten. In wenigen Minuten hatten sie ihn verzehrt.

Inzwischen war das Zimmer ziemlich voll geworden, und da ich keinen anderen Raum hatte, kletterte ich auf mein Bett, dessen festzugezogene Moskitovorhänge mich vor den Ameisen schützten. Von meinem Zufluchtsorte aus konnte ich alles, was um mich herum vorging, sehen und hören. Von Zeit zu Zeit lief eine un-

glückliche Eidechse über den Boden und bemühte sich krampfhaft, die Wand hinaufzuhuschen. Da die Ameisen sie schon angenagt hatten, war sie zu schwach und fiel erschöpft herunter, um sogleich unter der gefräßigen Masse zu verschwinden. Es war schauerlich, mitten in der Nacht die Ameisen geräuschlos überall hinkriechen zu sehen, und die Stille wurde nur durch die Insekten und Reptilien unterbrochen, die ihrer Verfolgung zu entgehen suchten.

Erst nach drei Stunden verließen die Eindringlinge zu meiner größten Erleichterung das Zelt. Am folgenden Morgen sah ich sie massenhaft auf den Pfählen sitzen, die das Dach des Zeltes stützten. Sie warteten auf die Sonne, die sie vor ihrem Aufbruche trocknen und wärmen sollte. Dann schien sich eine große Anzahl von ihnen gleichsam anzufassen, sie bildeten den ganzen Pfahl entlang eine lebendige Brücke, während die Hauptmasse unter ihnen oder über ihre Köpfe hinwegzog.“ G. L.

Der Prinzregent Luitpold von Bayern wurde, nachdem er, wie sein Vater König Ludwig I. scherzend meinte, „militärpflichtig“ geworden war, in das seinen Namen führende erste Artillerieregiment eingereiht. Er hatte die Dienstleistungen aller Grade durchzumachen. Als Leutnant kam nun der Prinz eines Tages an die Reihe, bei seiner Batterie den Instruktionsunterricht abzuhalten. Er hatte seine Freude an den prächtigen Burschen, die, stramm und mit der Offenheit der Gebirgsjöhne ihm ins Auge blickend, seiner Fragen harren.

Zu einem noch grasgrünen Rekruten sich wendend, fragte der Prinz: „Woran erkennst du denn Seine Majestät den König?“

Treuherzig schmunzelnd erwiderte der Kanonier: „Ah, den Herrn Küni kennt a jeder glei' auf hundert Schritt' an sein' alten Quat.“

„Nun, man kennt den König schon noch an anderen Dingen. Merke dir aber, wenn von dem allerhöchsten Kriegsherrn die Rede ist, hast du immer ‚Seine Majestät der König‘ zu sagen. Verstehst du mich?“

Bedenklich mit dem Kopfe schüttelnd, meinte der Soldat kleinlaut: „Dös is mir z'viel auf amol, das merk' i nôt so g'schwind.“

„Nun, woran erkennst du denn den Herrn Obersten unseres Regiments?“

Mutter Natur hatte den Obersten, einen Freiherrn v. Zoller, leider etwas stiefmütterlich behandelt, denn sie hatte ihn mit einem Blähhalse bedacht.

Der Kanonier antwortete also: „Den Herrn Obersten kennt man gleich an sein' Kropf auffa!“

Der Prinz konnte das Lachen nicht mehr unterdrücken. „Nun möcht' ich noch wissen,“ rief er dem Rekruten zu, „woran du mich erkennst?“

Die Lippen des Kanoniers verzogen sich zu einem überlegenen Lächeln, und er antwortete: „Dös brauch' do i net erst z' sag'n, dös werd'n Sö selber am besten wiss'n!“ C. L.

Flaschenposten. — Im Januar 1893 wurde an der steilen Felsküste der Kleinen Hebrideninsel Uist eine Flaschenpost aufgefunden, die am 24. Oktober 1890 auf der großen Segelstraße zwischen Europa und Westindien in der Nähe der Bermudasinseln im Atlantischen Ozean über Bord geworfen worden war. Die Flasche hatte also, um eine Wegstrecke von etwa 5000 Seemeilen zurückzulegen, zweieinhalb Jahre gebraucht. Die Nachricht, die diese Flaschenpost enthielt, war inzwischen längst bekannt und die Übeltaten, von denen sie berichtete, waren längst bestraft. Sie besagte nämlich, daß unter der Besatzung des englischen Schiffes „Buckingham“, die zum größten Teil aus chinesischen Kulis bestanden hatte, eine Meuterei ausgebrochen sei. Bei der Unterdrückung derselben war der Kapitän und der erste Steuermann des Schiffes erschlagen worden. Nur unter der Bedingung, daß er das Schiff nach einer unter portugiesischer Oberhoheit stehenden Insel führe, hatte man den zweiten Steuermann und mit ihm einen der Schiffsjungen am Leben gelassen. Dieser hatte die Flaschenpost dem Meere überantwortet. Schon kurze Zeit darauf aber war das Schiff einem englischen Kreuzer begegnet, mit Hilfe des Knaben hatte der Steuermann Notsignale aufsteigen lassen, worauf das Kriegsschiff eine Matrosenabteilung an Bord schickte, die die mörderischen Kulis nach kurzem Kampfe überwältigte und das Schiff nach der Militärstation St. Georg auf der Insel Bermuda brachte, wo die Chinesen ihre verbrecherische Tat am Galgen büßten. —

Die längste Zeit, die eine bekannt gewordene Flaschenpost je gebraucht, bis sie in die Hände der Menschen gelangte, war 62 Jahre.

Im Jahre 1899 wurde an der Küste von Irland eine Flasche aufgefunden, die, wie aus dem darinliegenden Zettel hervorging, im Jahre 1837 von dem Kapitän eines amerikanischen Schiffes an der Küste von Neufundland, wo es gestrandet war, den Wellen übergeben worden war. Die schnellste Flaschenpost dagegen war jene, die von Passagieren des großen Hamburger Schnelldampfers „Fürst Bismarck“ etwa dreihundert Seemeilen von Kap Race, einem Vorgebirge an der südöstlichen Spitze der zu Neufundland gehörigen Halbinsel Avalon, über Bord geworfen wurde. Sie erreichte nämlich schon 92 Tage später die Mündung der Elbe, wo sie aufgefischt wurde. Die Wegstrecke, die sie in dieser Zeit durchschwommen hatte, beträgt in gerader Linie etwa 2400 Seemeilen.

Aber nicht nur dem Nachrichtendienst verunglückter Seeleute dient die Flaschenpost, sondern die hydrographischen Ämter verschiedener Länder, besonders Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten, lassen fortgesetzt in allen Meeren von dahinfahrenden Schiffen Flaschenposten auswerfen, um die verschiedenen Meeresströmungen, die weder in der Stärke noch in ihrer Richtung ganz und gar beständig sind, zu beobachten. In der heißen Zone fließen zum Beispiel alle Meeresströmungen schneller, so daß eine Flaschenpost dort manchmal bis zu zwanzig Seemeilen innerhalb vierundzwanzig Stunden zurücklegt, während sie in unseren Breiten von den langsamer fließenden Strömungen nur etwa sechs bis acht Meilen täglich fortgetrieben werden. Jede dieser offiziellen Flaschenposten enthält eine sogenannte Flaschenkarte, worauf der betreffende Kapitän, der die Flasche auswirft, genau Tag, Stunde und den Längen- und Breitengrad, wo sie ausgeworfen wurde, vermerkt hat. Jedem Kapitän, der einer solchen Flasche begegnet, ist es zur Pflicht gemacht, sie aufzufischen, die Flaschenkarte zu revidieren, seinen Eintrag, Tag, Stunde und Ortlichkeit, darauf zu vermerken und sie wieder ins Meer zu werfen. Einen Bericht über seinen Befund vermerkt er im Loggbuch und meldet die Tatsache bei seiner Ankunft im Hafen dem hydrographischen Amte weiter. Die Ergebnisse dieser Erforschung der Meeresströmungen durch die Flaschenposten werden alljährlich im „Nautical Magazin“ in London und in den „Annalen der Hydrographie“ in Berlin veröffentlicht.

W. St.

Lincolns Veröhnlichkeit. — Kaum war Lincoln Präsident der Vereinigten Staaten geworden, als sich zu seinem größten Ärger aus allen Ecken Leute ihm gegenüber das Verdienst anmaßten, ihm durch ihre Empfehlungen und Vorschläge „an geeigneter Stelle“ zur Würde der Präsidentschaft verholfen zu haben. So auch der Herausgeber eines Winkelblättchens in einem Landstädtchen von Missouri.

Mit großer Selbstgefälligkeit stellte er fest, er sei der erste gewesen, der den Namen Abraham Lincoln für die Präsidentschaft vorgeschlagen habe. Zum Beweise zog er ein altes Zeitungsblatt aus der Tasche, breitete es vor dem Präsidenten aus und machte ihn auf den betreffenden Artikel aufmerksam. Lincoln merkte aber sehr bald, daß es dem Manne weniger um seine „Dankbarkeit“ als um einen klingenden Ausdruck für dieselbe zu tun war.

„Und Sie sind wirklich der Ansicht,“ fragte er ihn, „daß dieser Artikel in Ihrer Zeitung der Anlaß zu meiner Erwählung gewesen ist?“

„Ganz zweifellos. Ich war eben der erste, der den Hinweis auf Sie brachte, und er entsprach so sehr dem, was wir gerade zu dieser Zeit brauchten, daß andere Zeitungen ihn gierig aufnahmen und weitertrugen. Das Resultat war dann eben, daß Sie aufgestellt und gewählt wurden.“

„Was Sie sagen!“ bemerkte der Präsident, sah sein Gegenüber kläglich an und stieß einen tiefen Seufzer aus. „Nun, machen Sie sich nur keine Gewissensbisse — ich vergebe Ihnen.“

Damit verschwand er hinter der Tür.

C. D.

Kann der Mensch vom Tier lernen? — Durch die moderne Überkultur wird der Mensch immer mehr von dem abgetracht, was naturgemäß ist, nicht allein in Bezug auf die Lebensweise und die täglichen Gepflogenheiten, auf die Art der Ernährung und Bekleidung, sondern auch auf die gesundheitliche Pflege des Körpers, und wenn man dagegen ein wenig das Leben und die Gepflogenheiten der höheren Tiere beobachtet, so wird man finden, daß der Mensch manches anders macht, als die Natur es verlangt, ja in vielen Punkten der Natur direkt zuwiderhandelt. So gibt es zum Beispiel viele Menschen, die sofort nach eingenommener Mahlzeit einen längeren Spaziergang unternehmen in der Meinung, daß

eine solche Bewegung die Verdauung günstig beeinflusst und die Bekömmlichkeit der genossenen Speisen befördert. Das ist aber eine ganz irrige Auffassung. Durch körperliche Bewegung direkt nach dem Essen werden, abgesehen von anderen schädlichen Folgen, die eingenommenen Nahrungsmittel viel zu schnell und auch nur unvollkommen verdaut. Es geht dadurch erstens dem Körper ein großer Teil des Nährgehaltes der Speisen verloren, weil sie nur teilweise verdaut aus dem Körper wieder ausgeschieden werden, zweitens rufen die unvollkommen verdauten Stoffe im Darmkanal Reizungen hervor, führen zu krankhaften Veränderungen der Darmschleimhäute und geben zu allerhand Störungen und Beschwerden im Verdauungsapparat Veranlassung. Betrachten wir dagegen unsere vierfüßigen Haustiere oder die Tiere draußen in Feld und Wald, so werden wir die Beobachtung machen, daß jedes derselben, sobald es seine Nahrung eingenommen hat, sich hinlegt und ausruht. Das Tier empfindet instinktiv, was seinem Organismus zuträglich ist, und handelt danach. Es ist also nicht nur naturgemäß, sondern sogar gesundheitlich erforderlich, nach dem Essen und besonders nach der Hauptmahlzeit ein Stündchen auszuruhen, da immer eine gewisse Zeit dazu gehört, um die Speisen durch die Einwirkung des Magensaftes überhaupt erst verdauungsfähig zu machen. Dies kann nur geschehen, wenn der Magen sich in Ruhe befindet, so daß also diejenigen, welche täglich ihr so vielfach verpöntes Mittagschläfchen halten, auf dem richtigen, natürlichen Standpunkte stehen; nur darf eine solche Mittagruhe nicht zu lange ausgedehnt werden.

Eine weitere Frage, die für die Art und Weise der Nahrungsaufnahme beim Menschen von Wichtigkeit ist, ist die, ob es zuträglich ist, bei oder nach dem Essen zu trinken. Von vielen Seiten wird behauptet, man dürfe während der Mahlzeiten nicht trinken, weil durch die in den Magen aufgenommene Flüssigkeit der Magensaft verdünnt und dadurch dessen Verdauungsfähigkeit beeinträchtigt würde. Wie verhält sich nun das Tier in dieser Beziehung? Das Tier handelt so, wie es der natürliche Trieb ihm vorschreibt, es geht zur Tränke, wenn es gefressen hat, und frißt wieder und geht wieder zur Tränke, bis es gesättigt ist. Das Tier aber wird instinktiv niemals etwas tun, was der Natur zuwider ist, und was natürlich

ist, wird auch niemals Schaden bringen. Darum soll auch der Mensch bei seinen Mahlzeiten nicht des Getränkes entbehren, denn solches regt nicht nur den Appetit an, sondern trägt auch dazu bei, daß die Speisen schneller erweicht und in einen verdauungsfähigen Zustand versetzt werden. Außerdem ist die Zufuhr einer gewissen Menge Flüssigkeit für den Organismus eine Notwendigkeit, da das Wasser einen Hauptbestandteil in den Geweben des menschlichen Körpers ausmacht, und die durch den Stoffwechsel ausgeschiedenen oder verbrauchten Mengen durch neue Zufuhr immer wieder ersetzt werden müssen; und zu keiner Zeit sind Getränke für den Magen bekömmlicher, als wenn sie zugleich mit oder nach den Mahlzeiten genossen werden.

Es gibt noch so vielerlei andere Punkte, in denen der Mensch aus dem Tierleben Vorteile ziehen kann. Einer von diesen ist die Art und Weise des Schlafens. Was diese anbetrifft, so hat ein großer Teil der Menschen die Gewohnheit, auf dem Rücken liegend zu schlafen, und hält diese Körperlage für die richtigste und natürlichste. Das ist aber eine total falsche Annahme, denn die Lage auf dem Rücken während des Schlafes ist nicht nur nicht naturgemäß, sondern geradezu gesundheitschädlich, da sämtliche krankhaften Erscheinungen, die den Schlaf stören und zu einem unruhigen machen, wie Alpdrücken, Herzbekeimmungen, wüste, beängstigende Träume, Schnarchen und so weiter, nur in und durch die Rückenlage zum Vorschein kommen. Und das ist sehr leicht erklärlich. Infolge der übermäßigen Wärmeentwicklung, welche durch das andauernde Liegen auf dem Rücken längs der Wirbelsäule stattfindet, und sonstiger mechanischer Reize auf das Rückgrat durch Druck, Reibung und so weiter, welche unter diesen Umständen unvermeidlich sind, wird eine Erregung gewisser gesundheitlich wichtiger Nervenzentren im Rückenmark hervorgerufen, welche die erwähnten Zustände veranlaßt.

Betrachten wir dagegen unsere vierfüßigen Haustiere und die gleicher Gattung draußen in Feld und Wald, die doch, was Körperbau und organische Einrichtungen anbetrifft, dem Menschen sehr ähnlich sind, so werden wir niemals wahrnehmen, daß zum Beispiel ein Hund oder ein Pferd oder ein anderes unseren Beobachtungen zugängliches Tier sich auf den Rücken legt, wenn es schlafen

will. Spielenderweise oder aus Übermut wälzt sich wohl ein solches Tier einmal auf dem Rücken, aber niemals wird es zu längerer Ruhe die Rückenlage wählen. Dagegen wird man fast immer finden, daß das Tier, wenn es schlafen will, sich auf die rechte Seite legt und alle viere von sich streckt. Das ist auch für den Menschen die naturgemäße Lage zum Schlafen. „Lege dich auf dein rechtes Ohr, dann wirst du ungewiegt schlafen!“ sagt schon ein altes Sprichwort. In dieser Lage ist die Atmung frei, die Tätigkeit des auf der linken Brustseite gelegenen Herzens wird in keiner Weise beeinträchtigt, und eine Reizung des Rückenmarkes ist ebenfalls ausgeschlossen.

Es würde zu weit führen, alle die übrigen Momente zu erwähnen, bei deren Beachtung und Ausübung der Mensch das Leben und die Vorgänge in der Natur als Richtschnur nehmen sollte. Bemerken wollen wir nur noch kurz, daß gewisse Erkrankungen und gesundheitliche Störungen, die den Menschen so vielfach plagen, wie Gicht, Podagra, Arterienverkalkung, nervöse Erscheinungen und so weiter, bei den dem Menschen gleichgearteten Tieren so gut wie gar nicht vorkommen — aus dem einfachen Grunde, weil das Tier nur das genießt, was ihm zuträglich ist, und nur so lange Speise und Trank zu sich nimmt, bis es genug hat, während der Mensch seinem Körper mancherlei bietet, was er auf die Dauer nicht vertragen kann, häufig über das Maß hinaus isst und trinkt und gewohnheitsmäßig Genußmittel zu sich nimmt, von denen er weiß, daß sie mit der Zeit Schädigungen in lebenswichtigen Organen zurücklassen.

Dr. S.

Die mißlungene Probe. — Im Morgenlande lebte vor langen langen Jahren ein König namens Beth-er-bim, ein guter und weiser Fürst. Aber er war alt und sehnte sich nach Ruhe. Daher rief er seinen ältesten Sohn Rakuso, teilte ihm seine Absicht mit, das Zepter niederzulegen und nun der Ruhe zu pflegen. „Das Volk sieht auf dich,“ sagte er zum Schlusse, „suche du nun aber auch deine Stellung zu festigen und gib zugleich mit deiner Thronbesteigung dem Volke eine Königin.“

Rakuso wurde nachdenklich. „Gerne,“ antwortete er, „erfülle ich deinen Wunsch, auch eine Königin möchte ich dir zuführen. Aber wie finde ich die rechte?“

„Wähle unter den vornehmen Töchtern des Landes, sie werden dich überall gern empfangen.“

Damit war das Gespräch beendet, und nach einigen Tagen erschien Kafuso wieder vor seinem Vater.

„Vater,“ sprach er, „dein Wille geschehe, ich werde den Thron übernehmen und auch eine Königin heimführen. Höre, ob ich klug handle. Man soll eine Taube verwunden und auf den Hausflur legen. Danach sollen die Prinzessinnen, welche du einladest, den Flur durchschreiten, und die will ich mir erwählen, welche Mitleid empfindet mit der Taube, denn sie hat ein weiches Gemüt und ein gutes Herz.“

Der Vater war's zufrieden, und so geschah es. Er schickte Einladungen aus, und am Tage des Empfangs ließ der Kronprinz eine Taube verwunden und am Eingange hinlegen; er aber verbarg sich, um zu beobachten.

Bald kamen die Prinzessinnen eine nach der anderen. Alle sahen die arme, hilflose Taube liegen, aber keine nahm sich die Zeit, sich weiter um sie zu kümmern, ja, manche stießen sie sogar mit dem Fuße weiter. Endlich kam ein zierliches, blondhaariges Mädchen. Als sie das Tier sah, stuzte sie einen Augenblick, dann bückte sie sich, nahm die Taube auf und wickelte sie behutsam in ihre Handtasche.

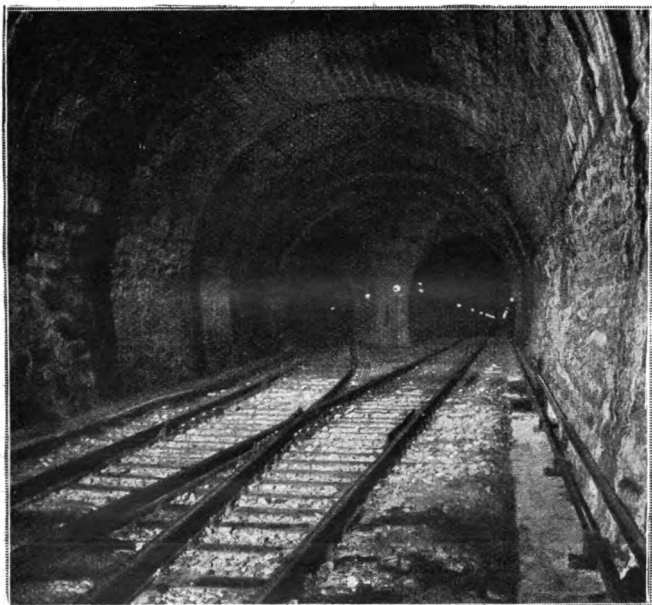
Als das Kafuso sah, trat er hervor, steckte ihr den Reif an den Finger und erklärte sie zu seiner Gemahlin.

Einige Zeit nach der Hochzeit saßen der junge König und die junge Königin beieinander, und er konnte sich nicht länger enthalten, sie nach der Taube zu fragen.

Da lachte die Königin und sagte: „Die Taube ist gut aufgehoben, ich ließ sie nämlich ausstopfen, und nun bildet sie einen reizenden Schmuck auf meinem Hute. Smaragdfarbe kleidet mich so schön.“ Als der König dies hörte, wurde er eine Weile schweigsam. „Wie dumm war ich doch,“ dachte er bei sich. „Sie sind doch alle gleich, und die weibliche Eitelkeit wird triumphieren, lange noch, wenn alle Gestirne längst untergegangen sind.“ D. v. B.

Vom Simplontunnel. — Die Verwaltung der Schweizerischen Eisenbahnen hat für die Überwachung des Simplontunnels Vorkehrungen getroffen, welche die Möglichkeit von Unglücksfällen

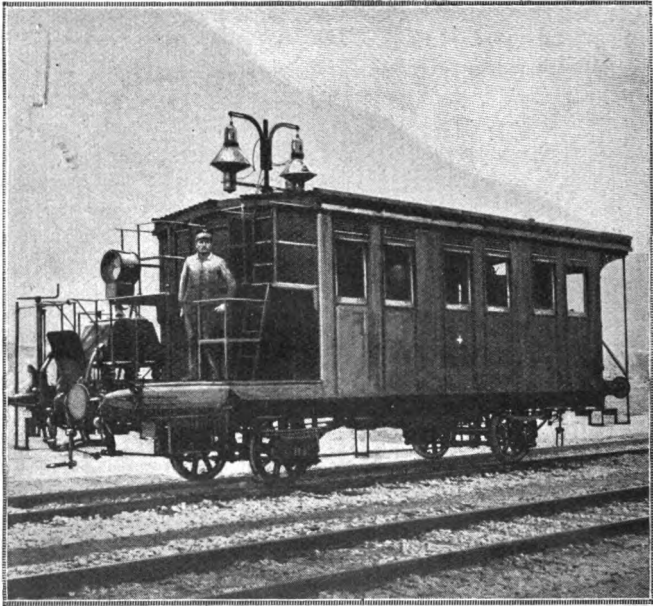
auf dieser langen unterirdischen Verkehrsstraße hoffentlich ganz ausschließen. Ein besonderer Inspektionswagen mit einem elektrischen Beleuchtungsapparat ist für diesen Überwachungsdienst gebaut. Die Dynamomaschine befindet sich im Innern des Wagens. Vorn befindet sich auf der Plattform für den Beobachtungsdienst



Die Mitte des Simplontunnels, vom Inspektionswagen beleuchtet.

ein Bogenlichtprojektionsapparat zur Beleuchtung der Wände und des Ausblicks in den Tunnel. Die beiden Bogenlampen auf dem Dache sind so konstruiert, daß sie das Licht gegen das Gewölbe des Tunnels werfen und es derart scharf beleuchten, daß das geübte Auge des Inspektionsbeamten jede Veränderung, jeden etwa entstehenden Riß, sei er noch so klein, in der Mauerung oder im Gefels bemerken muß. Auf der abfallenden Strecke des Tunnels kann

der Wagen sich von selbst vorwärts bewegen. Bei dem Licht, das dieser Beleuchtungsapparat verbreitet, ist unsere Abbildung auf



Der Inspektionswagen des Simplontunnels.

S. 225 aus der Mitte des Tunnels photographisch aufgenommen worden.

Gehobene Schätze. — Trotz der ungezählten Millionen, die sich auf dem Grunde des Meeres befinden, ist es doch sicher, daß die zur Hebung dieser Schätze ausgesandten Expeditionen fast immer mehr Kosten verursacht haben, als die bisher ans Tageslicht geförderten Vermögen wert sind. Doch wie ein Goldgräber, der, nur mit seiner Spitzhacke ausgerüstet, auch manchmal auf einen Goldklumpen stößt, so geschieht es auch, daß ein armer Fischer einen großen Fund macht.

Vor Jahren scheiterte bei Seawall auf Neu-Schottland die

Brigg „Barbaric“. Man ließ das Wrack liegen, und ein Fischer aus Seawall, namens Thomas Burns, kaufte es schließlich für 5 Dollars. Man vermutete, Burns wolle die Anker und Eisenteile heben, um diese zu verkaufen. Daher waren die Nachbarn auch sehr überrascht, als der arme Fischer sich plötzlich in einen wohlhabenden Mann verwandelte. Später erfuhr man, daß Burns in der Kajüte des Schiffes eine Summe von 240,000 Mark gefunden hatte.

Ein ähnlicher Fall passierte im Mittelländischen Meere. Eine kleine griechische Fischergesellschaft, die auf der Insel Chios ihrem Verufe oblag, stieß eines Tages auf das Wrack eines großen Schiffes, das in ziemlich flachem Wasser lag. Einer von ihnen tauchte unter und stellte fest, daß man es mit dem Wrack eines russischen Kriegsschiffes zu tun hatte, welches 1770 in einem Seegefecht gegen die Türken gesunken war. Die Fischer hielten ihren Fund geheim und begaben sich zum türkischen Gouverneur, der ihnen gegen Entrichtung eines bestimmten Prozentsatzes die Hebung gestattete. Alsdann gingen sie an die Arbeit, und ihre Mühe wurde weit über Erwarten belohnt. Goldene und silberne Kreuze, Heiligenbilder, geziert mit Edelsteinen, goldene Buchdeckel und viel bares Geld, alles in allem ein Vermögen von 160,000 Mark, wurden an die Oberfläche gefördert.

Das Wrack eines spanischen Kriegsschiffes, das einst bei Santiago gesunken, war von der Gesellschaft, die das Recht zur Hebung erworben hatte, bereits vollständig ausgebeutet. Ein Taucher, der bereits 1,400,000 Mark ans Tageslicht gefördert hatte, erhielt von seinen dankbaren Auftraggebern die Erlaubnis, das nächste Stück, das er herausbringen würde, für sich zu behalten. Er tauchte zweimal. Das erste Mal fand er nichts, doch beim zweiten Male war er glücklicher. Er fand ein verrostetes Jagdmesser, das jedenfalls ehemals einem spanischen Großen gehört hatte, denn das Heft war mit kostbaren Juwelen geziert, und der kühne Taucher erhielt beim Verkauf 14,000 Mark dafür.

Ein seltsamer Fund wurde in Caldera, einem chilenischen Seehafen, gemacht. William MacKenzie, ein Anglo-Amerikaner, fischte am Strande, als er zwischen den Felsen im Wasser ein Skelett gewahrte, das der Gestalt einer Rieseneidechse ähnelte. Es war das wunderbar erhaltene Gerippe eines vorweltlichen Unge-

heuers, 29 Fuß lang, fast 10 Fuß breit und wog 6 Tonnen. .Civ-Museum kaufte den merkwürdigen Fund für die Summe von 2000 Mark. M. N.

Kußgeschichten. — Als im Jahre 1855 die Königin Viktoria von England in Boulogne landete, um den französischen Hof zu besuchen, drängte eine große Anzahl englischer Damen, die ihre junge Herrscherin gern so nahe als möglich sehen wollten, so heftig gegen die französische Ehrenkompanie an, daß diese zurückweichen mußte. Da rief der kommandierende Offizier: „Einen Trommelwirbel — und wenn sie sich dann noch nicht rückwärts konzentriert haben, dann küßt sie alle!“ Entsetzt liefen die Damen davon; das Gelächter der Zuschauer folgte ihnen, und einer meinte: „Wären es Französinnen gewesen, dann würden sie geblieben sein.“

Und das wären sie wohl auch, denn damals war bei den französischen Damen der Kuß so allgemein üblich wie bei uns der Händedruck. „Ältere Damen,“ so schrieb ein französischer Schriftsteller, „werden sich der Zeiten noch erinnern, wo bei dem Besuche eines Hotels, in dem sie bekannt waren, der Wirt sie mit einem Kusse begrüßte. Bei altmodischen Leuten vertritt der Kuß sogar jetzt noch die Stelle des profaischen Händedrucks. Nicht nur Verwandte und Freunde, sondern auch Bekannte, Kunden und Untergebene werden so begrüßt. Ich kannte eine alte Schlossherrin, die an ihrem Namenstage oder bei sonstigen Gelegenheiten ihre sämtlichen Gutsangehörigen auf diese Weise zu begrüßen pflegte.“ Wie die Geschichte uns lehrt, war in früheren Zeiten in Frankreich der Kuß ein Erfordernis der Etikette, und jeder Herr, der einer hochgestellten Dame am Hofe Ludwigs XIII. vorgestellt wurde, mußte ihr als Zeichen seiner Ehrerbietung einen Kuß auf die Lippen drücken.

Poetisch hat man den Kuß als „Balsam der Liebe“ bezeichnet, der Mann aber, der ihn „einen geschmacklosen und schalen Bissen, der nur dann genießbar und wohlschmeckend wird, wenn ihn die Liebe würzt“, genannt hat, muß wohl bittere Enttäuschungen erlebt oder an Verdauungsbeschwerden gelitten haben. Stötter wollen wissen, daß der Erfinder des Kusses ein Wilder war, der in ihm ein Mittel entdeckt zu haben glaubte, feststellen zu können, ob in seiner Abwesenheit Frau und Töchter von seinem Branntwein genascht hätten.

Wie im neunzehnten Jahrhundert in Frankreich, war im achtzehnten in England die Sitte des Küßens allgemein verbreitet, und nicht allein Liebesbeteurungen und Hochachtungsbezeugungen gab man durch einen Kuß Ausdruck, sondern er diente auch noch ganz anderen Zwecken. So wird von der schönen Georgiana, Herzogin von Devonshire, erzählt, daß sie in dem erbitterten Wahlkampfe vom Jahre 1784 mit der bezaubernden Kraft ihrer Lippen Stimmen für ihren Parteigänger Charles James Fox warb und auf diese Weise auch die Stimme eines biedereren Schlächtermeisters gewann, bei dem alle Versuche, ihn zu einer anderen politischen Meinung zu bekehren, fehlgeschlagen waren.

Ein Kuß verursachte einst Wilhelm IV. von England, als er noch Herzog von Clarence war, große Ungelegenheiten. Auf einem Besuche in Kanada hatte der Herzog die Grenze überschritten und war nach dem Unionsstaate Vermont gekommen. Hier trat er in einen Barbierladen, um sich rasieren zu lassen. Er wollte bereits wieder das Lokal verlassen, als gerade die junge Frau des Barbiers in den Laden trat. Sofort trat der Herzog auf sie zu, drückte ihr einen herzhaften Kuß auf den Mund und rief ihr zu: „So, jetzt könnt Ihr Euren Landsmänninnen erzählen, daß der Sohn des Königs von England der Frau eines Yankeebarbiers einen Kuß gegeben hat!“

Ob die Barbiersfrau in diesem Attentat eine Ehre erblickte, wissen wir nicht; keinesfalls tat dies ihr Gatte. Er ergriff den Herzog am Kragen, ließ ihn nähere Bekanntschaft mit seiner Klopfspeitsche machen und warf ihn dann mit den Worten: „So, jetzt könnt Ihr Euren Landsleuten erzählen, daß ein Yankeebarbier den Sohn des Königs von England königlich verhauen hat!“ zur Tür hinaus.

Einen befriedigenderen Ausgang nahm ein ähnliches Abenteuer, das sich jüngst in Sydney abspielte. Ein Herr hatte ein junges Mädchen gegen seinen Willen geküßt und wurde deswegen zu hoher Geldstrafe verurteilt. Die Sache machte die Kunde durch alle Zeitungen, durch die auch ein Rechtsanwalt davon erfuhr, der schon seit Jahren nach den Erben eines sehr reichen Mannes, der ohne Hinterlassung eines Testaments gestorben war, suchte. In dem Opfer des Kußattentates erkannte er die fehlende Erbin, der somit ein „Kuß wider Willen“ ein Vermögen eingebracht hat. J. C.



R. Martinelli in Graz phot.

Bäuerinnen aus dem Drautale in Untersteiermark.

Bäuerinnen aus dem Drautale in Untersteiermark. — Wie in allen Tälern der Alpen und ihrer Vorlande haben sich auch in

den verschiedenen, nur teilweise von Alpenbergen durchzogenen Tälern der „grünen Steiermark“ die Volkstrachten bis in unsere Zeit erhalten. Unser Bild läßt uns die malerische Tracht der Drautalerinnen von Untersteiermark an zwei wohlgewachsenen Töchtern der Landschaft bewundern. Die Drau, einer der bedeutendsten Nebenflüsse der Donau, der im Pustertal in Tirol auf der Toblacher Heide entspringt, durchfließt die südliche Steiermark über Marburg und Friedau in einem verhältnismäßig niedrigen Berg- und Hügel-land, in welchem nur selten bedeutendere Höhen ihr Tal verengen. Der schiffbare Fluß tritt bei Unterdrauburg aus Kärnten, durchschneidet das Land von Westen gegen Osten und bildet bei seinem Austritt die Grenze zwischen Ungarn und Kroatien. Die zwischen der Drau und Mur liegenden „Windischen Bühel“ sind besonders landschaftlich schön und fruchtbar.

Die photographische Aufnahme unseres Kostümbildes wurde für die Volkstrachtenabteilung des Steiermärkischen kulturhistorischen und kunstgewerblichen Museums in Graz hergestellt, das sich im dortigen Joanneum befindet. Diese schöne Trachtensammlung besteht zum Teil aus Bildern, zum Teil aus wirklichen Kleidungsstücken.

B. S.

„**Sie gehören auch in die Hölle!**“ — Der französische Philosoph Diderot eiferte einst an der Tafel der russischen Kaiserin Katharina II. gegen die Schmeichler und verdamnte sie sämtlich zur Hölle. Die Kaiserin unterbrach ihn mit der Frage, wie man denn in Paris über ihren Gemahl urteile. Diderot, den diese Frage der hohen Frau sichtbar in Verlegenheit setzte, erschöpfte sich förmlich in Lobsprüchen.

Lange hörte ihm die Kaiserin ruhig zu, dann aber rief sie plötzlich: „Schweigen Sie, Sie gehören auch in die Hölle!“ E. L.

Der verpfändete Schauspieler. — Der berühmte englische Tragöde Coote befand sich, wie das ja bei Schauspielern manchmal vorkommen soll, während eines Engagements in Liverpool in großer Geldverlegenheit. Vergeblich zermarterte er sich sein Hirn, wo er wohl so viel aufreiben könnte, um sich durch ein anständiges Mahl für die Anstrengungen des Abends, an dem er Richard III. zu spielen hatte, zu kräftigen, als sein Blick auf das Schild eines Pfandleihers fiel. Das brachte ihn auf einen guten Gedanken.

Rasch entschlossen trat er ein und redete den Herrn hinterm Gardentische folgendermaßen an: „Mein Name ist Cooke. Wie Ihnen wohl bekannt sein dürfte, soll ich heute abend als Richard III. auftreten; ohne mich kann jedenfalls die Vorstellung nicht stattfinden. Nun habe ich kein Geld, wohl aber das Verlangen, etwas Erdentliches zu essen. Ich erlaube mir daher, Ihnen folgenden Vorschlag zu unterbreiten: Sie geben auf die königliche Person, die ich heute abend verkörpern soll, ein Darlehen von zwei Pfund Sterling und behalten mich als Pfand zurück.“

Der Pfandleiher, der Spaß verstand, ging auf dieses merkwürdige Verlangen ein. Er zahlte Cooke die gewünschte Summe und nahm ihn in Verfaß, das heißt: Cooke erhielt die Pfandnummer 7623 und durfte sein Votal nicht mehr verlassen.

Am Abend war das Theater bis auf den letzten Platz ausverkauft, und als um sieben Uhr, zu welcher Zeit die Vorstellung beginnen sollte, Cooke immer noch nicht erschienen war, trat der Direktor vor den Vorhang und erklärte, daß er dem Stücke des Abends einen Einakter vorausgehen lassen würde. Inzwischen hatte er in der ganzen Stadt nach Cooke suchen lassen, aber sämtliche Boten kehrten unverrichteter Sache zurück.

In atemloser Spannung hoffte immer noch der Direktor auf das Eintreffen des berühmten Tragöden, und schon näherte sich der Einakter seinem Ende, als ihm ein Laufbursche ein Briefchen überbrachte, aus dessen Gekritzel er mit Mühe folgendes entzifferte: „Sehr geehrter Herr Direktor! Ich bin hier für zwei Pfund Sterling verpfändet, und wenn Sie nicht die Güte haben wollen, mich auszulösen, kann ich heute abend bei Ihnen nicht Richard III. sein. Mit bestem Grusse Ihr Cooke.“

Sofort eilte der Direktor nach der ihm angegebenen Adresse und traf seinen Tragöden, der eben bei dem Dessert eines üppigen Mahles, das er sich aus einem nahegelegenen Restaurant hatte holen lassen, angelangt war. Auf der Brust trug er die Nummer 7623, unter der das „Pfandstück“ eingetragen war.

Man wird es gern glauben, daß der Direktor sein ihm unentbehrliches Pfand sofort auslöste. In einer Droschke fuhren dann beide nach dem Theater, wo Cooke gerade noch Zeit hatte, das Kostüm seiner Rolle anzulegen, um mit den Worten: „Den Winter

unseres Mißbergnügens wandte zum Ruhmesommer diese Sonne Yorks“, das erschütternde Schauspiel zu eröffnen. Wie soll Cooke besser gespielt oder mehr Beifall geerntet haben als an diesem Abend.

J. C.

Meister Abar. — In dem Dorfe Glasow in Mecklenburg spielte sich einmal ein Kampf zwischen Störchen und Bienen ab, welcher mit einer absoluten Niederlage der Störche endete. Ein Volk Bienen hatte seinen Flug über eine Scheune hinweg zum benachbarten Rapsfelde. Auf der Scheune befand sich ein Storchennest, und in demselben drei junge Störche. Den alten Störchen wurden die Bienen offenbar unbequem, denn sie suchten sie im Fluge aufzuhalten und wegzufangen. Das war das Zeichen zur Schlacht. Die Bienen fielen über die Störche her und zerstückten sie jämmerlich. Von Minute zu Minute gestaltete sich der Kampf zwischen den Störchen und den in dichten Schwärmen herbeieilenden Bienen erbitterter. Als die Störche ihre mißliche Lage dem überlegenen Feinde gegenüber erkannten, nahmen sie, wie die Bienen, auf Heranziehung von Unterstützungen Bedacht. Nach und nach erschienen dreizehn Störche auf dem Dache, die nun vereint den Kampf gegen den übermächtigen Feind fortführten, aber vergebens. Die Bienen behaupteten das Feld und setzten ihren Flug über die Scheune fort, während vier Störche tot auf dem Kampfplatze zurückblieben.

Der anscheinend so friedliche Storch hat noch manchen anderen Feind, so die Marder, auf die er in der Nacht achten muß. In W. beobachtete man ein solches Schauspiel fast jeden Abend. Mitten im Dorfe steht die alte Kirchenscheune. Die halbwüchjigen jungen Störche, ein heißes Begehren der Marder, saßen im Neste. Der Storch steht am entgegengesetzten Ende, die Störchin in der Mitte des Dachfirstes. Um zehn Uhr schleichen drei Marder am Dache hinauf. Herr Storch sieht ihrem Treiben ruhig, aber aufmerksam zu. Sobald sie dem First nahekommen, empfängt er sie mit wuchtigen Flügelschlägen und wohlgezielten Schnabelstößen. Die Marder ziehen sich dann zeitweise zurück, um — oft stundenlang — immer wieder von neuem anzugreifen. So lange man auch diesen Kampf beobachten konnte, blieb der Storch stets Sieger, und die Störchin war nur selten zur Hilfe nötig. Die jungen Störche flogen später

aus, ein Beweis, daß die Marder an ihnen ihre Blutgier nicht sättigen konnten.

Aber auch mit seinesgleichen wird der Storch zuweilen in einen Kampf verwickelt; so auch ein Storch auf einem hollsteinischen Gute, dem im Kampfe mit einem eifersüchtigen Nebenbuhler ein Flügel dermaßen verlegt wurde, daß er flügelhalm vom Dache herunterpurzelte. Trotzdem der Bauer, der ihm den Namen Peter gab, ihn sorgfältig pflegte, gelang es nicht, ihn so weit wiederherzustellen, daß er seine Schwingen gewohnterweise gebrauchen konnte, und so wanderte denn Meister Adebar von nun an in sichtlich trübseliger Stimmung auf dem Hofe umher. Der Winteraufenthalt wurde ihm von dem Hofbesitzer nach Möglichkeit erleichtert, und so gewöhnte sich der Invalide im Laufe der Jahre so sehr an seine Lage, daß er ganz zahm wurde und seinem Herrn, aber auch nur diesem, überallhin folgte. Die traurigste Zeit während der elf Jahre, die er auf dem Hofe zubrachte, war für Peter immer diejenige, wenn im Frühjahr seine Kameraden aus Afrika heimkehrten und sich es auf den Dächern im behaglichen Neste bequem machten. Dann stand er in der Regel auf dem höchsten Punkte des Gehöftes, auf dem Misthaufen, und blickte traurig zu den Glücklicheren seines Geschlechts empor, die auf dem Dache ihre Zurüstungen zum Ehe- und Familienleben trafen. Zwei Jahre vor seinem Ende sollte aber auch für Peter eine glücklichere Zeit anbrechen. Ein junges Storchensfräulein schwebte an einem schönen Frühlingstage auf die Einsamkeit des Misthaufens hernieder und fand Gefallen an Peter. Die heiratslustige Dame ließ sich sogar bereitfinden, mit einem Nestbau auf ebenem Boden fürlieb zu nehmen.

So verlebte denn Peter an der Seite eines geliebten Weibes einen glücklichen Sommer, und alles wäre in bester Ordnung gewesen, wäre nicht der Herbst gekommen. Als die Zugzeit nahte, siegte auch in Peters Gattin die Natur über Liebe und Treue, und eines schönen Tages flog sie samt ihren Kindern davon und ließ ihren Peter in der alten Einsamkeit zurück. Der arme Storchwitwer war den ganzen Winter über mehr denn je in sich gefehrt und schier untröstlich, als im nächsten Frühjahr seine junge Frau nicht zu ihm zurückkehrte. Und der Sommer verging, und wieder kam der Winter und nach ihm der neue Frühling. Wie jedes Jahr,

so verfolgte auch diesmal Peter den Flug der heimkehrenden Freunde. Da — wer beschreibt seine Freude! — kommt es rauschend herabgeflogen, und vor ihm, nach anderthalbjähriger Trennung, steht frisch und gesund die verloren geglaubte Gattin. Alles schien in Ordnung, nur auf dem flachen Erdboden schien das neu vereinigte Ehepaar nicht wieder bauen zu wollen. Der Hofbauer merkte das an Peters vergeblichen Versuchen, auf das Dach des Schuppens zu gelangen, und ließ sofort eine bequeme Leiter bauen. Diese wurde von Peter auch richtig benutzt, und dann nistete das Paar einträchtig auf dem Dache. Im Herbst aber verließ die Storchmadame ihren Peter wieder, um ihn nie wiederzusehen, denn bald nach ihrem Wegzuge fand der Hofbauer seinen zahmen Peter tot auf dem Neste. C. L.

Große und kleine Diebe. — Eine amerikanische Zeitung charakterisiert diese wie folgt. Wenn jemand eine Million stiehlt, ist er ein Finanzgenie, wer sich mit einer halben begnügt, zählt zu den klugen Leuten; wer mit 100,000 Dollars durch die Lappen geht, ist gerieben, und mit 50,000 Dollars hat er Unglück im Geschäft gehabt; ein Diebstahl von 25,000 Dollars ist eine Unregelmäßigkeit, und wer 10,000 Dollars einsteckt, ist ein gerissener Spekulant; mit 5000 Dollars nennt man es Unterschleif und mit 1000 Dollars Schwindel; wer 100 Dollars stiehlt, ist ein frecher, wer 10 Dollars stiehlt, ein ganz gemeiner Dieb; wer aber einen Schinken oder einen Laib Brot nimmt, ist ein verkommenes Subjekt, ein Auswurf der Gesellschaft. D. v. B.

Die Vampire der Eingeweide. — Man kann, so sagt der italienische Arzt und Hygieniker Doktor P. Favaro, ohne Furcht, einfältig zu erscheinen, das Zugeständnis machen, daß den meisten Sagen einige Wahrheit zu Grunde liegt. Man weiß heute, daß es Vampire, wie sie sich die Alten vorstellten, nicht gibt, und daß die hierfür gehaltenen Tiere zwar häßliche, aber im übrigen ganz unschuldige Wesen sind. Hingegen hat die heutige Medizin im Eingeweide vieler Kranken winzige Parasiten entdeckt, denen man mit Recht den Namen Blutsauger beilegen darf, mit Haken und Saugvorrichtungen versehene Vampire, fähig, sich an der Schleimhaut unserer Därme festzusetzen, letztere zu verletzen, um sich an unserem Blute zu laben, und dergestalt schwere Gesundheits-

störungen herbeiführen, da diese beständige Blutabzapfung zu einer besonderen Form von Anämie oder Blutarmut Anlaß gibt, die sehr ernst genommen werden muß und bis vor wenigen Jahren noch den Forschern unerklärlich war.

Der Vampir der Sagen arbeitete im Dunkel der Nacht auf der Haut des harmlosen Schlafers — der Vampir der Gegenwart, der wirkliche Vertilger des Menschenblutes, erscheint in der Hülle eines dünnen, kaum zentimeterlangen Wurmes, der sich im geheimnisvollen Innern der menschlichen Eingeweide entwickelt und langsam, aber sicher auch den stärksten Körper zum Verfall bringt. Die Krankheit, die ihn kennzeichnet, hat eine derartige Ausdehnung gewonnen und neuerdings auch in deutschen Landen solche Schäden angerichtet, daß man ihr als einem sozialen Übel besondere Beachtung zuwenden muß.

Der Übeltäter hat den Namen *Anchylostoma* bekommen, und die Neuzeit hat erkennen gelernt, daß der Eindringling ganz andere Wege nimmt, als man vordem glaubte. Die von ihm abgesetzten Eier, die in unseren Darmausscheidungen auf der Suche nach weiteren Opfern von dannen ziehen, besitzen eine außerordentliche Widerstandskraft gegen die Wirkungen des Lichtes, des Wassers und der Verwesung. Es darf uns daher nicht wundern, daß die Gärten- und Felderdüngung mit menschlichen Abscheidungen, die derartige Keime in sich bergen, die Verunreinigung des Trinkwassers, wie zum Beispiel überall da, wo sich große Arbeitermassen zusammenhäufen, so bei Bergwerken, Tunnelbauten und so fort, mächtige Ursachen zur Ausbreitung dieses Krankheitskeimes sind, der dergestalt leicht in unsere Verdauungswege gelangt, wo er sich entwickelt und zum Körperverfall führt. Mit Speise und Trank dringen diese unsichtbaren Eier in unseren Körper als tückische Feinde.

Der französische Forscher Professor Calmette hat alles das in einem besonderen Buche klargelegt und auf die große Ausbreitung des Übels in Frankreich und anderen Ländern aufmerksam gemacht. Der Mailänder Arzt Doktor Ripamonti stellt sich ihm zur Seite mit den Worten: „Auch bei uns in Mailand ist die Krankheit in Stadt und Land in beunruhigender Zunahme. Ich mache meine Kollegen ganz besonders darauf aufmerksam, wenn sie einen recht

hartnädigen, sonst unerklärlichen Fall von Blutarmut vor sich haben. Viele Kranke werden unter allerlei Mutmaßungen in die Hospitäler geschickt, während man sofort Klarheit hätte, wenn man die Darmausscheidungen einer mikroskopischen Untersuchung unterzöge.“

Diese Krankheit, die all den anderen Mitteln widersteht, die man sonst bei schweren Fällen von Blutarmut ins Treffen zu führen pflegt, heilt übrigens leicht und schnell, sobald man die einfachen wurmabtreibenden Mittel in Anwendung bringt. Ohne eine solche Kur aber dauert das Übel ungeachtet aller sonstigen Kräftigungskuren fort, weil eben die Wurzel nicht ausgerottet ist. Nur wenn man die Heimsuchung an der letzteren anpackt und jene Medicinen anwendet, die den Würmern die Luft zum weiteren Aufenthalt im Menschenleib benehmen, ist völlige Gesundung zu erlangen. Doktor Favaro weist übrigens mit Recht darauf hin, daß die Aufgabe des Arztes und Hygienikers mit der Heilung des einzelnen nicht erschöpft sei. Wenn man bedenkt, daß der Wurm eine außerordentliche Menge von Eiern hervorbringt, und daß diese mit den Ausscheidungen überallhin verstreut werden, wenn man ferner erwägt, daß die Reinlichkeit in den niederen Klassen gar manches zu wünschen übrig läßt, wird man verstehen, daß die Gelegenheiten zur Einführung des Wurmes nur zu zahlreich sind und zum Beispiel mit den Gemüsen und Früchten beginnen, welche man mit dem Inhalt der Sentgruben zu düngen pflegt, und sich auf den Boden und das Wasser erstrecken, welche beiden nur zu leicht diese Keime aufnehmen. Hier mag dann die Hygiene und Gesundheitspolizei vorbeugend und schützend eingreifen. — E. P.

Der gewissenhafte Nachtwächter. — Beim Dorfschulzen zu D. in Niederfachsen sind die Bauern versammelt und beraten über Einnahmen und Ausgaben. Beim Nachtwächterlohn angekommen, bemerkt der Nachbar Lohmann: „Dat Geld för den Nachtwächter is ook wegsmeeten; ic hew den Nachtwächter Paukschen in twee Johrn noch nich sleuten hört.“

Am anderen Tage hält der Schulze dem Nachtwächter dies vor und sagt: „Pauksch, öwer di is Klog inloopen; du büst nich am Posten, Lohmann seggt gisteren, er hätt di in twee Johrn noch nich sleuten hört.“

Am Abend, als Lohmann längst zur Ruhe gegangen, hört er

unausgeseht den Nachtwächter unter seinem Fenster pfeifen. Nachdem er dies eine Weile mitangehört, macht er sich endlich auf ans Fenster und ruft: „Paußsch, Minsch, wat is mit di hüt los?“

„Joa,“ sagt Paußsch, „du häst jo gistern seggt, dat du mi in twee Johrn nich häst sleuten hört; du sollst doch nich to Schaden kumen, und nu wull ick hüt allens nachholen.“ D. v. B.

Warum folgt auf ein gutes Obstjahr ein schlechtes? — Es ist eine alte Erfahrung, daß auf ein besonders gutes Obstjahr ein Jahr mit nur geringem Obstertrag zu folgen pflegt. Diese Erscheinung beruht auf Vorgängen, die nötig sind, um das Gleichgewicht im Haushalt der Bäume aufrecht zu erhalten. Die Stoffe, aus denen sich die Früchte aufbauen, namentlich die Stärke, werden durch Aufnahme von Kohlensäure aus der Luft unter Mitwirkung der Blattgrünkörner und des Lichtes in den Blättern erzeugt. Die hier gebildete Stärke wird verflüssigt und wandert zum Teil zu den Stellen hin, wo die Früchte angehängt werden. Sie wird dann hier zum Aufbau der Früchte verwendet. Ein anderer Teil der in den Blättern erzeugten Stärke wandert in den Baumstamm, wo sie zu Holz verarbeitet wird.

Ist nun ein Jahr sehr obstreich, gelangen also viele Früchte zur Ausbildung, so wandert der weitaus größte Teil der in den Blättern entstehenden Stärke nach den Stellen, wo der Fruchtansatz erfolgt. Da die Blätter nur eine gewisse Stärkemenge hervorbringen vermögen, so ist in einem obstreichen Jahr derjenige Teil der Stärke, welcher in den Stamm wandert, nur gering. Infolgedessen stockt hier die Holzbildung, und es wird nur wenig neues Holz angehängt. Auch nach der Fruchtreife wird in den Blättern noch Stärke erzeugt. Diese wandert sämtlich in den Holzkörper, wo sie als Reservestoff aufgestapelt wird.

Es ist klar, daß in einem starken Holzkörper mehr Reservestoffe aufgestapelt werden können als in einem schwachen. Der schwache hat sozusagen nicht so viele Behälter, in denen er die Reservestoffe aufnehmen kann. Da nun aber in einem obstreichen Jahr nur wenig neues Holz gebildet worden ist, so fehlt es jetzt an Behältern zur Ablagerung der Reservestoffe, und die Menge der aufgestapelten Reservestoffe ist daher nur verhältnismäßig gering.

Die Reservestoffe werden nun im nächsten Frühjahr zur

Entwicklung der Blüten verwendet. Da aber nach einem obstreichen Jahr der Vorrat an Reservestoffen nur gering ist, so werden im darauffolgenden Frühjahr auch nur wenig Blüten entwickelt, und demgemäß können nur wenig Früchte gebildet werden. Es tritt daher jetzt ein schlechtes Obsthjahr ein.

Für den Baum selbst ist dieser Umstand von Vorteil, denn die Stärke, die nun in dem obstarmen Sommer von den Blättern erzeugt wird, wird jetzt vorzugsweise zum Holzansatz verwendet, so daß sich der Stamm kräftig entwickelt. Zugleich erhält er damit wieder zahlreiche Behälter zur Aufnahme von Reservestoffen, und so kann er dann im nächsten Jahr auch wieder eine größere Anzahl von Blüten zur Entwicklung bringen, so daß nun, wenn die Witterungsverhältnisse günstig sind, von neuem ein reicherer Obsthjahr angefangen werden kann. Th. S.

Ehen werden im Himmel geschlossen, das ist eine Ansicht, die bei nahezu jedem Volke und durch alle Zeitalter des Menschengeschlechts zu verfolgen ist. Auch bei den Buddhisten stand es von jeher und bis auf diesen Tag als unbestreitbare Tatsache fest, daß Eheleute schon in einer früheren Existenz auf irgend eine Weise zusammengehört haben. Eine Gottheit, die sie *Que lasu* nennen, der „alte Mann aus dem Monde“, habe das Amt, alle füreinander bestimmten Paare mit einer seidenen Schnur zusammenzubinden. Nach dieser Zusammenfügung gibt es nichts in der Welt, was die spätere Ehe verhindern könnte. Wo aus einer in Aussicht genommenen Heirat nichts wird, da hat eben nach ihrer Auffassung *Que lasu* seines Amtes nicht gewaltet, die Ehe war im Himmel nicht beschlossen. C. D.

Die verpfändete Guillotine. — Im Jahre 1847 befand sich der Pariser Hentker Sanson, dessen Großvater den König Ludwig XVI. hinrichtete, in Geldnot. Er wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er die Guillotine verpfändete. Es sei hier eingeschoben, daß Sanson der Ältere oft von der Hinrichtung des Königs erzählte und dabei erwähnte, daß das Fallbeil den Kopf Ludwigs XVI. nicht mit einem Hiebe vom Rumpfe trennte, sondern daß er auf das Eisen habe drücken müssen, ehe der Halswirbel durchschnitten war. Der Enkel dieses Mannes nun befand sich, wie gesagt, 1847 in dringender Geldnot, und er vermochte seine Gläubiger, die ihn in

den Schuldturm abführen lassen wollten, selbst durch den Hinweis auf sein Amt, dessen der Staat dringend bedürfe, nicht zu beruhigen. In dieser Lage kam er auf den Gedanken, um seinen quälendsten Verpflichtungen nachzukommen, die Guillotine zu versehen. Ein böser Zufall aber wollte, daß kurz darauf ein Verbrecher zum Tode verurteilt wurde, und der Henker den Auftrag erhielt, sein Instrument zur Vollziehung der Todesstrafe bereit zu halten. In tödlichster Verlegenheit lief Sanson zu dem Pfandleiher, der dies seltsame Objekt in Händen hielt, und bat ihn flehentlich, ihm die Guillotine wenigstens für einen Vormittag überlassen zu wollen. Aber alle seine Worte und Bitten waren vergeblich, und da der Verurteilte nicht ohne Guillotine geköpft werden konnte, so sah Sanson sich gezwungen, dem Generalprokurator die peinliche Lage, in der er sich befand, mitzuteilen. Sofort wurde nunmehr die Guillotine für den geforderten Preis von 4000 Franken ausgelöst, Sanson aber seines Amtes entlassen. D. v. B.

Soldatentreue. — Der englische General Horsford war ein großer Gegner der Soldatenehen. Als er noch Kommandeur eines Schützenregiments war, bat ihn eines Tages ein Soldat um die Heiratsverlaubnis. Er begründete sein Gesuch damit, daß er bereits zwei Auszeichnungen für gute Führung erhalten und außerdem fünf Pfund auf der Sparbank habe.

„Komm in einem Jahre wieder,“ sagte Horsford. „Wenn du dann noch derselben Meinung bist, sollst du heiraten dürfen.“

Pünktlich am Jahrestage nach der Unterredung wiederholte der Soldat seine Bitte.

„Willst du denn wirklich immer noch heiraten?“

„Jawohl, Herr Oberst!“

„Also dann heirate meinetwegen! Sollst sogar noch ein Pfund von mir als Hochzeitsgeschenk erhalten, denn ich hätte nie gedacht, daß in einem Soldaten so viel Treue vorhanden ist.“

Der Soldat steckte vergnügt das Geld ein, wendete sich aber, bevor er das Zimmer verließ, nochmals um und sagte: „Meinen besten Dank, Herr Oberst; aber es ist jetzt eine andere!“ M. N.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Welles in Wien.

Seidenstoffe, Foulards, Stickerei-

•Roben und Bloufen auf Battist, Seide etc. zollfrei

Kataloge franko

Seidenstoff-Fabrik Union

Muster franko

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., **Zürich,**

Zu haben in Drogerien u.
Haushaltungsgeschäften.

*Für Küche Haushalt, Badezimmer
Laden, Hôtel, Restaurant ist*

SAPONIA

*ein vorzügliches Putz- u. Scheuermittel
besonders für Gegenstände aus
Email, Porzellan, Holz, Marmor, Glas etc.
Saponia-Werke in Offenbach a. M.*

Zu haben in Drogerien u.
Haushaltungsgeschäften.



Aug. Leonhardi's Tinten sind

Das Beste für Bücher, Dokumente, Akten und
Schriften aller Art, für Schule u. Haus!

Spezialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte
Eisengallus - Tinten, Klasse I.

Infolge besonderer Herstellung von unübertroffener
Güte und billig, weil bis zum letzten Tropfen
klar und verschreibbar.

**Kopiertinten, Schreibtinten,
Farbige Tinten,
Ausziehtuschen in 42 Farben,
Flüssiger Leim und Gummi,
Stempelfarben und -Kissen,
Hektographentinte und -Blätter,
Wäschezeichentinten.**

Aug. Leonhardi, Dresden,

Chem. Tintenfabriken, gegr. 1826.

Erfinder und Fabrikant der weltberühmten
Alizarin-Schreib- und Kopiertinte,
leichtflüssigste, haltbarste u. tief schwarz werdende
Eisengallustinte, Klasse I.

Schreibmaschinenbänder

mit gewebten Kanten in vorzüglichster Qualität,
für alle Systeme und in allen Farben. **Schwarze**
für Urkunden vom kgl. preuss. Justizministerium
genehmigt.

D R M. S. N° 13867.

Illustrirte Romane und Erzählungen.

Jeder Band in farbigem Umschlag 1 Mark.

In dieser beliebten Sammlung sind bisher erschienen:

- Freih. Döring, Die Hege. Illustrirt von L. Berwald.
—, Die Wette. Illustrirt von E. Cucuel.
Eduard Engel, Des Lebens Würfelspiel. Illustrirt von Hanns Anter,
Rich. Mahn und Oskar Theuer.
Ludwig Fulda, Die Hochzeitsreise nach Rom. Illustrirt von Paul Rieth
und Rich. Mahn.
F. C. Heer, Der Spruch der Fee. Illustrirt von E. Jeanmaire und Rich.
Mahn.
Heinz von Hemstert, Die Gewittertante. Illustrirt von F. v. Reznicek.
Paul Hefse, Der Schutengel. Illustrirt von E. Münch.
Alex. Mozkowski, Das Über-Wühl. Illustrirt von G. Fechner und Eug.
Siegert.
—, Flatterminen. Illustrirt von Walther Caspari.
Ernst Mueltenbach, Auf der Sonnenfette. Illustrirt von C. Reichert,
A. Mandlik, R. Reinide u. a.
Ernst und Ute Mueltenbach, Aus junger Ehe. Illustrirt von C. Webenmeyer.
A. Noël, Didiers Braut. Illustrirt von F. Glavaty.
—, Freundinnen. — Im Lichtmeer. Illustrirt von Konrad Gaerdsörfer.
Doppelband. (Preis 2 Mark.)
Hans Oden, Tannhäuser. Illustrirt von E. Heilemann.
Anna Ritter, Margherita. Illustrirt von Rich. Mahn.
Hermann Schöne, Theater-Bohème. Illustrirt von Rich. Mahn.
Richard Stobronnek, Die Frau Leutnant. Illustrirt von E. Rosenstand.
Doppelband. (Preis 2 Mark.)
Rudolph Straß, Du und ich. Die Geschichte eines armen Offiziers. Illustrirt
von F. v. Reznicek. Doppelband. (Preis 2 Mark.)
—, Der Stern von Ungora. Illustrirt von Paul Hey.
—, Samum. Illustrirt von Chr. Speyer.
—, Vorbei. Eine Geschichte aus Heibelsberg. Illustrirt von E. Münch.
—, Die Hand der Fatme. Mit 32 Illustrationen. Doppelband. (Preis 2 Mark.)
—, Wundes Wild. Mit 27 Illustrationen. Doppelband. (Preis 2 Mark.)
Leo von Torn, Capricen. Illustrirt von F. Glavaty.
G. Villinger, Benz. Illustrirt von A. Wald.
—, Im Wonnetal. Illustrirt von A. Wald.
Richard Voh, Neue römische Geschichten. Illustrirt von Walther Caspari.
—, Santina und anderes Römische. Illustrirt von Max Schlichting.
Adolf Wilbrandt, Der Rosengarten. Illustrirt von Paul Rieth.

Obige Bände sind auch elegant gebunden zum Preise von je 2 Mark
(Doppelbände je 3 Mark) erhältlich.

In diesen Bändchen bieten wir eine Serie von Novellen hervorragender und be-
liebter Autoren dar, welche, von Künstlerhand mit zahlreichen Textillustrationen ge-
schmückt, mit eleganter Ausstattung einen außergewöhnlich billigen Preis verbinden.
Als gute und interessante Unterhaltungslektüre können wir diese Novellen
ganz besonders empfehlen.

— Zu haben in allen Buchhandlungen. —

Dr. Oetker's

Backpulver,
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

U
Einblick auf die ungeheure Ausdehnung des Gesamtgebietes der medizinischen Wissenschaft für jeden besonderen Zweig einen anderen, auf dem betreffenden Gebiet als Autorität bekannten Mitarbeiter gewonnen.

„Die Gesundheit“ verbreitet sich über alle Gebiete der Heilkunde, sie befaßt sich mit allen Abschnitten des menschlichen Lebens, sie ist in ihrer Art einzig und unerreicht dastehend, ein Hausbuch, das wertvoll ist für jedermann, auch für diejenigen, welche andere, ähnliche Werke bereits besitzen.

◀ Zu haben in allen Buchhandlungen. ▶

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 902 0

**WILSON
ANNEX**